

Erzählen über das Elend

Armut in der Literatur von Autorinnen des Vormärz

Dissertation

zur Erlangung des Doktors der Philosophie

am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften

der Freien Universität Berlin

vorgelegt von

Mirjana Vuković-Reif, M. A.

Erstgutachterin: Prof. Dr. Irmela von der Lühe

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Sabine Schülting

Disputation am: 15.10.2018

Meiner Mutter

Prof. Dr. Drenka Vuković

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG: EIN „UNWOHLSEIN“	1
PAUPERISMUS, AUTORINNEN UND DIE LITERATUR DER 1840ER-JAHRE	10
1. Die soziale Frage und die Literatur der 1840er-Jahre	12
2. Die Autorinnen des Vormärz	20
Louise Aston (1814–1871). <i>Femme libre</i> und Revolutionärin	30
Louise Otto (1819–1895). Für die Rechte von Bürgerinnen und Arbeiterinnen	39
Bettina von Arnim (1785 – 1859). Das sozialpolitische Spätwerk	46
3. Literarische Verfahren zwischen der Wiedergabe des „wirklichen Leben[s]“ und den „Ideale[n]“ der Ästhetik	50
4. Die Ebenen der Gestaltung	56
DIE ELENDSFRAGE IN DEN ERZÄHLTEXTEN VON AUTORINNEN DES VORMÄRZ	59
1. „Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schnödes Gold“. Louise Aston: <i>Aus dem Leben einer Frau</i> (1847)	59
1.1. Die gespensterhaften Gestalten der armen Fabrikarbeiter	59
1.2. Der Warenhandel als Gesellschaftsordnung	65
1.3. Das bescheidene Pfarrhaus als Bild der „spießbürgerlichen Phantasie“	71
1.4. Die Entwicklung der Frau: Bildungsidealismus und Desillusion, Gewalterfahrung und Apathie, Philanthropie und Rebellion	77
1.5. Der politische Exkurs	83
1.6. Schreiben über das „Leben [...] mit seiner Noth“	90
1.7. Unterhaltsamer Liebesroman und sozialer Roman	95
2. „Aufmerksam sollen die Leute werden auf unsere Noth“. Louise Otto: <i>Schloß und Fabrik</i> (1846)	100
2.1. „ich werde [...] den Armen [...] manche Wohlthat erzeugen können“. Die Dekonstruktion des Weiblichkeitsideals der Wohltätigkeit	100
2.2. „Drinne[n] in den elenden Wohnungen der Fabrikarbeiter“. Die räumlichen Aspekte der Not	106

2.3.	Die „thierischen Züge“ der armen Fabrikarbeiter. Pauperismus und Humanität	110
2.4.	„Ändern hieße die Ordnung stören“. Der Aufstand	115
2.5.	Zwischen „vernünftige[r] Weiterentwicklung“ und dem „Umsturz aller gegebenen Verhältnisse“	117
2.6.	„Sollte jemand an diesem Zitat Anstoß nehmen“. Der Roman und die soziale Frage 120	
2.7.	„spielend lernen“. <i>Schloß und Fabrik</i> und die Leserschaft	124
3.	Die „Kräfte emanzipieren“. Bettina von Arnim: <i>Armenbuch</i> (1844)	130
3.1.	Die Gattungstriade: Vermittlung von Faktenkenntnis, Emotion und Reflexion	130
3.2.	Statistisches Großprojekt unter dem Deckmantel eines „Werk[es] der Menschenliebe“	134
3.3.	Die Abhandlung <i>Über Industrialismus und Armuth</i> : Vom gestörten Verhältnis zwischen dem armen Arbeiter und der Gesellschaft	138
3.4.	Das Märchen <i>Heckebeutel</i> : Die Versprechen der Leistungsgesellschaft	142
3.5.	Das <i>Nachwort</i> : Die Entlarvung einer Irreführung	148
3.6.	Das Vorurteil der „selbstverschuldeten“ Armut	152
3.7.	Vom Erzählen der „Wahrheit“ über das Elend	155
3.8.	Die Lösung der Armutfrage: Emanzipation als „Selbstthätigkeit“	158
3.9.	Literarisch-politischer Selbstentwurf: Das sozial engagierte Genie	163
4.	Von der Marginalisierung zur Grenzverschiebung. Vormärz-Autorinnen erzählen über die soziale Frage	172
	Dank	182
	Literaturverzeichnis	183

EINLEITUNG: EIN „UNWOHLSEIN“

„Am Morgen bin ich ausgegangen, das Modellodginghouse in Albertstreet (...) aufzusuchen.“ Das Haus, das die Vormärz-Autorin Fanny Lewald während ihres Aufenthalts in London erkunden und im *Reisetagebuch* (1852) beschreiben möchte, dient als Quartier für Arbeiterfamilien, die in Armut leben. Auf dem Weg dorthin, der von einem wohlhabenden in einen armen Stadtteil führt, nimmt die Besucherin auffällige Veränderungen in ihrer Umgebung wahr:

Es regnete fortwährend, die Straßen wurden immer enger, immer ärmlicher, ihr Charakter mir immer fremder. Ich war in trockenem Wetter von zu Hause fortgegangen, also in einem hellen, seidnen Kleide und gutem Hute, die nun in den kleinen, schmutzigen, verregneten Straßen, unter all den zerlumpten Kindern, Weibern und Mägden, neben den im Regen hanthierenden Kohlenträgern und Lumpensammlern, mir selbst unheimlich erschienen. [...] Die schwüle Luft [...] steigerte die Furcht das Gefühl von Beängstigung und Beklemmung bis zum wirklichen Unwohlsein. Es flirtete mir vor den Augen, die Kirche [...], die ich vor mir liegen sah, schien immer weiter fortzurücken [...]. Ich sagte mir, daß dies Einbildungen wären, daß es eine Täuschung der Sinne sei, aber mein Unwohlsein wurde dadurch nicht geringer [...]. Ich malte mir es aus, wie diese fremden Menschen mich aufheben, mich in irgend ein unreinliches Zimmer tragen, wie schmutzige, lieblose Hände mich berühren, mich auskleiden, wie Niemand wissen würde, wohin ich gehöre [...].

Das einzige, was mich tröstete, waren die Visitenkarten mit meiner Wohnungsangabe, die ich in der Tasche hatte. Vom Entsetzen ging ich nun zu Schlüssen über. [...] Ich fragte mich, heißt das die Menschheit ehren [...]? Ich schalt mich für die [...] Phantasteien [...]. (82 f.)

Zwar ist die geografische Entfernung zwischen den „ärmliche[n]“ Straßen und dem wohlhabenden Viertel sehr gering und in einem kurzen Fußweg zu bewältigen, doch sind die Unterschiede zwischen beiden Orten in den Augen der Reisenden ungeheuer: Die Kleidung und Haltung der Menschen, die Eigenschaften des Raumes, die Lichtverhältnisse, sogar die Luftqualität und die Wetterbedingungen werden von der Erzählerin in drastischen Kontrastverhältnissen zueinander wahrgenommen. Die beschriebenen Gegensätze (hell – dunkel, trocken – schwül, weiträumig – eng, sauber – schmutzig, gepflegt – zerlumpt) werden zu Klischees, die die Welten von Arm und Reich kennzeichnen und scheinbar unüberbrückbar voneinander trennen. Die deutsche Besucherin, Tochter eines gutsituierten Kaufmannes, fühlt

sich wildfremd, und zwar nicht nur, weil sie sich im Ausland befindet, sondern auch, weil sie einen ihr unbekanntem Lebensraum betritt, in dem völlig andere Bedingungen und Regeln herrschen. Die Angst vor dem Andersartigen steigert sich zu einem Gefühl des Schauers („unheimlich“) und zu einem klaustrophobischen Anfall, der schließlich in Todesangst gipfelt: „der Gedanke, ich könnte [...] in diesem Stadttheile sterben, sträubte mir das Haar auf dem Kopfe“ (S. 83 f.).

Während die Erzählerin die Menschen und den Raum des Elends erkundet, ergreift ein tiefes existenzielles „Unwohlsein“ von ihr Besitz. Die Gewissheiten ihrer geordneten Welt, etwa die Kirche bzw. Religion, scheinen in weite Ferne „fortzurücken“ und ihr nicht die verlässlichen und sinnvollen Antworten geben zu können wie sonst. Die intellektuelle Erfassung der Armut, die sie sich zum Ziel ihrer Reise gesetzt hat, fällt der Erzählerin schwerer als sie gedacht hat: Sie ist sich nicht länger sicher, was „Einbildungen“ oder „Täuschung[en]“ sind und was die Wirklichkeit darstellt. Die Welt der Armut, so bildet sie es sich ein, sei von „lieblose[n]“ Menschen besiedelt, die auf jegliche Gelegenheit lauerten, eine Frau zu entblößen und sie ihrer Wertsachen zu berauben. Solche Unsittlichkeit und Kriminalität weicht von den Regeln der Welt ab, der die Erzählerin sich zugehörig fühlt, der Welt der Sittlichkeit, der Ordnung und des Anstandes. Schließlich ist es ein Text („die Visitenkarten mit meiner Wohnungsangabe“), der ihr Orientierung gibt und der sie dazu anregt, das Gefühl des „Entsetzen[s]“ zu überwinden und sich vernunftgeleiteten „Schlüssen“ zuzuwenden:

Kurz ich nahm mich zusammen, fragte bei der nächsten Frau, der ich begegnete, nochmals um den Weg nach Lodginghouses, sie ging sprechend ein Ende neben mir einher, und der Ton der menschlichen Stimme brachte mich wieder zur Vernunft und zu mir selbst zurück. Eine Viertelstunde später hatte ich die Modelhäuser erreicht. Es sind deren drei vorhanden. Zwei davon sind für Familien eingerichtet, eins für unverheirathete Arbeiter. In diesem letzteren leben augenblicklich vierzig Männer. (S. 85)

Das Gespräch mit einer armen Arbeiterin führt sie zu der Erkenntnis, dass es sich bei „diese[n] Leute[n]“ um (Mit-)Menschen handelt, dass also die „menschlichen“ Ähnlichkeiten doch größer sind als die Unterschiede. Ihre Erfahrung, dass sie und die ärmliche Arbeiterin unerwartete, grundlegende Gemeinsamkeiten haben, übt auf die Erzählerin eine besondere Wirkung aus: Sie fühlt sich in ihrem Umfeld stärker und selbstbewusster. So erweist sich der Dialog mit der Arbeiterin als ein wirksames Mittel sowohl gegen die unwahren „Einbildungen“ als auch gegen

die panische Furcht. Zuletzt sind Aufzählung und Kategorisierung – der Häuser, der Schlafplätze, der armen Familien – die Mittel, die die Erzählerin endgültig zu einem zuversichtlichen Ton zurückfinden lassen. Der Rekurs auf nichtfiktionale Elemente, auf Zahlen, macht die Erfahrung des Elends für sie handhabbar und macht die narrative Erfassung des Phänomens möglich. Im Text werden die sog. „Lodginghouses“ als ein vorbildliches Instrument im Kampf gegen die Massenarmut inszeniert, die im Zuge der industriellen Revolution zuerst in England und einige Jahrzehnte später in den deutschen Ländern ausbrach. Es ist nicht etwa ein voyeuristisches Verlangen, den Londoner Untergrund zu beobachten, welches das Erzählvorhaben der Autorin leitet, sondern es ist der Wunsch, das neue Phänomen des Arbeiterelends zu verstehen und den deutschen Leserinnen und Lesern von Lösungsansätzen zu berichten.

Was die Welt der Armut betrifft, so verortet die Erzählerin zunächst Sittlichkeit und Ordnung auf der einen Seite und Gewalt und Chaos auf der anderen. Was ist der Grund dieser Kontrastierung, die zuvor vor allem in Texten über Verbrecher oder Aufständische errichtet wurde? Macht die scheinbare moralische Verwahrlosung die Elenden zu Außenseitern, die die Existenz der ‚normalen‘ Gesellschaft gefährden, ähnlich wie es die Besucherin für sich selbst in ihrer (anfänglichen) Todesangst empfand? Soll man die Distanz wahren oder das Gespräch suchen, kontrollieren oder Hilfe leisten? Aus der Spannung zwischen der ‚fremden‘ Sphäre des Elends und seiner Umgebung ergibt sich eine Irritation, die produktiv für die Entfaltung einer Geschichte genutzt wird. Dabei werden grundlegende Themen angesprochen: Hier geht es nicht nur um „Mägde[]“ und „Kohlenträger[]“ (S. 82), sondern um das Verhältnis zwischen sozialen Außenseitern und der Gesellschaft, zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung, sowie um Ängste, Vorurteile und die Suche nach der Wahrheit.

Im obigen Beispiel, dem Erzähltext einer Vormärz-Autorin aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, bringt das Thema Armut die Geschichte voran. Welches Potenzial hatten die Armen als literarische Figuren zu einer Zeit, in der im Zuge der Frühindustrialisierung ein großer Teil der Bevölkerung verarmte? Welche Möglichkeiten bot hier die Form des Reiseberichtes, also einer Gattung, die, um den Erzählgegenstand darzustellen, Fiktion und Fakten kombiniert? Und welche Rolle spielte dabei der Umstand, dass die Autorin, die Erzählerin und eine Figur in der Geschichte weiblichen Geschlechts sind? Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist es, die

narrative Organisation, die Funktionen und die Wirkung des Sujets „Armut“ in der Erzählliteratur von Autorinnen des Vormärz erstmals auszuloten.

Die Konfrontation der deutschsprachigen Öffentlichkeit mit dem Thema Armut spitzte sich insbesondere in den 1830er- und 1840er-Jahren auf grundlegende Weise zu, da damals eine Verelendung von breiten Bevölkerungsschichten stattfand. Diese Entwicklung war umfassenden sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen geschuldet: einerseits den Folgen der Bauernbefreiung, der Aufhebung des Zunftzwanges und der Einführung der Gewerbefreiheit, andererseits der Ausbreitung der Fabrikindustrie bei gleichzeitigem Niedergang der Heimindustrie.¹ Eine Vielzahl von ehemaligen Bauern, Handwerksgesellen und ihren Frauen und Kindern wurde zur neuen Unterschicht der Lohnarbeiter, die unter den Bedingungen der Frühindustrialisierung häufig nicht genug verdienten, um sich ernähren zu können. Schließlich führten auch das Bevölkerungswachstum, Missernten und Epidemien zur Ausbreitung von Massenarmut und Hungerkrisen, die unter anderem im Jahr 1844 im Aufstand der armen Weber gipfelten.

In der breiten und kontrovers geführten zeitgenössischen Debatte über die Ursachen der Not und über die Wege zu ihrer Bekämpfung wurden grundsätzliche Fragen, etwa jene nach Definitionen und Instrumenten zur Erfassung und Beschreibung der Armut, erörtert. „Eine ‚Armen-Statistik‘ für ein gegebenes Land aufzustellen“, so ein Mitglied des Statistischen Bureaus zu Berlin im Jahr 1849, gehöre „zu den allerschwierigsten Aufgaben“, denn zunächst müsse „ein fester Begriff zugrunde liegen. Wer ist arm?“² Weder bezüglich der wesentlichen Bestimmungsmerkmale der Armut noch hinsichtlich der Zahl der von der Not Betroffenen wurde in den 1830er- und 1840er-Jahren ein Konsens gefunden. Bezeichnend ist, dass man sich nicht einmal auf einen „zugrunde“ liegenden „feste[n] Begriff“ einigen konnte: So war unter anderem die Rede vom Phänomen des *Pauperismus*³ oder von *der sozialen Frage*.⁴ Es handelt sich um

¹ Geremek, Bronislaw: Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa. München: Artemis 1988.

² Tabellen und amtliche Nachrichten über den Preußischen Staat für das Jahr 1849. 4. Ausgabe. Berlin 1853, S. 429.

³ Conze, Werner: Proletariat, Pöbel, Pauperismus. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck. 8 Bde, 1972–1997. Bd. 5: Pro–Soz. Stuttgart: Klett-Cotta, 1984, S. 27–68.

⁴ Hohmann, Karl u. a. (Red.): Das Soziale in der Sozialen Marktwirtschaft. Ludwig-Erhard-Stiftung e. V. Grundtexte zur Sozialen Marktwirtschaft, Bd. 2. Stuttgart: Fischer 1988, S. 104.

Bezeichnungen, die aus den Armutsdebatten in England bzw. Frankreich – Ländern, die von ähnlichen Umbrüchen betroffen waren – entlehnt wurden. Da dort die Transformation in eine Industriegesellschaft etwas früher angesetzt hatte – im Falle Englands schon seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts – versprach man sich von diesen Beobachtungen eine Orientierungshilfe und verfolgte insbesondere die dortigen Publikationen mit großer Aufmerksamkeit. Die Zeitschriften und Romane aus den beiden europäischen Nachbarländern gehörten zu den meistgelesenen Veröffentlichungen, so etwa die Romane von Charles Dickens, Frances Trollope, Honoré de Balzac und Eugène Sue.⁵ Diese Autorinnen und Autoren haben gemeinsam, dass sie den sozialen Wandel und das Elend zum Gegenstand ihrer Romane machten und damit in den deutschen Ländern ein interessiertes Lesepublikum fanden.

Es war also die Erzählliteratur, insbesondere die Gattung des Romans, der anscheinend ein bedeutsames Potenzial in der Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Massenarmut zugeschrieben wurde. Gleichzeitig waren Romane den deutschen Behörden und Hütern der Moral ob ihrer angeblich subversiven Wirkung suspekt, insbesondere dann, wenn sie von den unteren Bevölkerungsschichten gelesen wurden. So warnte der Landprediger Johann Wilhelm Meinhold,

[...] daß insbesondere die Literatur seichter und üppiger Romane [...] die gefährliche Klippe sein wird, an welcher die gesammte Cultur der neuen Welt zerscheitert [...]. Denn, nicht blos zu den höheren, sogar schon zu den unteren Ständen ist dieses verderbliche Gift durchgedrungen, und der friedliche Handwerker, welcher sonst in der Feierstunde seine Bibel las, liest jetzt seinen Roman; ja sogar der Bediente und die Küchenmagd [...] unterhalten sich mit einer Lectüre, die weder [...] ihrem Stande oder ihren Verhältnissen angemessen ist.⁶

Eine Verbindung von ärmlichen Lesern und Romanen sei brenzlich genug, so Meinhold, aber noch viel gefährlicher werde die Situation, wenn auch noch das weibliche Geschlecht als Faktor hinzukomme, wie bei der lesenden „Bediente[n]“ und „Küchenmagd“. Ein Zusammenschluss von literarischem Schreiben, Weiblichkeit und „den unteren Ständen“ werde die „gesammte

⁵ Martino, Alberto: Restauration und Romankonsum. Die Blütezeit der Leihbibliothek (1815–1848). In: Ders.: Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756–1914). Wiesbaden: Harrassowitz 1990, S. 135–288, 280 f.

⁶ Meinhold, Johann Wilhelm: Ansichten und Vorschläge eines Landpredigers über die Nothwendigkeit, das Wesen und die Einrichtung einer Generalinspektion der öffentlichen Leihbibliotheken mit besonderer Bezugnahme auf den nachtheiligen Einfluß des Romanlesens auf den Geschmack und die Sitten der Nation. 1829. Zitiert nach Martino: Die deutsche Leihbibliothek, S. 158.

Cultur“ und die „Welt“, so wie man sie kenne, untergehen lassen. Es gehe in dieser Angelegenheit um nicht weniger als um den Erhalt des Abendlandes. Der Teilnahme von Frauen an der Literaturproduktion wurde unterstellt, dass sie zwingend einen Prozess der Zerspaltung der gegenwärtigen Ordnung in Gang setze.

Eine zusätzliche Steigerung erfuhr diese vermeintlich subversive Konstellation, wenn Frauen nicht nur als Leserinnen, sondern auch als Verfasserinnen von Romanen über die soziale Frage auftraten und auf diese Weise die Debatte nicht nur rezipierten, sondern diese auch aktiv mitgestalteten. Gerade dies traf auf die Autorinnen des Vormärz zu. Wenn sie schon, so die Schriftstellerin Louise Otto, in der Umbruchs- und Krisenzeit der 1840er-Jahre nicht „kämpfen, reden, handeln, wählen, organisieren“ dürfe, dann werde sie „[s]chreiben“⁷. Die Vormärz-Autorinnen hatten nicht nur gegen den Widerstand anzukämpfen, dem Romane über sozial brisante Themen begegneten, sondern bekamen darüber hinaus das Misstrauen zu spüren, das schreibenden Frauen prinzipiell entgegengebracht wurde. Der Umstand, dass die Autorinnen gleichsam einer *doppelten Marginalisierung* ausgesetzt waren, macht ihre Texte zu besonders interessanten Gegenständen für die vorliegende Studie, da es sich zu untersuchen lohnt, auf welche Art und Weise sie mit dieser Ausschlusspraxis umgegangen sind.

Angesichts des für den Vormärz charakteristischen Krisenbewusstseins stellt sich im Kontext der Epoche eine weitere Frage: Welche Bedeutung wird dem Thema Armut in einer Zeit zugewiesen, in der die Begeisterung über das industrielle Wachstum ins Wanken gerät? Wird die Elendsproblematik zum Ausdruck einer Krise des Fortschrittsoptimismus? Mit dem Armen wird notwendigerweise auch sein Umfeld, d. h. die sozialökonomische Ordnung, zum Thema.

Mit der steigenden Anzahl an Lohnarbeiterinnen und -arbeitern, die in Armut lebten, gewann die Literatur in den 1840er-Jahren einen neuen Imaginationsraum. Die bestehenden literarischen Muster, etwa die Geschichten über das bescheidene Glück, das in den Hütten der Armen vorherrsche, waren nicht länger passend. So waren die Autorinnen und Autoren der Erzählliteratur über das Elend mit der Herausforderung konfrontiert, neuartige Bilder, Figuren und Sujets zu konzipieren, um dem neuen Thema gerecht werden zu können. Aus diesem Grund widmet sich die vorliegende Untersuchung den Fragen, wo die literarischen Texte zu verorten sind, welchen Genres sie zuzuordnen sind und auf welche Art und Weise sie die Möglichkeiten dieser Formen ausschöpfen oder ihre Grenzen überschreiten. Die nachfolgenden Fragen sind

⁷ Otto, Louise: Vor dreißig Jahren. Neue Bahnen. Bd. 13. Nr. 9. 1878, S. 66.

ebenfalls für die Analyse relevant: Welche Motive und Bilder kommen vor, welche Anschlüsse an literatur- und geistesgeschichtliche Traditionen werden dabei im Text aktiviert und auf welche Art und Weise werden sie für die Darstellung des Pauperismus fruchtbar gemacht? Welche Spannungen ergeben sich aus dem Umstand, dass die Autorinnen in die für Frauen untersagten Sphären des Sozialen und Politischen vordrangen, und kommen diese Spannungen im Text zu Sprache? Bedienen sich die Autorinnen weiblich kodierter Genres (z. B. Liebesroman, sentimentaler Roman) oder eines Pseudonyms, um dem Druck der *doppelten Marginalisierung* zu begegnen?

Für die Frage danach, wie das sozialgeschichtliche Phänomen des Pauperismus in der Literatur von Autorinnen imaginiert und inszeniert wurde, werden solche Texte ausgewählt, in denen die Armut im Zentrum der Erzählung steht und eine maßgebliche Rolle spielt. Mittels einer entsprechenden Sondierung des Materials konnte zunächst eine Eingrenzung des Untersuchungszeitraums vorgenommen werden: Gegenstand der vorliegenden Arbeit sind somit Texte, die in den 1840er-Jahren entstanden sind. Infolge einer vorläufigen Liberalisierung der Zensur in diesem Jahrzehnt entwickelte sich ein Klima reger politischer Diskussion, in dem die Schriftproduktion zunahm. Im Rahmen dieser Konjunktur waren die publizistischen Bedingungen dafür gegeben, dass sich eine Generation von Vormärz-Autorinnen über sozialpolitische Themen äußern konnte. Nach der Unterdrückung der Märzrevolution im Jahre 1848 nahm die Strenge der Zensur jedoch erneut zu und die politische Publikationsstätigkeit von Frauen wurde per Gesetz verboten. Der zeitliche Rahmen der Untersuchung ist damit gegeben. Ferner sind die ausgewählten Texte zwischen zwei historisch einschneidenden Ereignissen entstanden: dem Weberaufstand 1844 und der Märzrevolution 1848. Da das Massenelend der Arbeiterschaft den sozialgeschichtlichen Hintergrund der vorliegenden Studie bildet und die genannten Zäsuren damit in einem direkten Zusammenhang stehen, fungieren der Weberaufstand und die Märzrevolution als Ausgangs- und Endpunkt des untersuchten Zeitraumes.

Die Suche nach Erzähltexten über das Thema des Pauperismus von Vormärz-Autorinnen gestaltete sich teilweise als schwierig. Eine erste Übersicht über die Autorinnen jener Zeit liefert der von Renate Möhrmann herausgegebene Sammelband *Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente*.⁸ Eine weitere Spur führte über die biografischen Hintergründe

⁸ Möhrmann, Renate (Hrsg.): *Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente*. Stuttgart: Reclam, 1978.

der Autorinnen, anhand derer vermutet werden konnte, dass sie sich mit dem Thema des Fabrikelends literarisch befasst haben könnten (familiäre Beziehungen zu Fabrikbetreibern, wohltätige Aktionen für die Armen u. Ä.). Einzelne Titel konnten über ihre Erwähnung in der Forschungsliteratur zur Darstellung der sozialen Frage in der deutschen Literatur ermittelt werden.⁹ Auf diese Weise wurde ein Textcorpus zusammengetragen, das Werke der Gattung der Erzählliteratur enthält und bekannte und weniger bekannte Autorinnen umfasst. Zum Teil waren die Texte nicht leicht erhältlich, insbesondere wenn seit dem Erscheinungsjahr keine Neuausgaben gedruckt worden waren. Es versteht sich, dass trotz der Bemühungen die Erzählliteratur von Vormärz-Autorinnen, die sich in den 1840er-Jahren dem Thema des Pauperismus widmeten, nicht vollständig erfasst werden konnte. Des Weiteren wurde auf eine Analyse der Texte von Vormärz-Autoren über die soziale Frage verzichtet, da dazu bereits in ausreichendem Umfang Forschungsliteratur existiert; zudem waren sie nicht von der doppelten Marginalisierung betroffen wie die Autorinnen.¹⁰ Für die Auswahl der hier behandelten Texte war entscheidend, dass sie einen repräsentativen Querschnitt darstellen sollen.

Die vorliegende Arbeit geht von der Verortung der Texte innerhalb eines Genres oder einer Gattung aus, um im nächsten Schritt die Möglichkeiten ihrer Überwindung zu erforschen. Dabei ist das Ziel, die Frage zu beantworten, wie die Autorinnen das Erzählen über das Elend individuell gestaltet haben. Bei den drei Texten von Vormärz-Autorinnen über den Pauperismus, die im Rahmen der Studie untersucht werden sollen, handelt es sich um zwei Romane, während sich der dritte Text der Erzählliteratur im weiteren Sinne zuordnen lässt. Auf den ersten Blick erfüllen die ausgewählten Texte die Konventionen des jeweiligen Genres: Louise Astons *Aus dem Leben einer Frau* (1847) die des unterhaltsamen Liebesromans, Louise Ottos *Schloß und Fabrik* (1846) die des Gesellschaftsromans und Bettina von Arnims *Armenbuch* (1844) die einer Denkschrift über die soziale Frage. Doch wandeln sie diese Konventionen auf grundlegende Weise um und bringen neue Elemente ein, um über das Elend zu erzählen. Da Bettina von Arnims *Armenbuch* den radikalsten Bruch mit den Gattungsvorgaben vollzieht, soll die

⁹ Adler, Hans: Der soziale Roman. In: Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Hrsg. von Rolf Grimminger u. Gert Sautermeister. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 5), S. 195–209.

¹⁰ Adler, Hans: Soziale Romane im Vormärz. Literatursemiotische Studie. Zugl. Bochum Univ. Diss., 1978. München: Fink 1980. Adler, Hans (Hrsg.): Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990.

Untersuchung dieses Textes zuletzt erfolgen. Also leitet nicht die Chronologie, in der die Texte entstanden sind, die Gliederung der vorliegenden Studie, sondern die Analyse der strukturellen Aspekte. Den Einstieg bildet die Analyse des Romans *Aus dem Leben einer Frau* der *femme libre* Louise Aston, in dem die Liebesgeschichte der Protagonistin die Leserschaft zu Erkenntnissen über die gesellschaftliche Lage von Fabrikarbeitern führt. Im Anschluss daran widmet sich die Studie dem Roman *Schloß und Fabrik* der Frauenrechtlerin, Publizistin und Autorin Louise Otto. Die politische Sprengkraft dieses Textes weckte das Interesse sowohl der Zensurbehörden als auch der Landtagsabgeordneten und Arbeitervereine.

Für die erzählenden Texte gilt, dass sich Bedeutung und Funktion der Genre-Innovationen vor allem vor dem Hintergrund des Zeitbezuges erschließen lassen. Daher soll einleitend zunächst die kontroverse Diskussion über die Darstellung der sozialen Frage in der Literatur nachgezeichnet werden. Schon diese Debatte lässt erkennen, dass die Frage der Möglichkeiten und Grenzen des Erzählens über das Elend eine zentrale Rolle in der Kulturgeschichte der 1840er-Jahre spielte.

PAUPERISMUS, AUTORINNEN UND DIE LITERATUR DER 1840ER-JAHRE

Frd. W. [Friedrich Wilhelm] IV. [...] liebt die angenehme Täuschung. [...] Er hat jetzt von den Armen alles zu fürchten und zu hoffen. Das wird er nicht glauben, u. die Hofschancen werden es ihm nicht begreiflich machen. Man wird ihm vorsagen, [...] es sei im Nothfalle mit dem ‚Lumpenpack‘ leicht fertig zu werden. Aber weiß er, *wieviel* Arme er hat?!¹¹

In dieser Passage spricht der Armutsforscher Heinrich Grunholzer von einer Irritation, die einige Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Debatte über den Pauperismus empfänden: Sie bezieht sich nicht nur darauf, dass nahezu keine Zahlen über das Ausmaß des neuen Elendsphänomens existierten, sondern auch darauf, dass Teile der Gesellschaft es angeblich bevorzugen würden, in der „angenehme[n] Täuschung“ zu verbleiben, statt sich mit dem Unwohlsein zu konfrontieren, das das Erzählen der Wahrheit über die Massenverelendung mit sich bringen würde. Im oben zitierten Abschnitt klingen mehrere Aspekte an, die die Diskussion der 1840er-Jahre über das Massenelend prägen: Es geht um die Furcht der oberen Schichten vor der neuen ‚Spezies‘ des armen Tagelöhners. Daher werden die armen Arbeiterinnen und Arbeiter häufig als „Lumpenpack“ imaginiert, d.h. als von Unsittlichkeit gezeichnet und zu Verbrechen neigend. Doch gibt es in der Diskussion auch andersartige Vorstellungen, die vom Christentum, von Humanität oder sogar von der Schauerliteratur beeinflusst sind. Das Bild des Armen, das die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Diskussion vor Augen haben, steht in einer Korrelation mit ihrer Sicht auf die ‚Lösung‘ der Not: Jene reicht von der Wohltätigkeit und dem Status quo, über Reformen bis hin zur Revolution – ein Zeichen dafür, dass sich die Perzeption des Armutproblems häufig in einem engen Zusammenhang mit der Beurteilung des Erfolgs bzw. Misserfolgs der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung befand.

Die Aspekte, die die Debatte über die Armut der 1840er-Jahre prägten, lassen sich in der Frage bündeln, auf welche Art und Weise *über das Elend zu erzählen* sei. Die Entscheidung, den

¹¹ Brief von Heinrich Grunholzer an Bettina von Arnim vom 21.11.1843. Zitiert nach Arnim, Bettina von: Werke und Briefe in vier Bänden. 3. Bd.: Politische Schriften. Hrsg. von Wolfgang Bunzel, Ulrike Landfester, Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1995, S. 1054 f.

Armen als potenziellen oder realen Verbrecher zu imaginieren, stellt eine mögliche Antwort auf diese Frage dar. Des Weiteren ist diese Frage so wichtig, weil es beim Gespräch über die Armut entscheidend war, was die Zeitgenossen „glauben“, „begreif[en]“ und „vorsagen“, d. h. auf welche Art und Weise sie ihre Wahrnehmung und Beurteilung des Elends sowie die Kommunikation darüber narrativ organisieren. Die Fragestellung umfasst auch das damals sehr aktuelle Bedürfnis, zwischen einer „Täuschung“ und der Wahrheit unterscheiden zu können, d. h. zwischen den wahren und den unwahren Geschichten, die über das Massenelend erzählt wurden.

Zum genannten Themenkomplex des Erzählens über die Massenverelendung gehört nicht zuletzt auch die Frage, wer das Recht hat, über Armut zu erzählen. Für die Mehrheit der Zeitgenossen zählten die Frauen nicht dazu. So wurde den „Romanschriftstellerinnen“ kurz vor der Mitte des 19. Jahrhunderts zwar die Fähigkeit zuerkannt, „Geschichten aus dem häuslichen Leben“ zu erzählen, doch würde ihre Vorstellung, über die „politischen“ Fragen der Zeit schreiben zu können, eine „Selbsttäuschung“ darstellen.¹² Trotz dieser Widerstände verfassten Autorinnen in den 1840er-Jahren eine Reihe von Erzähltexten über den Pauperismus.

¹² Schmidt, Julian: Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig: Herbig 1853, S. 346 f.

1. Die soziale Frage und die Literatur der 1840er-Jahre

Eine Untersuchung von Armutsdarstellungen in der Erzählliteratur von Autorinnen in den 1840er-Jahren sieht sich in besonderer Weise mit dem sozialgeschichtlichen Hintergrund der Massenverelendung konfrontiert. In diesem Jahrzehnt kam es zu grundlegenden Änderungen in der Beziehung zwischen den Armen und der Gesellschaft. Auch die Literatur leistete einen Beitrag zu diesen Veränderungen.

Der sozialgeschichtliche Hintergrund ist in der Forschung gut aufgearbeitet.¹³ Das Phänomen der Verelendung der Unterschichten in den 1830er- und 1840er-Jahren wurde von den Zeitgenossen als „soziale Frage“ oder sog. „Pauperismus“ bezeichnet. Ökonomiehistorisch fand ein rascher Wandel statt von den ständischen Formen der agrarischen und gewerblichen Produktion über die frühindustrielle Mechanisierung in den Manufakturen bis hin zum maschinisierten Fabrikssystem.¹⁴ Sämtliche europäische Länder diskutierten die soziale Frage in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, da sie als Begleiterscheinung ihrer Industrialisierung in Erscheinung trat. Auf deutschem Gebiet waren insbesondere diejenigen Länder betroffen, die eine entwickelte Textilindustrie hatten, d. h. Preußen und Sachsen.

Eine Reihe von sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte zur Folge, dass Teile der Bevölkerung in bisher unbekanntem Umfang in die Armut abglitten. Zum einen führte die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Zunftzwanges in Preußen dazu, dass die befreiten Bauern und die Handwerker auf der Suche nach einem Einkommen in die Städte kamen und den ‚vierten Stand‘ der Lohnarbeiter bildeten. Es

¹³ Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg. Stuttgart : Kohlhammer 1980. Fischer, Wolfram: Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der „Sozialen Frage“ in Europa seit dem Mittelalter. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1982. Wehler, Hans-Ulrich: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“, 1815–1845/49. München: Beck 2008. Koselleck, Reinhart: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848. 2. Stuttgart: Klett 1967. Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat. 6. Aufl. München: Beck 1993. Sachße, Christoph/Tennstedt, Florian: Bettler, Gauner und Proleten. Armut und Armenfürsorge in der deutschen Geschichte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1983.

¹⁴ Nickel, Jutta: Geld und Ökonomie im Vormärz. Zur Transformation des Akkumulationsregimes zwischen Manufaktur und Fabrik. In: Geld und Ökonomie im Vormärz. Hrsg. von Jutta Nickel. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 11–35, 12 f.

entstanden erstmals Elendsviertel.¹⁵ Die aus England importierten neuen Maschinen stellten Textilmaterial in höherer Geschwindigkeit und Qualität her als die Heimwerker. Da an den Maschinen auch Unqualifizierte, d. h. Frauen und Kinder arbeiten konnten, führte dies zu einem Überangebot an Arbeitskräften und zum Absinken der Löhne. Des Weiteren hatten die Einwohner hohe Gebühren und Abgaben zu zahlen. Die Bauern hatten zwar persönliche Freiheit erworben, wurden aber „durch Ablösungsgebühren und Landabgaben belastet, die vielfach höher waren als die alte Feudalrente“.¹⁶ Schließlich fielen durch die ständischen Reformen zuvor existente soziale Sicherheitsnetze weg: Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft – Gutswirtschaft, Kloster, Zunft – bot einen gewissen Grad an Sicherheit im Falle der Not.¹⁷ Zusammen genommen hatten die genannten Faktoren zur Folge, dass in den 1830er- und 1840er-Jahren die Mehrheit der im Handwerk und in der Industrie Arbeitenden ein Einkommen unter dem Existenzminimum oder knapp auf diesem Niveau hatte.¹⁸

Die traditionellen Maßnahmen der Armenversorgung, die etwa im 18. Jahrhundert angewandt wurden, um das Armutsproblem zu handhaben, griffen unter diesen Umständen zu kurz.¹⁹ Die wohltätige Armenpflege bestand aus einer unüberschaubaren Mischung von Kirchen, Stiftungen, Vereinen, Bezirks- und Gemeindeverwaltungen und konnte die Masse der Bedürftigen nicht vollständig versorgen. Im Jahr 1831 war in Berlin rund ein Viertel der Einwohner von Armengaben abhängig.²⁰ Die preußische Regierung verzettelte sich in einer 20-jährigen Gesetzesausarbeitung zur Regelung des Pauperismus.²¹ Als ab 1850 die Dringlichkeit der Not nachließ, lag das nicht an den erfolgreichen Maßnahmen der Regierungen, sondern vor allem an der Stabilisierung der industriellen Entwicklung und der Zunahme des Wohlstands.²²

Im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert war der soziale und ökonomische Wandel der Gesellschaft von einem Umbruch in den Deutungsmustern der Armut begleitet. Diese Muster

¹⁵ Koselleck, Reinhart: Staat und Gesellschaft in Preußen 1815–1848. In: Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz 1815–1848. Hrsg. von Werner Conze. Stuttgart 1962, S. 79–112, 102.

¹⁶ Sachße/Tennstedt: Geschichte der Armenfürsorge, S. 185.

¹⁷ Ebd., S. 188.

¹⁸ Ebd., S. 191.

¹⁹ Ebd., S. 194.

²⁰ Koselleck: Staat und Gesellschaft in Preußen, S. 101.

²¹ Koselleck: Preußen zwischen Reform und Revolution, S. 631.

²² Abel, Wilhelm: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1972, S. 74.

waren eng verbunden mit Fragen der Moral und Arbeit. Zum einen wurde im westeuropäischen Raum des frühen Mittelalters die Ständeordnung als natürlich und von Gott gewollt empfunden, und „Armut war [...] Ausdruck einer ewigen Ordnung, ein notwendiger Stand“.²³ Zweitens ging es im Leben eines Menschen primär um das Seelenheil, sodass die Arbeitsproduktivität in diesem Zusammenhang sekundär war.²⁴ Drittens hatten die Armen und Bettler eine unentbehrliche soziale Funktion: Sie boten den Reichen die Möglichkeit, durch das Almosengeben die Genugtuung für begangene Sünden zu erlangen.²⁵ Also wurde Armut in einem religiösen und ethischen Licht betrachtet. Demzufolge „gab es auch keinen Grund zur Änderung der Gesellschaftsordnung oder Abschaffung der Armut“.²⁶

Ab der Frühen Neuzeit trugen der Humanismus, die protestantische Arbeitsethik und der Calvinismus dazu bei, die Armut anders zu beurteilen. Armut wurde seit jener Zeit mit „Nicht-Arbeit“ assoziiert und immer mehr aus der Gesellschaft ausgegrenzt, die sich durch Fleiß und Disziplin den Wohlstand aufbauen wollte.²⁷ In der Armenfürsorge ging es nun nicht länger um Barmherzigkeit, sondern um „eine Verankerung von Arbeitsmoral und Zeitdisziplin [...] in den unteren Bevölkerungsschichten“²⁸.

Ausgehend von England und Frankreich wurde im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts ein Denkprozess in Gang gesetzt, der sich mit [...] der Frage auseinandersetzte, wie die Armut [...] zu beheben sei. [...] Armut wurde nun nicht mehr als ein dem göttlichen Willen entspringendes, immerwährendes Übel angesehen, sondern sie schien auf einmal bewältigbar zu werden.²⁹

Ein fundamentaler Umbruch in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Armut, d. h. der Abschluss des Vorgangs, bei dem die religiösen Motive in den Hintergrund und die Ökonomie und Disziplinierung in den Vordergrund traten, fand in den 1830er- und 1840er-Jahren statt. Statt um das wohltätige Geben ging es nun vor allem um den Arbeitszwang. Es dominierte die

²³ Schilling, Johannes/Zeller, Susanne: Soziale Arbeit. Geschichte, Theorie, Profession. 3. Aufl. München: Reinhardt 2007, S. 21.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd. Vgl. hierzu auch Veits-Falk, Sabine: Der Wandel des Begriffs Armut um 1800. In: Aktuelle Tendenzen der historischen Armutsforschung. Hrsg. von Christoph Kühberger u. Clemens Sedmak. Wien: Lit 2005, S. 15–44, 36.

²⁶ Ebd., S. 22

²⁷ Sachße/Tennstedt: Geschichte der Armenfürsorge, S. 15.

²⁸ Ebd.

²⁹ Veits-Falk: Der Wandel des Begriffs Armut, S. 18.

Ansicht, dass das Elend Hand in Hand mit dem Verbrechen gehe und dass sich arbeitsfähige Arme vor der Arbeit drücken würden, um am Müßiggang und an der Kriminalität festzuhalten. Diese Wahrnehmung kulminierte in dem 1834 in England verabschiedeten *New Poor Law*, denn dieses Gesetz setzte sich offen zum Ziel, strenge Repressionsmaßnahmen anzuwenden, um die Bevölkerung von einem Leben in Armut abzuschrecken und zur Arbeit zu zwingen. In den *workhouses* herrschte eine Art von Gefängnisdisziplin vor, die als ein Instrument der Einschüchterung eingesetzt wurde.³⁰ Ab den 1830er-Jahren wurde die Schicht der Armen nun endgültig nicht mehr als der „Ausdruck einer ewigen Ordnung, ein notwendiger Stand“³¹ angesehen. Stattdessen galt die Armut in „der europäischen Publizistik und Gesellschaftstheorie des 19. Jahrhunderts [...] als eine ‚schändliche Krankheit‘ der modernen Gesellschaft“.³² Die höheren Schichten blickten somit abwertend auf die Armen und hefteten ihnen das Stigma der Schande und den Verdacht der Unsittlichkeit an.

In der öffentlichen Debatte über den Pauperismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die schriftlichen Medien eine wichtige Rolle. Das deutsche Verlagswesen durchlief in den 1830er-Jahren eine intensive Expansion, hervorgegangen aus einer gestiegenen Alphabetisierungsrate, technologischen Entdeckungen, wie etwa der Schnellpresse und der billigen Papierherstellung sowie der steigenden Anzahl an Leihbibliotheken.³³ Die Buchproduktion stieg somit rasant an: Während im Jahr 1815 in Preußen

³⁰ Geremek: *Geschichte der Armut*, S. 296.

³¹ Schilling/Zeller: *Soziale Arbeit*, S. 21.

³² Geremek: *Geschichte der Armut*, S. 308.

³³ Die Gründung des Deutschen Zollvereins 1834 schuf einen Markt, auf dem Bücher günstiger vertrieben werden konnten. Der Ausbau der Eisenbahnnetze und die Einführung des Telegrafen machten den sich vergrößernden Markt zudem zugänglicher. Der Deutsche Bund beschloss 1837 die Einführung des Urheberrechts, das geistiges Eigentum unter Schutz stellte, Verlagen sowie Autorinnen und Autoren mehr Sicherheit bot und die Produktion und Distribution von Literatur förderte. Friedrich Gottlob Keller entwickelte 1844 das Verfahren zur Papierherstellung durch Holzschliff, was eine Großherstellung billigen Papiers ermöglichte, somit Schrifterzeugnisse günstiger und für breitere Leserschichten besser zugänglich machte. Vgl. Engelsing, Rolf: *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*. Stuttgart: Metzler 1973. Schmid, Ulrich: *Buchmarkt und Literaturvermittlung*. In: *Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*. Hrsg. von Rolf Grimminger u. Gert Sautermeister. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998, S. 60–93. Liedtke, Christian (Hrsg.): *Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz*. Forum Vormärz Forschung, Jg. 16. Bielefeld: Aisthesis 2011.

3.225 Titel veröffentlicht wurden, waren es 1843 bereits 14.039.³⁴ Im März 1842 stellte der preußische Innenminister Gustav Adolf Rochus von Rochow fest: „die Lektüre ist unleugbar zum Volksbedürfnisse geworden.“³⁵ Die soziale Frage wurde intensiv in politischen und sachlich orientierten Schriftmedien diskutiert, d. h. in Zeitungen, Zeitschriften, Pamphleten und Broschüren.³⁶ Im Jahr 1845 veröffentlichte Friedrich Engels die vielbeachtete Studie *Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen*. Es entstanden zahlreiche Reportagen über einzelne arme Regionen oder Elendsviertel.³⁷ Das Thema des Pauperismus fand auch Eingang in jene Medien, die sich üblicherweise mit der schönen Literatur beschäftigten, wie etwa in die *Blätter für literarische Unterhaltung*:

Überall in Europa [...] macht sich ein mit den Jahren fortschreitendes Wachstum der Zahl der Armen und Hilfsbedürftigen bemerkbar [...] daß für die Zukunft die furchtbarsten Besorgnisse erregt [...]. Schon gehört in Deutschland durchschnittlich der zwanzigste Theil der Einwohner zu den Hilfsbedürftigen [...].³⁸

Auch in der Literatur selbst wurde der Pauperismus zu einem zentralen Thema. Insbesondere in England und Frankreich entstanden diesbezügliche literarische Texte und verzeichneten große Erfolge beim Lesepublikum und in der Literaturkritik. In England lenkten Charles Dickens und Frances Trollope in ihren Romanen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Misshandlungen und Mängel, die in der Armenpflege ihrer Heimat existierten. In Frankreich schilderten die Romane von Honoré de Balzac und Victor Hugo ein düsteres Bild von Elendsmilieus und ihren Verbindungen zu kriminellen Kreisen. Eugène Sues Feuilletonroman *Les Mystères de Paris* (1842–1843), der unter anderem aufgrund seiner realitätsnahen Schilderungen des extremen Mangels Aufsehen erregte, gehörte zu den populärsten Titeln seiner Zeit nicht nur in Frankreich, sondern auch im Deutschen Bund: Er erschien in sieben Auflagen

³⁴ Martino: Die deutsche Leihbibliothek, S. 140.

³⁵ Zitiert nach ebd., S. 165.

³⁶ Vgl. Abel: Massenarmut und Hungerkrisen, S. 58 ff. Vgl. die anonyme Abhandlung *Die Armuth und die Mittel ihr entgegen zu wirken von einem Manne aus dem Volke*. Leipzig: Wigand 1844. Willkomm, Ernst: So lebt und stirbt der Arme. In: Rheinische Jahrbücher zur sozialen Reform. Bd. 1. 1845.

³⁷ Dronke, Ernst: Berlin. Frankfurt a. M.: Rüttel 1844. Wollheim, Hermann: Versuch einer medizinischen Topographie und Statistik von Berlin. Berlin: Hirschwald 1844. Vgl. Kuczynski, Jürgen (Hrsg.): Bürgerliche und halbfeudale Literatur aus den Jahren 1840 bis 1847 zur Lage der Arbeiter. Berlin: Akademie 1960.

³⁸ *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 198 (1837), S. 801.

des Verlags Wigand in Leipzig und in insgesamt zehn Übersetzungen und Bearbeitungen.³⁹ Die Bestände und Leihdaten der Leihbibliotheken liefern verlässliche Hinweise darauf, was das deutsche Lesepublikum im Vormärz am meisten las, und sie zeigen, dass sich dieses durchaus für Erzählungen über das Thema der Armut interessierte: So gehörten im Zeitraum zwischen 1838 und 1848 zu den zehn populärsten Autoren und Autorinnen Eugène Sue, Alexandre Dumas, George Sand und Honoré de Balzac, deren Werke unter anderem Elendsmilieus und arme Figuren beschrieben. Auch aus England stammende Texte mit ähnlichen Inhalten erschienen in mehreren Ausgaben, so etwa die Romane *Sybill* von Benjamin Disraeli und *Michael Armstrong* von Frances Trollope.⁴⁰ In diesen Texten steht das Schicksal von armen Fabrikarbeitern im Mittelpunkt der Handlung. Die Zeitgenossen hatten einen eigenen Namen für dieses Genre: *social novel*; d. h. Romane, die die Problematik des Fabrikelends schilderten.

Demzufolge existierten in den deutschen Gebieten in den 1840er-Jahren ein omnipräsentes soziales Problem der Massennot, ein expandierender Buchmarkt, ein Interesse des Lesepublikums an literarischen Texten über das industrielle Elend sowie literarische Vorbilder aus dem westeuropäischen Ausland. Es entstand eine deutsche literarische Antwort auf die soziale Frage, der deutsche „soziale Roman“. Diese Genrebezeichnung wurde von den Zeitgenossen verwendet⁴¹ und gegen Ende des 20. Jahrhunderts von Hans Adler literaturwissenschaftlich und -geschichtlich aufgearbeitet.⁴² Sie bezog sich auf Romane, die den

³⁹ Bachleitner, Norbert: Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland. Amsterdam, Atlanta, GA: Rodopi 1993, S. 581 f.

⁴⁰ Martino: Die deutsche Leihbibliothek, S. 280 f.

⁴¹ In den zeitgenössischen Rezensionen wurden die Bezeichnung ‚sozial‘ im Sinne von ‚die ganze Gesellschaft betreffend‘ bzw. ‚die armen Unterschichten behandelnd‘ verwendet. Adler, Hans: Einleitung. In: Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Hans Adler. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990, S. 1-14, 10.

⁴² Adler, Hans: Soziale Romane im Vormärz. Literatursemiotische Studie. Zugl. Bochum, Univ., Diss., 1978. München: Fink 1980. Adler, Hans (Hrsg.): Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990. Adler, Hans: Der soziale Roman. In: Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Hrsg. von Rolf Grimminger u. Gert Sautermeister. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998, S. 195–209. Wichtige Vorarbeiten leistete Edler, Erich: Die Anfänge des sozialen Romans und der sozialen Novelle in Deutschland. Frankfurt a. M.: Klostermann 1977. Zu den Einflüssen des englischen und französischen sozialen Romans vgl. Bachleitner, Norbert: Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland. Amsterdam/Atlanta, GA: Rodopi 1993. Bachleitner, Norbert (Hrsg.): Quellen zur Rezeption des englischen und französischen Romans in Deutschland und Österreich im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 1990. S. a. Steinecke, Hartmut: „Moderne Mythen“ des Sozialen.

industriellen Pauperismus erzählerisch verarbeiteten und präsentierten. Dazu zählen etwa *Eisen, Gold und Geist* (1843) und *Weisse Sklaven oder die Leiden des Volkes* (1845) von Ernst Willkomm, *Paul* (1845) von Alexander Sternberg, *Fürst und Proletarier* (1846) von Theodor Oelckers und *Das Engelchen* (1851) von Robert Prutz.⁴³ Des Weiteren sind hier auch die Romane von mindestens zwei Vormärz-Autorinnen zu nennen, namentlich *Schloß und Fabrik* (1846) von Louise Otto und *Aus dem Leben einer Frau* (1847) von Louise Aston, die im Rahmen der vorliegenden Studie einer Analyse unterzogen werden sollen. In den sozialen Romanen war die Darstellung der folgenden Inhalte üblich:

Industrie-, Landarbeiter- und Bergarbeiterproletariat, textil-, metallherstellende und -verarbeitende Fabriken, Straßen- und Eisenbahnbau, Streiks, Hungerrevolten, [...] Verleger- und Faktorenbetrügereien, konfliktreiche Liebe und Heirat über die Klassenschranken hinweg, Elend der Frauen und Kinderarbeit, Krankheit als Folge der Arbeits- und Wohnverhältnisse, Auflösung der Familie als Folge der Schichtarbeit, Kriminalität und Prostitution als Folge von mangelnder Entlohnung und Verwahrlosung [...].⁴⁴

Die Genrebestimmung des sozialen Romans erschöpft sich jedoch nicht in der stofflichen Dimension: Die ‚soziale Frage‘ wurde in der Gesellschaft des Vormärz nicht monolithisch wahrgenommen, sondern abhängig von der Zugehörigkeit zu bestimmten ökonomischen, historischen und sozialtheoretischen Denktraditionen von den Zeitgenossen unterschiedlich perzipiert und erzählerisch konstruiert. Dies ist beispielsweise deutlich daran erkennbar, wie stark die Lösungsansätze für den Pauperismus von Roman zu Roman variieren: Während in einigen Werken die Maschinen zerstört werden und eine Rückkehr in die Agrarproduktion stattfindet, wird in anderen auf die Philanthropie vertraut und wiederum in anderen wird eine Revolution heraufbeschworen. Hans Adler stellt hierzu fest: „Das soziale Problem war nicht ‚einfach da‘, es wurde als solches, je nach ideologischer Position, auch ‚gemacht‘. Der soziale Roman hat seinen Anteil an der Verfertigung der sozialen Frage.“⁴⁵

Romane als „Barometer für den gesellschaftlichen Zustand“. In: *Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann*. München: Fink 1987, S. 130–146.

⁴³ Vgl. Adler, Hans: *Literatur und Sozialkritik. Versuch einer historischen Spezifikation des sozialen Romans*. In: *Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hans Adler. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990, S. 280–307, 298.

⁴⁴ Ebd., S. 301 f.

⁴⁵ Adler: *Der soziale Roman*, S. 199.

Mit der Ausnahme Hans Adlers war die literaturwissenschaftliche Analyse des Pauperismus und des Themas Armut viele Jahre weitestgehend inexistent. In den 1970er- und frühen 1980er-Jahren war die Forschung sozialgeschichtlich und materialistisch orientiert und verfolgte das Ziel, der literarischen Deutung eine historisch-ökonomische Einbettung zu verschaffen. Im 21. Jahrhundert herrscht häufig die Annahme vor, dass Geld und Ökonomie keine reale, sondern eine symbolische Ordnung bilden. Armut wird im Rahmen der Forschungsfelder ‚Literatur und Wissen‘ und ‚Literatur und Ökonomie‘ thematisiert, oft mittels der Zeichentheorie.⁴⁶ Die vorliegende Studie hat das Ziel, philologische Textanalyse, ideengeschichtliche Forschung und die Instrumente der Geschlechterforschung anzuwenden, weil sich diese Kombination dazu eignet, um die Frage nach dem literarischen Umgang mit der doppelten Marginalisierung in der Elendsliteratur der Vormärz-Autorinnen zu beantworten.

Der historische Wandel in der Wahrnehmung der Armut im 19. Jahrhundert schlägt sich in der Hinsicht in den sozialen Romanen nieder, dass der Pauperismus nicht als gottgegeben oder unveränderlich geschildert wird, sondern grundsätzlich als ein Problem, das von Menschen verursacht wird und demnach auch von den selbigen gelöst werden muss. Eine gewisse Empörung über den Skandal der Misere galt somit als die Voraussetzung für die Entstehung dieser Texte. Vor dem Hintergrund, dass diese das armutsbedingte Leiden nicht mit dem Schicksal oder mit individuellen Verfehlungen begründen, sondern dieses als systemisch darstellen, verfolgen sie den Anspruch, den Leserinnen und Lesern die Notwendigkeit der Veränderung der sozialen Verhältnisse vor Augen zu führen. In diesem Zusammenhang werden Fragen akut, die im Mittelalter nicht gestellt wurden: die Frage nach dem Verhältnis zwischen den Armen und der Gesellschaft sowie nach der Legitimität der gegenwärtigen Ordnung angesichts des Umstandes, dass diese so viel Elend verursacht.

⁴⁶ Brüns, Elke: Einleitung. Plädoyer für einen social turn in der Literaturwissenschaft. In: Ökonomien der Armut. Soziale Verhältnisse in der Literatur. Hrsg. von Elke Brüns. München: Fink 2008, S. 7–19, 9. Vgl. hierzu auch Nickel: Geld und Ökonomie im Vormärz, S. 13–16, 28.

2. Die Autorinnen des Vormärz

In seiner *Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert* (1853) missbilligt Julian Schmidt die Tatsache, dass sich die Autorinnen des Vormärz in ihren Romanen sozialpolitischer Themen annehmen:

Die deutschen Frauen lassen sich in ihren Romanen über höhere Politik, [...], Philosophie [...] und über die Französische Revolution mit einer Unbefangenheit vernehmen, die Erstaunen erregt. Nicht allein, daß ihnen in der Regel alle Elemente fehlen, die zur Bildung eines richtiges Urtheils in solchen allgemeinen Fragen nöthig sind [...], sie haben auch nicht die Fähigkeit, von individuellen Verhältnissen zur abstrahieren [...]. Selbst wenn es einer Frau gelingen sollte, was gar nicht denkbar ist, sich über eine politische Frage so genau zu unterrichten, daß kein wesentliches Moment des Urtheils fehlt, so wird ihr Urtheil doch immer unreifer sein, als das eines Mannes [...], weil man nur über das treffend und scharf urtheilt, wobei man selber unmittelbar thätig sein kann. Man muß inmitten einer Sache stehen, wenn man sie richtig sehen will; die Frauen stehen aber ohne Ausnahme in politischen Fragen draußen, und es kann auch wohl nicht anders sein.⁴⁷

Schmidts Argumentation, die den Ausschluss von Autorinnen von „politische[n]“ und „allgemeinen Fragen“ anstrebt, rekurriert auf die traditionelle Geschlechterdichotomie: Während die Männer sowohl über die angeeignete „Bildung“ als auch über die angeborene „Fähigkeit“ des abstrakten Urteilens verfügen würden, fehle es den Frauen an beidem. Sie seien zwar dazu imstande, „von individuellen Verhältnissen“ zu erzählen, nicht jedoch von jenen Fragen, die das gesellschaftliche Zusammenleben betreffen. Darüberhinaus hätten die Frauen keinen Zugang zu Tätigkeiten und Erfahrungen in der politischen Sphäre, was ihr Schreiben zusätzlich an Glaubwürdigkeit und an literarischem Wert einbüßen lasse. So wird das Argument des verwehrten Zugangs zu höherer Bildung und zum öffentlich-politischen Bereich eingesetzt, um auch zukünftig den Ausschluss aus diesen Gebieten aufrecht zu erhalten. Aus den aufgestellten Wesensbestimmungen der Frau und des Mannes geht, so Schmidts Fazit, hervor, dass die Autorinnen „ohne Ausnahme in politischen Fragen draußen“ bleiben müssten. In der angeführten Passage aktualisiert der Literaturhistoriker die traditionelle Geschlechterontologie, die in Jean-

⁴⁷ Schmidt, Julian: *Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert*. 2 Bde. Leipzig: Herbig 1853, S. 348 f.

Jacques Rousseaus *Émile oder Über die Erziehung* (1762) und den literarischen Werken der Empfindsamkeit ausgearbeitet wurde.⁴⁸ In Rahmen dieses Modells wurde dem weiblichen Geschlecht die Gefühlsebene, der häuslich-familiäre Bereich und eine dienende bzw. passive Rolle zugewiesen, während Männlichkeit mit Vernunft, öffentlichem Wirken und einer aktiven Rolle assoziiert wurde. Diese „[k]ulturelle[n] Stereotypien“⁴⁹ schlugen sich in den 1830er- und 1840er-Jahren in der Vorstellung nieder, dass Autorinnen nicht dazu befähigt seien, über das politische Krisenphänomen des Pauperismus zu schreiben. Stattdessen wurden sie auf vermeintlich ‚weibliche‘ Themen und die entsprechenden Romangenres verwiesen. So empfiehlt Schmidt, dass die „Damen“ sich „dem Gefühl und dem Instinct [...] überlassen“ und sich der „Beobachtung der individuellen Verhältnisse, die ihnen nahe liegen“ widmen sollten, da dort ihr Schreiben „feiner“ sei als das der Männer.⁵⁰ Dieser Hinweis bedeutete für die Autorinnen, dass sie über die romantische Liebe, Familienbeziehungen und das häusliche Leben schreiben durften bzw. sollten. Liebesromane oder sentimentale Romane von Frauen waren somit zur damaligen Zeit erwünscht, während Gesellschaftsromane oder politische Romane von Autorinnen auf Ablehnung stießen und marginalisiert wurden.⁵¹

⁴⁸ Vgl. Bovenschen, Silvia: Sophie oder Über die Erziehung zur Ungleichheit. In: Dies.: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt a. M: Suhrkamp 1979, S. 164–189.

⁴⁹ Ebd., S. 65.

⁵⁰ Schmidt: Geschichte der deutschen Nationalliteratur, S. 346 f.

⁵¹ Zum Verhältnis zwischen Weiblichkeitsnormen und Schreibstrategien im Vormärz vgl. Goetzinger, Germaine: Die Situation der Autorinnen und Autoren. In: Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Hrsg. von Rolf Grimminger u. Gert Sautermeister. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998, S. 38–59. Zu diesem Thema im historischen Vergleich vgl. Weigel, Sigrid: „... und führen jetzt die Feder statt der Nadel“. Vom Dreifachcharakter weiblicher Schreibarbeit – Emanzipation, Erwerb und Kunstanspruch. In: „Wissen heisst leben ...“. Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Ilse Brehmer. Düsseldorf: Schwann 1983, S. 347–367; Weigel, Sigrid: Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis. In: Die verborgene Frau. 6 Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft. Hrsg. von Inge Stephan u. Sigrid Weigel. Berlin: Argument-Verlag 1983, S. 83–137; Becker-Cantarino, Barbara: Der lange Weg zur Mündigkeit. Frauen und Literatur (1500–1800). München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1989; Winko, Simone / Heydebrand, Renate: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur IASL, 19/2 (1994), S. 96–172; Nieberle, Sigrid: Autorschaft und Geschlecht. In: Dies. (Hrsg.): Gender Studies und Literatur. Eine Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2013, S. 68–75.

Die traditionellen Vorstellungen über das Wesen der Frau wirkten sich nicht nur auf das Schreiben von Autorinnen aus, sondern bestimmten auch ihre gesamte Lebensgestaltung. Sie formten die „Erziehungsmaximen“⁵² in ihrer Kindheit und Jugend. Die Autobiografien der Autorinnen, etwa einer Adligen wie Malwida von Meysenbug, oder von Bürgerinnen wie Louise Otto oder Fanny Lewald, legen Zeugnis über die Möglichkeiten und Grenzen der Lebensführung von Frauen in den 1830er- und 1840er-Jahren ab.⁵³ In der Regel durften nach dem Erwerb von Basiskenntnissen in der Schule nur die Jungen weiter den Unterricht besuchen und sich beruflich ausbilden. Der Tagesablauf von bürgerlichen Töchtern war von Handarbeit, Musikunterricht, Haushalt und Erziehung der Geschwister bestimmt, bis sie ins heiratsfähige Alter kamen. Die Vormärz-Autorin Louise Dittmar beschrieb die rechtliche Lage von Bürgerinnen folgendermaßen: Vor dem Gesetz waren Vater, Bruder, Ehemann oder andere männliche Familienmitglieder ihr Vormund, was bedeutete, dass sie nie Eigentum besitzen, über Geld und Vermögen verfügen oder ohne Erlaubnis vor Gericht stehen durften. Auch falls das Ehepaar getrennt lebte, blieb der Mann der Vormund vor dem Recht. In der Kindererziehung hatte der Mann die Entscheidungshoheit und bestimmte, ob das Kind das Haus verlassen oder heiraten durfte.⁵⁴ Falls eine Bürgerin beruflich tätig sein wollte, schadete dies dem „Ansehen der Familie“ und setzte die „Kreditwürdigkeit der Väter“ herab, die gleichsam am „Müßiggang der Töchter gemessen“⁵⁵ wurde. Jedoch erhöhte sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der finanzielle Druck auf bürgerliche Familien, da sich damals viele keine Aussteuer mehr für die Ehemänner leisten konnten und somit weniger als die Hälfte der Frauen im Alter zwischen 15 und 50 Jahren verheiratet waren.⁵⁶ Eine Frau aus den höheren Schichten, falls sie sich der Schande aussetzte, für den eigenen Unterhalt zu sorgen, hatte lediglich zwei berufliche Wege zur Wahl: Sie konnte entweder als Lehrerin bzw. Gouvernante und Begleitdame oder aber als Schriftstellerin arbeiten. Im letzteren Fall publizierten die Autorinnen häufig anonym oder unter

⁵² Bovenschen: Imaginierte Weiblichkeit, S. 173.

⁵³ Meysenbug, Malwida von: Memoiren einer Idealistin. Stuttgart: Aug. Berth. Auerbach 1876. Lewald, Fanny: Meine Lebensgeschichte. Berlin: Otto Janke 1861–1863.

⁵⁴ Vgl. Dittmar, Louise: Frauen, fordert gleiche Berechtigung mit dem Mann. In: Das Wesen der Ehe. Nebst einigen Aufsätzen über die soziale Reform der Frauen. Hrsg. von ders. Leipzig: Otto Wigand 1849, S. 113–118. Vgl. Gerhard, Ute: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1978.

⁵⁵ Möhrmann: Frauenemanzipation, S. 10.

⁵⁶ Ebd.

Pseudonymen. Falls die Werke einen finanziellen Erfolg verbuchen konnten und von (Literatur-) Kritikern gelobt und gewürdigt wurden, entschieden sich einige Schriftstellerinnen dazu, der Öffentlichkeit ihre Identität preiszugeben.

Das traditionelle Weiblichkeitsbild und die literarische Autorschaft von Frauen befanden sich in den 1840er-Jahren also in einem Spannungsverhältnis: So war es Frauen zwar möglich, Literatur zu schreiben und zu publizieren, doch brachte es deren Familien in Verruf. Als Dichterinnen durften sie sich zwar in der ‚maskulinen‘ Domäne des Geistes bewegen, doch sollten sie sich dabei auf vermeintlich ‚weibliche‘ Themen wie Liebe oder Familie beschränken. Die Beziehung zwischen Weiblichkeitsnormen und dem Schreiben war demnach ein hart umkämpfter Gegenstand von Verhandlungen, was an den Publikationsgeschichten der sozialen Romane von Vormärz-Autorinnen erkennbar ist: So sah ein Zensor von einem Verbot eines sozialkritischen Werkes ab, als er erfuhr, dass sich hinter dem anonymen Verfasser eine Frau, namentlich Fanny Lewald, verbarg.⁵⁷ Im Falle des Romans *Schloß und Fabrik* von Louise Otto setzte der Zensor eine „preßpoliceiliche Untersuchung“ gegen Carl Schumann in Gang, der ihn abgedruckt hatte.⁵⁸ Der Druckereibesitzer, vom Verlust seiner Freiheit und finanziellen Einbußen bedroht, verfasste ein Schreiben an den Zensor Dr. phil. Theodor Döhner, in dem er diesen von der Harmlosigkeit des Textes zu überzeugen versuchte; er berief sich dabei auf die gängige Vorstellung vom mangelhaften Urteilsvermögen in politischen Fragen, das dem weiblichen Wesen eigen sei. Er argumentierte, dass ein männlicher „Gelehrter [...] logischer und gründlicher“ vorgegangen wäre, doch „[v]on einer *Dame* in einem *Romane* Gründlichkeit zu verlangen, ist wohl zu viel“ gefordert.⁵⁹ So bedient sich Schumann gerade des Arguments der Gegner der Pauperismusliteratur von Frauen, um den Roman einer Autorin über das industrielle Elend veröffentlichen zu können. Letzen Endes war er mit dieser Strategie sogar erfolgreich: Nach der Streichung einzelner Passagen konnte der Roman, der zuvor beschlagnahmt worden war, auf den Markt gebracht werden. Ob sein Vorgehen in Absprache mit der Autorin stattfand,

⁵⁷ Kontje, Todd: *Women, the Novel, and the German Nation 1771-1871. Domestic Fiction in the Fatherland*: Cambridge University Press 2006, S. XIV.

⁵⁸ Die Kreisdirektion Zwickau an den Stadtrat in Schneeberg, Zwickau, 22. April 1846. Zitiert nach Ludwig, Johanna: Nachwort. In: Otto-Peters, Louise: *Schloß und Fabrik*. Erste vollständige Ausgabe des 1846 zensierten Romans. Hrsg. von Johanna Ludwig. Leipzig: LKG 1996 (= Louiseum 3), S. 347–364, 332.

⁵⁹ Ebd. Siehe hierzu auch Carl Schumann, Buchdrucker in Schneeberg, an die Kreisdirektion in Zwickau, Schneeberg, 26. April 1846. Zitiert nach Ludwig: Nachwort, S. 337.

ist nicht zu ermitteln, doch steht fest, dass derartige publizistische Strategien im Spannungsfeld zwischen Weiblichkeitsnormen, Literatur und sozialpolitischen Themen für das literarische Schaffen von Vormärz-Autorinnen durchaus typisch waren.

Das Weiblichkeitsideal wurde als Argument sowohl von den Gegnern als auch von den Befürwortern des weiblichen Schreibens über gesellschaftliche Fragen verwendet. Die Vormärz-Autorinnen waren sich darüber im Klaren, dass „die Häupter der kritischen Partei“ ihre Erzähltexte über den Pauperismus als „unweiblich“, d. h. als inkompatibel mit der ‚Natur‘ der Frau einstufen.⁶⁰ Doch beriefen sie sich auf eine andere Definition von Weiblichkeit, die ihr Schreiben über die Not der Gegenwart als notwendig und ‚natürlich‘ auswies:

Die meisten Frauen bleiben Zeit ihres ganzen Lebens hindurch – Kinder. Erst leben sie unter steter, ja stündlicher Aufsicht im Elternhaus [...] dann werden sie Gattinnen [...]. Die Frau muss fähig sein, selbstständig zu urteilen, oder sie verletzt die menschliche Würde und ihre Weiblichkeit, indem sie zum Papagei wird, der gedankenlos nachplappert, was der Gebieter ihm vorgesprochen.⁶¹

Die Argumentation, die Louise Otto entwickelte und die von vielen Vormärz-Autorinnen geteilt wurde,⁶² inszeniert ein Weiblichkeitsbild, bei dem die Frauen gerade *dank* ihrer Fähigkeit zum Urteilen über gesellschaftliche Angelegenheiten ihre „Weiblichkeit“ und „menschliche Würde“ ehren bzw. ihre Menschlichkeit vollständig verwirklichen würden. Das gegenwärtige System, innerhalb dessen die Erziehung von bürgerlichen Töchtern deren häusliches Wirken, deren Passivität und „gedankenlos[es]“ Sprechen förderte, wird entschieden abgelehnt, da dabei die Entwicklung ihrer Humanität zu kurz komme. Die Vormärz-Autorin recurriert hier auf die Werte der Aufklärung, d. h. auf Mündigkeit, die Würde des Menschen und Freiheit. In dieser Passage tritt somit ein Konflikt zwischen zwei kulturellen Weiblichkeitsmodellen zutage: Auf der einen Seite steht hier das traditionelle Weiblichkeitsideal der Empfindsamkeit, während auf der anderen Seite die Rechte der Aufklärung auch für die Frauen eingeklagt werden. Mit dem

⁶⁰ Otto, Louise: Vor dreißig Jahren. In: Neue Bahnen, Bd. 13, Nr. 9 (1878), S. 65.

⁶¹ Otto, Louise: Frauen und Politik. Sächsische Vaterlandsblätter, 3. Jg., Nr. 188, 25. November 1843, S. 815.

⁶² Vgl. „„Meine Tochter ist noch ein völliges Kind!“ das habe ich unzählige Male von Müttern als ein Lob der Tochter aussprechen hören [...] Auch Männer selbst haben mir rühmend gesagt: meine Braut, meine Frau ist noch ein völliges Kind!“. Lewald, Fanny: Meine Lebensgeschichte. 2. Teil. Berlin: Otto Janke 1862, S. 123.

Argument, dass Frauen zwar die Hälfte der Menschheit ausmachen würden und dennoch aus der Verwirklichung der Aufklärungsideale ausgeschlossen worden seien, leisten die Vormärz-Autorinnen ihren Beitrag zur Debatte „Ob die Weiber Menschen sind?“, die seit dem Mittelalter geführt wurde.⁶³ Das literarische Schreiben von Frauen über den Pauperismus ist demnach das Feld, auf dem sich der Konflikt zwischen diesen beiden Weiblichkeitsmodellen zuspitzte. Er gestaltete sich als eine Kontroverse, die die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen erregte.

Die Debatte über die Befähigung von Frauen, über den Pauperismus zu schreiben, stellte mit dem Rekurs auf Freiheit, Bildung und Mündigkeit den Zusammenhang zum zentralen Thema des 19. Jahrhunderts her: der Emanzipation.⁶⁴ Die Emanzipationsbewegungen prägten das Jahrhundert und wurden von mehreren gesellschaftlichen Gruppen getragen: den Juden in Frankreich, England und Deutschland, den Sklaven in den Kolonien, dem vierten Stand sowie den Arbeitern und den Frauen.⁶⁵ Die Politisierung dieses ursprünglich juristischen Begriffs, die mit der Epoche der Aufklärung ihren Anfang nahm, ließ diesen in den 1830er-Jahren zu einem Schlagwort und Kampfbegriff werden. Die Autorinnen des Vormärz bildeten die erste Generation von Schriftstellerinnen, die Frauen als geeignete Kandidatinnen für die Emanzipation ansahen⁶⁶ und die in ihren literarischen und publizistischen Texten die Rechte von Frauen hinsichtlich Ausbildung, Berufsausübung und Gleichheit vor dem Recht einforderten.⁶⁷ Die Debatten über die Emanzipation von Frauen und über die Lösung der sozialen Frage wurden europaweit zur gleichen Zeit, in den 1830er- und 1840er-Jahren, geführt.

Doch obwohl die Vormärz-Autorinnen sich auf dasselbe Stichwort, die Emanzipation, beriefen, variierte ihr Verständnis von diesem Begriff, abhängig von der Denkrichtung, der sie sich zugehörig sahen. Louise Aston etwa schloss sich der Deutung der Bewegung der Saint-Simonistinnen in Frankreich an, die die Verwirklichung der Postulate *liberté, égalité* und *fraternité* auch für die Frauen einforderten.⁶⁸ In ihrer Streitschrift *Meine Emanzipation*,

⁶³ Bock, Gisela: Begriffsgeschichten: "Frauenemanzipation" im Kontext der Emanzipationsbewegungen des 19. Jahrhunderts. In: Dies.: Geschlechtergeschichten der Neuzeit. Ideen, Politik, Praxis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014. S. 100–152, 106.

⁶⁴ Ebd., S. 100.

⁶⁵ Koselleck, Reinhart / Grass, Karl Martin: Emanzipation. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 2, S. 153–197.

⁶⁶ Bock: Emanzipationsbewegungen, S. 103.

⁶⁷ Möhrmann: Frauenemanzipation im Vormärz, S. 3.

⁶⁸ Ebd., S. 5.

Verweisung und Rechtfertigung (1846) hob sie ihr Recht auf eine freie Lebensführung, auf Atheismus und die ‚freie Liebe‘ (freie Partnerwahl) hervor und bezog Stellung gegen die Ehe als eine Institution, die zur Versklavung von Frauen führe. Anschließend bezeichnete die deutsche Presse Louise Aston als „Mannweib“ und ihre Ansichten als eine ‚Emanzipation des Fleisches‘, bzw. als eine Befürwortung von Promiskuität.⁶⁹ Von der angeblichen ‚Emanzipation des Fleisches‘ distanzierte sich öffentlich Louise Otto, die Religion, Keuschheit und Ehe achtete. Ihr publizistischer Einsatz für die Frauenemanzipation hatte vor allem die Befreiung aus der zivilrechtlichen Unmündigkeit zum Ziel, um im Anschluss daran das politische Wahlrecht einzufordern.⁷⁰ Im Mittelpunkt ihrer Texte stand somit stets die Klage über die frustrierende und entmündigende Enge des häuslichen Daseins der bürgerlichen Töchter und die gesundheitsschädigenden und ungerechten Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. Sie forderte demnach grundsätzlich eine bessere Ausbildung von Mädchen als Voraussetzung dafür, dass diese finanziell unabhängig leben und sich an politischen Angelegenheiten beteiligen könnten. Zuletzt nimmt Bettina von Arnim, deren Spätwerk zum Vormärz gehört, eine Sonderstellung unter den Autorinnen der 1840er-Jahre ein: Ihre Deutung von Emanzipation verarbeitete Impulse der deutschen Romantik, die sie zuvor maßgeblich mitgestaltet hatte.

Trotz der zuvor erläuterten schwierigen Lebens- und Schaffensbedingungen, mit denen sich die Vormärz-Autorinnen auseinandersetzen mussten, waren schließlich so viele von ihnen tätig, dass der *Brockhaus* eine Bibliografie der deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts in drei Bänden veröffentlichen konnte.⁷¹ Im Jahr 1846 fand der erste deutsche Schriftstellerinnenkongress statt.⁷² Zu den prominentesten Vormärz-Autorinnen, d. h. jenen Schriftstellerinnen, die vor allem zwischen 1830 und 1850 publizierten, gehören Louise Otto-Peters (1819–1873), Malwida von Meysenbug (1816–1903), Ida Hahn-Hahn (1805–1880), Luise Mühlbach (1814–1873), Johanna Kinkel (1810–1853), Fanny Lewald (1811–1889), Louise

⁶⁹ Möhrmann: Frauenemanzipation im Vormärz, S. 5.

⁷⁰ Bock: Emanzipationsbewegungen, S. 110.

⁷¹ Schindel, Carl Wilhelm August Otto von: Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. 3 Bde. Leipzig: Brockhaus 1823–25.

⁷² Eschmann, Christa: Der erste deutsche Schriftstellerinnen-Kongress in Weimar 1846. Wirklichkeit und Fiktion. In: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, H. 15 (2003), S. 89–109.

Aston (1814–1871), Franziska Mathilde Anneke (1817–1884) sowie in ihrer letzten Schaffensphase auch Bettina von Arnim (1785–1859).⁷³

Die Vormärz-Autorinnen hatten unterschiedliche biografische Hintergründe: Sie waren Töchter von Geistlichen (Louise Aston), Adligen (Ida Hahn-Hahn, Malwida von Meysenbug), Staatsbeamten (Louise Otto) oder jüdischen Händlern (Fanny Lewald). Alle hatten sie eine für Mädchen überdurchschnittlich gute Bildung erhalten. Einige wurden in jungen Jahren zu Konvenienzehen gezwungen, die in konfliktreichen Scheidungen endeten (Aston, Hahn-Hahn). Andere heirateten nie (Meysenbug) oder aus Liebe und führten glückliche Ehen (Otto, Lewald). Während es einige wenige zu schriftstellerischem Ruhm, großen Verkaufszahlen und Wohlstand brachten (Hahn-Hahn, Lewald), hinterließen andere ein kleines Œuvre und mussten Zeit ihres Lebens um ihr Dasein als Schriftstellerin und ihr materielles Überleben kämpfen (Aston, Meysenbug). Was die politischen Ansichten der Autorinnen angeht, ist hier eine breite Vielfalt festzustellen: Sie reicht von Ida Hahn-Hahn, der Adligen, die nichts an der ständischen Ordnung ändern wollte; über Malwida von Meysenbug, die prorevolutionäre Standpunkte entwickelte, deswegen mit ihrer reichen adligen Familie brach und sich ihren Unterhalt durch prekäre Stellen als Gouvernante verdiente; bis hin zu Louise Aston, die eine absolute Gleichberechtigung von Mann und Frau forderte, ihren reichen Fabrikantengatten verließ, um nach Berlin zu ziehen und an den Kampfzügen der 48er-Revolutionäre teilzunehmen. Viele der Vormärz-Autorinnen vertraten Werte des liberalen Nationalismus: Sie setzen sich für die Prinzipien der Aufklärung und der Französischen Revolution ein, für die Rede- und Pressefreiheit; ein einheitliches Deutschland unter einer Verfassung und einer Regierung aus gewählten Vertretern; und für religiöse Freiheit (Lewald, Aston).⁷⁴ Viele waren nach dem Scheitern der 1848er-Revolution und dem Eintreten der Reaktion dazu gezwungen, das Land zu verlassen (Meysenbug und Kinkel emigrierten nach England, Anneke in die USA, wo sie eine feministische Frauenzeitschrift gründete). Trotz der ideologischen Unterschiede hatten die Vormärz-Autorinnen eins

⁷³ Vgl. Gnüg, Hiltrud / Möhrmann, Renate (Hrsg.): *Frauen, Literatur, Geschichte: Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Metzler 1985; Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): *Deutsche Literatur von Frauen*. München: Beck 1988; Tebben, Karin (Hrsg.): *Beruf – Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998; Loster-Schneider, Gudrun (Hrsg.): *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730–1900)*. Tübingen: Francke 2006.

⁷⁴ Kontje: *Women, the Novel, and the German Nation*, S. 14.

gemeinsam: Sie alle forderten in ihren publizistischen und literarischen Schriften die Rechte auf Bildung und auf selbstständiges Denken, Schaffen und Leben für Frauen ein.

Das literaturgeschichtliche Interesse an dieser Gruppe von Schriftstellerinnen setzte mit den 1970er-Jahren ein, als Renate Möhrmanns Sammelbände die Autorinnen des Vormärz erstmalig als eine kohärente Gruppe von Schriftstellerinnen präsentierten.⁷⁵ In der literaturwissenschaftlichen Forschung lassen sich hauptsächlich zwei Interessengebiete ausmachen: Zum einen wurde das Verhältnis zwischen Geschlecht und Gattung⁷⁶ analysiert, handele es sich um Romane⁷⁷ oder um Autobiografien,⁷⁸ und zum anderen wurden zeitgeschichtliche Bezüge erforscht, wie etwa die Rezeption der Französischen Revolution⁷⁹ oder der Revolution von 1848.⁸⁰ Eine Analyse der Darstellung der sozialen Frage wurde von Hans

⁷⁵ Möhrmann, Renate: Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger-Revolution. Stuttgart: Metzler 1977. Möhrmann, Renate (Hrsg.): Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente. Stuttgart: Reclam 1978.

⁷⁶ Loster-Schneider, Gudrun: „Solange selbst im Sturm der Revolution so viele Rücksichten auf hergebrachte Vorurtheile genommen werden, wird das Joch der Tyrannei nicht gebrochen werden“. Zur Interdependenz von Gender und Genre bei Autorinnen der 48er Revolution. In: Revolution 1848/49. Ereignis, Rekonstruktion, Diskurs. Hrsg. von Gudrun Loster-Schneider. St. Ingbert: Röhrig 1999, S. 237–265; Martin, Judith E.: The nineteenth-century German „Künstler(in)roman“. Transforming gender and genre. In: The poetics of the „Künstlerinroman“ and the aesthetics of the sublime. Hrsg. von Evy Varsamopoulou. Aldershot: Ashgate 2002, S. 61–71.

⁷⁷ Kontje, Todd: Women, the Novel, and the German nation, S. 176–179.

⁷⁸ Goodman, Katherine: German women and autobiography in the nineteenth century. Louise Aston, Fanny Lewald, Malwida von Meysenbug and Marie von Ebner-Eschenbach. Ann Arbor, Michigan: Univ. Microfilms 1977.

⁷⁹ Boetcher Joeres, Ruth-Ellen: 1848 from a Distance. German Women Writers on the Revolution. In: Modern Language Notes, H. 97 (1982), S. 590–614; Whittle, Ruth: Voices of rebellion. Political writing by Malwida von Meysenbug, Fanny Lewald, Johanna Kinkel and Louise Aston. Oxford/Berlin u. a.: Peter Lang 2005. Schmidt-Linsenhoff, Viktoria (Hrsg.): Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und neue Weiblichkeit 1760–1830. Katalog zu der gleichnamigen Ausstellung des Historischen Museums Frankfurt, 04.10.–04.12.1989. Marburg: Jonas 1989. Stephan, Inge/Weigel, Sigrid/Henry, Ruth (Hrsg.): Die Marseillaise der Weiber. Frauen, die Französische Revolution und ihre Rezeption. Hamburg: Argument 1989.

⁸⁰ Möhrmann, Renate: Die andere Frau, S. 141–149; Grubitzsch, Helga/Cyrus, Hannelore/Haarbusch, Elke (Hrsg.): Grenzgängerinnen: Revolutionäre Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Weibliche Wirklichkeit und männliche Phantasien. Düsseldorf: Schwann 1985; McNicholl, Rachel/Wilhelms, Kerstin: Liebe, Kunst und Politik. Zur 1848er Revolution in Texten deutscher Schriftstellerinnen im 19. Jahrhundert. In: Die Marseillaise der Weiber. Frauen, die Französische Revolution und ihre Rezeption. Hrsg. von Inge Stephan u. a. Hamburg: Argument 1989, S. 104–127; Wilhelms, Kerstin: Literatur und Revolution. Schauplätze und Geschlechterdramaturgie in Romanen der 1848er Revolution. Köln u. a.:

Adler unternommen, doch hat er sich dabei auf die Gattung des (sozialen) Romans fokussiert und stets auch die Werke von Autoren einbezogen.

Die vorliegende Studie verbindet die Forschungsfelder Geschlecht und Gattung mit dem zeitgeschichtlichen Thema des Pauperismus, und führt auch den Faktor des Erwartungshorizonts ein: Die Verknüpfung von Geschlecht und Gattung ist aus dem Grund relevant, weil sie die Autorinnen auf die angeblich ‚weiblichen‘ Themen und Genres in der Erzählliteratur (Liebesroman, sentimentaler Roman) festgelegt hat. So sind die Elendstexte der Autorinnen im Vergleich zu denen ihrer männlichen Kollegen auf gleich zweifache Weise skandalös und deswegen für eine Untersuchung besonders interessant: Nicht nur werden sie von den Behörden aufgrund des politisch brisanten Gegenstandes zensiert und verboten, sondern sie werden auch von den Literaturkritikern als minderwertig eingestuft, weil ihre bloße Existenz nicht mit den traditionellen Weiblichkeitsvorstellungen vereinbar sei. Bei der Untersuchung dessen, ob und auf welche Weise die Texte der Autorinnen die an sie gerichteten literarischen Erwartungen erfüllt, missachtet oder übertroffen haben, findet in der Studie keine Beschränkung auf den Roman statt – so führt Bettina von Arnims *Armenbuch*, ein Konvolut von Erzähltexten über die soziale Frage, einen innovativen Umgang mit literarischen Konventionen vor.

Im Nachfolgenden soll, um die Erfahrung der doppelten Ausgrenzung zu verdeutlichen, ausführlicher auf die Lebensläufe und das Werk der ausgewählten Vormärz-Autorinnen eingegangen werden. Da zu Bettina von Arnims Leben und Schaffen extensive Forschungsliteratur vorhanden ist, wird im entsprechenden Abschnitt eine Verortung des *Armenbuches* in ihrem Gesamtwerk unternommen.

Böhlau 2000; Loster-Schneider, Gudrun: Flintenweiber mit Glorienschein? In: *Legenden. Geschichte, Theorie, Pragmatik*. Hrsg. von Hans-Peter Ecker. Passau: Rothe 2003, S. 141–162; Freund, Marion: „Mag der Thron in Flammen glühn!“. Schriftstellerinnen und die Revolution von 1848/49. Königstein/Taunus: Helmer 2004.

Louise Aston (1814–1871). *Femme libre* und Revolutionärin

Louise Aston machte einen derart provozierenden Eindruck auf ihre Mitwelt, dass die Berichte über ihr Leben und Wirken im Zeichen ihrer Rebellion gegen kleinbürgerliche Normen standen: Häufig wurde sie als „eine deutsche George Sand, eine Frau, die Männerkleidung trug und Zigarren rauchte“ und als „eine Vertreterin der freien Liebe“⁸¹ beschrieben. Im Vergleich zu allen anderen Vormärz-Autorinnen, die in den 1840er Jahren publiziert hatten, vertrat sie die radikalsten Ideen über die absolute Selbstbestimmung als Frau und Bürgerin. Sie trug ihre Ansichten über die Ehe, Sexualmoral, Religion und Atheismus offen vor und lebte zudem nach ihnen. Dies hatte nicht nur zur Folge, dass zahlreiche Zeitungsartikel über sie geschrieben wurden, die die Öffentlichkeit mit einer Mischung aus Entrüstung und Faszination verfolgte, sondern auch, dass sie viele Male von der Polizei verhört, verhaftet und ausgewiesen wurde. Es wurden Repressalien gegen ihr literarisches und publizistisches Werk ergriffen: Ihre Schriften wurden beschlagnahmt und vernichtet, sie wurden in den Leihbibliotheken auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt, und die von ihr herausgegebene Zeitschrift wurde verboten.⁸² Ihre literarischen Werke erhielten eine deutlich negativere Rezeption als die Texte ihrer männlichen Zeitgenossen, die in derselben Gattung verfasst waren und dieselben Themen behandelten. Die Kenntnis der Marginalisierungsprozesse, denen Louise Aston sowohl in ihrem Leben als auch in ihrem künstlerischen Schaffen ausgesetzt war, stellt eine Voraussetzung für die Untersuchung der Frage dar, warum sie bestimmte Wege beim Erzählen über den Pauperismus im Roman *Aus dem Leben einer Frau* eingeschlagen hat.

Louise Aston wurde am 26. November 1814 in Gröningen bei Halberstadt als Tochter des evangelischen Theologen und Konsistorialrats Dr. Johann Gottfried Hoche und seiner Frau Louise Charlotte Berning geboren. Im Elternhaus erhielt sie eine hervorragende „schöngestige“

⁸¹ Goetzinger, Germaine: Für die Selbstverwirklichung der Frau: Louise Aston. In *Selbstzeugnissen und Dokumenten*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1983, S. 11.

⁸² Hammerstein, Katharina von: Selbst – Geschichte(n) – Schreiben. Dokumente persönlicher Lebensführung und politischen Engagements einer Vormärzlerin. Louise Aston. In: *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hrsg. von Magdalene Heuser. Tübingen 1996, S. 285–301, 291. Goetzinger: *Selbstverwirklichung*, S. 18. Warnecke, Jenny: *Frauen im Strudel gewaltiger Thaten*. Louise Astons „Revolution und Contrerevolution“ 1849. Zugl.: Freiburg (Breisgau), Univ., Diss. Sulzbach: Helmer 2011, S. 9.

Bildung, was in der damaligen Zeit eine Seltenheit für Mädchen darstellte.⁸³ Der Vater und der Privatlehrer boten einen hochwertigen Unterricht an und die Mutter förderte die Ausbildung in Poesie und Musik.⁸⁴ Im Jahre 1835 heiratete die 20-jährige Louise Hoche den 44-jährigen Samuel Aston aus England, der die erste Maschinenfabrik in Magdeburg gegründet hatte. Die Konvenienzehe war unglücklich und wurde 1838 geschieden. Von ihren drei Töchtern überlebte nur eine das Säuglingsalter. Das Paar versöhnte sich am Krankenbett ihrer Tochter Jenny Louise und die Ehe wurde im Jahr 1841 neu eingesegnet. Doch auch der zweite Versuch ihrer Ehe scheiterte und 1844 erfolgte die endgültige Scheidung.⁸⁵ Louise Aston verließ daraufhin ihr Heim, nahm ihre Tochter zu sich und erhielt fortan eine bescheidene Jahresrente von Samuel Aston.

Im August 1844 zog sie mit dem Wunsch nach Berlin, dort am regen geistigen Leben der Stadt teilzunehmen und sich zur Schriftstellerin auszubilden.⁸⁶ Sie unterhielt einen literarischen Salon und empfing jeden Mittwoch eine Gruppe junger Literaten. Ihre Teilnahme am Zirkel der sog. „Berliner Freien“, die sich in der Hippelschen Weinstube, einem Treffpunkt der Berliner Linken, versammelten, erregte schließlich die Aufmerksamkeit der höheren Gesellschaftskreise, der Zeitungen und der Polizei. In dem Zirkel, zu dem die Brüder Bruno und Edgar Bauer sowie Max Stirner gehörten, wurden Themen wie die junghegelianische Philosophie, Sozialismus, die Mängel der preußischen Institutionen oder die Zensur diskutiert.⁸⁷ Louise Aston erfuhr auf diese Weise über das Ideengut der europäischen sozialpolitischen Bewegungen der 1830er- und 1840er-Jahre, das sich mit dem Pauperismus, mit Bürgerrechten und mit Revolutionen auseinandersetzte, und zu dem die Mehrheit der deutschen Frauen in dieser Zeit keinen Zugang hatte.

Die „Berliner Freien“ diskutierten nicht nur über die Einrichtung einer gerechteren Gesellschaft, sie experimentierten auch mit Geschlechterrollen: Die Frauen trugen Männerkleidung, tranken Bier und legten sich einen „männlichen Kneipnamen“ zu, so etwa

⁸³ Möhrmann: Frauenemanzipation im deutschen Vormärz, S. 225. Zu Astons Lebenslauf vgl. Goetzinger: Selbstverwirklichung und Wimmer, Barbara: Die Vormärzschritstellerin Louise Aston. Selbst- und Zeiterfahrung. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1993.

⁸⁴ Goetzinger: Selbstverwirklichung, S. 23.

⁸⁵ Ebd., S. 24.

⁸⁶ Aston, Louise: Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung. Brüssel: C. G. Vogler 1846, S. 13.

⁸⁷ Goetzinger: Selbstverwirklichung, S. 25.

„Louis“ für Louise Aston und „Marius Daenhardius“ für Marie Daenhard, die Ehefrau Stirners.⁸⁸ Der Polizeibeamte Goldheim, der mit der Überwachung Louise Astons beauftragt war, berichtete brüskiert, sie sei ein „freches [...] Frauenzimmer“, denn in der genannten Kneipe „rauchen und trinken die Frauenzimmer und nehmen an allen vorkommenden Gesprächen teil, ohne sich große Schranken zu setzen.“⁸⁹ Der Alkoholkonsum und das Tragen von Männerkleidung empörten den Beamten im selben Maße wie der Umstand, dass sich die Frauen ungehindert an den Gesprächen über soziale und politische Themen beteiligen konnten.

Es stellte eine Hommage an die Schriftstellerin George Sand dar, als Louise Aston auf den Berliner Straßen Zigarren rauchte und Männerkleidung trug oder als sie ihren Atheismus und ihre Ablehnung von Zwangsehen offen äußerte, denn die Französin erregte durch eben diese Tätigkeiten und Standpunkte große Aufmerksamkeit sowohl in ihrer Heimat als auch in den deutschen Ländern. Doch während George Sands Romane in den deutschen Leihbibliotheken häufig ausgeliehen und in literarischen Organen eingehend diskutiert wurden, fiel die Rezeption von Louise Astons Romanen deutlich negativer aus. Dies ist etwa an der folgenden Rezension ihres Romans *Lydia* (1848) erkennbar: „Mit Ekel erfüllte den Ref. die Gesellschaft der emanzipierten Frauen, Zigarren rauchend, in männlicher Kleidung [...]“.⁹⁰ Der Verfasser nahm bei der Analyse des Romans also die Berichte über das Leben der Autorin mit in Betracht. Des Weiteren warf er Louise Aston vor, die „Liebesintrigen“ in ihrem Roman seien „unweiblich[]“ und erläuterte, wie ihre Gestaltung stattdessen hätte sein sollen: „die weibliche Liebe bedarf des Geheimnisses, Waldesdunkel, zugezogene Gardinen, Erröten“. Also stufte der Rezensent *Lydia* als einen sentimental Liebesroman ein, der seiner Meinung nach die Anforderungen des Genres nicht erfüllt habe. So stellte das Verletzen von Normen der traditionellen Geschlechterdichotomie, zum einen in der Lebensführung der Autorin und zum anderen im Roman, in dieser Rezension in den *Blättern für literarische Unterhaltung* den wichtigsten Bewertungsmaßstab dar. Dabei besteht ein enger Zusammenhang zwischen dem Weiblichkeitsbild und dem Genre des sentimental Liebesromans, das von Autorinnen erwartet wurde. Bei diesen Faktoren handelt es sich um Grenzen, die der Erzählliteratur von Vormärz-

⁸⁸ „Wer als fortschrittlich gelten wollte, trank bayrisches Bier und rauchte Zigarren; Weißbiertrinken und Pfeiferauchen hingegen galt als Inbegriff des Philistertums und des Konservatismus.“ Ebd., S. 25.

⁸⁹ Bericht des Polizeibeamten Goldheim. Berlin, 10. Januar 1846. Zitiert nach ebd., S. 31 f.

⁹⁰ *Lydia*. Von Luise Aston. Magdeburg, Baensch. 1848. In: *Blätter für literarische Unterhaltung*. Jg. 18, Nr. 304 (1848), S. 1215.

Autorinnen auferlegt wurden. In *Lydia* werden sie missachtet und die Folge war der Ausschluss des Romans aus ‚guter‘ Literatur.

Erste Erfahrungen damit, dass das Geschlecht des Verfassers eine wesentliche Rolle in der Rezeption des Werkes spielte, sammelte Louise Aston bereits mit ihrem ersten veröffentlichten Werk, dem Gedichtband *Wilde Rosen* (1846). Sie entwarf es als Antwort auf die Gedichte *Madonna und Magdalena* (1845) von Rudolf Gottschall, die er ihr gewidmet hatte und die von der freien Liebe handelten. Während Gottschalls dichterische Begabung nie in Frage gestellt wurde (er avancierte im Nachmärz zu einem angesehenen und geadelten Schriftsteller und Literaturhistoriker), galt Louise Aston nach dieser Publikation nicht nur als sexuell freizügige Exzentrikerin, sondern es wurde ihr auch künstlerisches Unvermögen attestiert.⁹¹ Die Zeilen aus ihrem Gedicht *Lebensmotto* „Freiem Leben, freiem Lieben, / Bin ich immer treu geblieben!“⁹² wurden fortan in den Artikeln der Tagespresse und in den Polizeiakten über die Autorin als eine Bescheinigung ihres moralischen Verfalls angeführt. So erlebte Louise Aston wie ihr Werk, das in derselben Gattung verfasst war und dieselben Themen der freien Liebe behandelte wie das ihres männlichen Kollegen und damaligen Partners, vereinnahmt wurde, um sie gesellschaftlich zu ächten und den Wert ihrer Kunst zu schmälern.

Aus den anonymen Beschwerdebriefen über die Autorin, die an den Berliner Polizeipräsidenten Puttkamer und den König Friedrich Wilhelm IV. gerichtet waren, lässt sich erkennen, dass ein Teil der Öffentlichkeit in Louise Astons Lebensentwurf eine Gefahr für die gesamte preußische Ordnung sah:

Eine gewisse Asten oder Aston [...] hat [...] im Verein mit vielen Männern, *Dichter[n]*, *Künstler[n]*, *Offiziere[n]*, *Juden* etc. ein Komplott gegen den Staat, den König und [die] Religion gebildet. [...] Kann denn dies Weib nicht aus Berlin verwiesen werden, da sie gerade die Seele dieser Verschwörung ist?⁹³

Da die Verfasserin dieser Zeilen noch einige Monate zuvor Vorwürfe völlig anderer Art gebracht hatte („Muß denn ein solches Geschöpf ganze Familien unglücklich machen. Ihr Mann lebt [...] kann denn der nicht gezwungen werden sie wieder hinzunehmen? [...] Schreiberin dieses [sic]

⁹¹ Goetzinger: Selbstverwirklichung, S. 15.

⁹² Aston, Louise: Lebensmotto. In: Dies.: *Wilde Rosen*. Berlin: W. Moeser und Kühn 1846, S. 26–28.

⁹³ Anonymer Brief an den Königlichen Polizei-Präsidenten Puttkamer, Berlin Dezember 1845. Abgedruckt in Goetzinger: *Selbstverwirklichung*, S. 31.

ist durch diese Person sehr unglücklich geworden [...]“⁹⁴), handelte es sich bei dem „Komplott gegen den Staat“ um eine erfundene Beschuldigung, um die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen. Jene begann schon im September 1845 damit, Louise Aston zu überwachen und Berichte über das „Leben und Treiben der separierten Aston und der Emanzipationsvereine“⁹⁵ zu verfassen. Nach einem Verhör, in dem Louise Aston ihren Atheismus und ihre Ablehnung der Ehe offen äußerte, erhielt sie im März 1846 ein Schreiben mit der Aufforderung, in den Worten der Autorin, „Berlin binnen acht Tagen zu verlassen, weil ich Ideen geäußert und ins Leben rufen wolle, welche für die bürgerliche Ordnung gefährlich seien.“⁹⁶ Sie legte in Briefen an das Ministerium des Inneren und an den König Einspruch ein, berief sich auf die gesetzlich gewährte Religionsfreiheit sowie auf das Recht auf freie und private Lebensführung, stieß jedoch auf Ablehnung. Der Minister Otto von Manteuffel bestätigte die Verweigerung der Aufenthaltserlaubnis und ordnete zudem die Übersendung des Protokolls an das „vormundschaftliche Gericht“ an, sodass dieses prüfen sollte, ob die Tochter bei der unsittlichen Mutter bleiben dürfe.⁹⁷ Samuel und Louise Aston lieferten sich daraufhin einen erbitterten Vormundschaftsprozess.⁹⁸

Es war vor dem Hintergrund ihres Konflikts mit den preußischen Behörden, dass Louise Aston die Streitschrift *Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung* (1846) in Brüssel veröffentlichte. Ein solcher Akt der öffentlichen Selbstverteidigung war noch nie zuvor von einer Frau unternommen worden.⁹⁹ *Meine Emancipation* ist als ein Plädoyer für die Verteidigung von individuellen Grundrechten gegenüber der polizeilichen und staatlichen Gewalt entworfen:

Als Grund meiner Ausweisung werden die Ansichten angeführt, welche ich [...] über Religion und Ehe geäußert [...]. Dieser Glauben und diese Ansichten sind mein eigenster Besitz; sie sind

⁹⁴ Anonymer Brief an den Königlichen Polizei-Präsidenten Puttkamer, Berlin 14. Januar 1846. Abgedruckt in Goetzinger: *Selbstverwirklichung*, S. 35 f.

⁹⁵ Bericht des Polizeibeamten Goldheim. Berlin, 10. Januar 1840. Zitiert nach Goetzinger: *Selbstverwirklichung*, S. 31 f.

⁹⁶ Aston: *Meine Emancipation*, S. 18.

⁹⁷ Goetzinger: *Selbstverwirklichung*, S. 27 f.

⁹⁸ Ebd., S. 57.

⁹⁹ Zu Beispielen von Streitschriften von Männern aus dieser Zeit gehören etwa Grimm, Jacob: *Jacob Grimm über seine Entlassung*. Basel 1838 und Grün, Karl: *Meine Ausweisung aus Baden, meine gewaltsame Ausführung aus Rheinbaiern und meine Rechtfertigung vor dem deutschen Volke*. Zürich 1843.

eine natürliche Folge der unglücklichen Verhältnisse, die ich durchlebt, der schmachvollen Behandlung, die ich erduldet habe; und ich kann nicht glauben, daß man bei der Gewissensfreiheit, die in *Preußen* jedem Untertanen gestattet wird und welche der Stolz der Nation ist, mir aus meinen Ansichten einen Vorwurf machen kann [...].

Ich rufe das deutsche Volk auf zu meinem Richter. Mag es eine Überzeugung verdammen, die es nicht teilen kann: es wird wenigstens meine Entrüstung teilen über eine polizeiliche Willkür, die kein Recht der Persönlichkeit anerkennt.¹⁰⁰

Die Autorin bezieht sich hier auf die seit Friedrich dem Großen de jure zugesicherte religiöse Toleranz und klagt das de facto intolerante Preußen an.¹⁰¹ Sie argumentiert, dass die Folie der persönlichen Rechte und Freiheiten, die die Obrigkeit als Gesetz verkündet hatte, nicht mit der Realität übereinstimme, in der die Untertanen lebten. Diese Inkongruenz soll von nun an der thematische rote Faden ihrer literarischen und publizistischen Werke werden. Bei der Streitschrift *Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung* (1846) wählte sie dieses Format mit der Absicht, ihren Fall in ihren eigenen Worten statt aus der Perspektive der Behörden und der Tagespresse im Forum der Öffentlichkeit vorzustellen, um Gerechtigkeit einzufordern. Dieses Vorgehen war jedoch letztendlich nicht erfolgreich: Obwohl sich ihre Ausweisung zu einem Skandal überregionalen Ausmaßes gestaltete, über den u.a. in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* und der *Trier'schen Zeitung* berichtet wurde,¹⁰² und obwohl sich Stimmen zu ihrer Verteidigung fanden, etwa die der Vormärz-Autorin Franziska Mathilde Anneke in ihrer Schrift *Das Weib im Conflict mit den socialen Verhältnissen*,¹⁰³ wurde Louise Aston schließlich dazu gezwungen, Berlin zu verlassen und nach Köpenick überzusiedeln. Diese Erfahrung des Misserfolgs bei dem Versuch, in der Form der Streitschrift ihren Fall vorzustellen und die Lesenden damit zur Einsicht zu bewegen, wird Louise Aston beeinflusst haben, wenn sie ein Jahr später den Roman *Aus dem Leben einer Frau* schrieb. Die Wahl der Romangattung ermöglichte es ihr, auf anderen, für die Literatur spezifischen, Wegen über die Themen der Obrigkeitskritik, Gewissensfreiheit oder Frauenrechte zu erzählen als in *Meine Emancipation*. So hat beispielsweise die Schilderung des Lebensweges einer Frauenfigur im Roman einen allgemeineren Charakter im Vergleich zur Präsentation eines Einzelfalles in der Streitschrift, und

¹⁰⁰ Aston: *Meine Emancipation*, S. 20 f. und S. 52.

¹⁰¹ Hammerstein: *Selbst – Geschichte[n] – Schreiben*, S. 290 f.

¹⁰² Goetzing: *Selbstverwirklichung*, S. 58.

¹⁰³ Anneke, Franziska Mathilde: *Das Weib im Conflict mit den socialen Verhältnissen*. 1847. State Historical Society of Wisconsin (Madison, Wisconsin). Manuscripts, Anneke Papers, Box 7.

lädt auch eher zur Empathie ein. Das Medium der Literatur bot Louise Aston mehr Möglichkeiten, ihre Leserschaft zu bewegen und über Themen zu erzählen, die sie beschäftigten, als sie es mit einer sachlichen Schrift geschafft hatte.

Gegen Ende der 1840er-Jahre nahm Louise Aston an Ereignissen teil, die wenig Zeit für literarisches Schaffen ließen. Im April 1848 schloss sie sich den Freiwilligen an, die den Schleswig-Holsteinern im Kampf gegen Dänemark zu Hilfe kamen. Diese sog. Berliner „Freischärler“ hatten das Programm der Märzrevolutionäre übernommen und forderten einen Nationalstaat, eine Verfassung und Pressefreiheit. Louise Aston engagierte sich bei ihnen als Krankenpflegerin und erlitt selbst eine leichte Schusswunde. Im Juni 1848, nach der Märzrevolution und der erkämpften Lockerung des preußischen Regimes, durfte sie nach Berlin zurückkehren. Sie nahm regen Anteil am politischen Leben: Sie beteiligte sich an mehreren politischen Zirkeln und Gesprächsrunden linker Parlamentarier, empfing Politiker und Künstler, um über tagespolitische Themen zu diskutieren, verfolgte die Debatten in der preußischen Nationalversammlung und nahm dabei auf der Tribüne hinter der äußersten Linken Platz. Ihre Freunde und Berater gehörten zu der radikaldemokratischen Linken der Nationsversammlung.¹⁰⁴ Es gab eine Diskrepanz zwischen Louise Astons politischem Engagement und dem Bild, das von ihr in der Presse gezeichnet wurde: Zeitungen wie der *Grenzbote*, die *Leipziger Illustrierte Zeitung* und die *Hamburger Zeitung Europa* stellten sie nach wie vor als eine freizügig-exzentrische Abenteurerin dar, deren Erlebnisse ihre Leserschaft amüsieren würden. Im November 1848 fing sie damit an, ihre eigene Zeitschrift herauszugeben, die politische Wochenzeitschrift *Der Freischärler. Für Kunst und sociales Leben*.

Im Dezember 1848 begannen in Berlin die restaurativen Kräfte die Überhand zu gewinnen. Wegen der kritischen Artikel über General Wrangel, der nach der Märzrevolution in der Stadt das Sagen hatte, wurde der *Freischärler* nach nur sieben Nummern verboten und Louise Aston trotz ihres Protestes aus Berlin exiliert.¹⁰⁵ Auch in Hamburg durfte sie nicht lange bleiben. Bis Ende 1850 war sie dazu gezwungen, sehr häufig den Aufenthaltsort zu wechseln: Leipzig, Paris, Breslau, München und Zürich. Im Jahr 1850 heiratete sie den Bremer Arzt und Demokraten Eduard Meier, den sie im Zuge des Schleswig-Holsteinischen Feldzuges kennengelernt hatte. Der Bürgermeister und die Senatoren der Stadt Bremen drangen auf Meier

¹⁰⁴ Goetzing: Selbstverwirklichung, S. 120.

¹⁰⁵ Ebd.

ein, die Verlobung aufzulösen, weil das seine Stellung als Direktor des neuen Krankenhauses gefährde, das er entworfen und aufgebaut hatte.¹⁰⁶ Das Ehepaar Aston-Meier war Mitglied des Demokratischen Vereins und beide arbeiteten als Korrespondenten des 1850 in London gegründeten *Central-Comités für europäische Demokratie*.¹⁰⁷ Louise Aston erlitt in diesen Jahren eine Vielfalt repressiver Maßnahmen: „Durch die damalige Praxis polizeilicher Amtshilfe wurde ein enges Netz an Verleumdungen, Unterstellungen und Gerüchten gesponnen, dem sie kaum mehr entgehen konnte. [...] Auf Reisen war sie vor Verdächtigungen, Beschattungen, Gepäckdurchsuchungen, Paßkontrollen, Verhaftungen nie sicher.“¹⁰⁸ Eduard Meier wurde 1855, wie bereits zuvor angekündigt bzw. angedroht, wegen des schlechten Rufs seiner Frau entlassen und aus Bremen ausgewiesen.¹⁰⁹ Die darauffolgenden 20 Jahre führten die beiden das Wanderleben politischer Flüchtlinge: Meier arbeitete als Arzt und Aston als Pflegerin während des Krimkrieges in Russland, anschließend in Siebenbürgen, Polen, Österreich und Ungarn. Schließlich ließ sich das Ehepaar in Wangen im Allgäu nieder. Dort verstarb Louise Aston im Jahr 1871.

Die geschilderten Ereignisse belegen, dass in Louise Astons literarischem Schaffen zwei Faktoren eine wesentliche Rolle gespielt haben: ihr Geschlecht und die Vorgaben dazu, über welche Themen und in welchem Genre sie als Frau schreiben dürfe. So waren dem Schreiben von Autorinnen bestimmte Grenzen auferlegt: Frauen hätten, so die stillschweigende Regel, sentimentale Liebensromane („Liebesintrigen“ mit „Erröten“) zu produzieren, die in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht den Status quo vermitteln. Demgegenüber galt Louise Astons grundsätzliches Interesse der Erforschung der Diskrepanz zwischen dem Proklamierten – der religiösen Toleranz, dem Glück der Konvenienzehe – und der Wirklichkeit – der Intoleranz, dem Leiden in den Zwangsehen. Ihre Gedichte, die Streitschrift, die Romane und die publizistischen Texte zeugen von einer Suche nach der richtigen Textform, um über diese Diskrepanz zu erzählen.

Die Zusammenhänge zwischen Louise Astons Leben und Werk konnten erst ab dem späten 20. Jahrhundert erforscht werden, weil dann die Originaltexte wiedergefunden und

¹⁰⁶ Ebd., S. 160 f.

¹⁰⁷ Ebd., S. 18.

¹⁰⁸ Ebd.

¹⁰⁹ Blos, Anna: Luise Aston. In: Frauen der deutschen Revolution 1848. Zehn Lebensbilder und ein Vorwort. Dresden: Kaden 1928, S. 25–31, 30 f.

ausgewertet wurden.¹¹⁰ Davor existierten lediglich sporadische Einträge zur Autorin in den Literaturgeschichten und Lexika im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.¹¹¹ Im Jahr 1983 ließ sich Germaine Goetzinger auf die überfällige „detektivische Puzzlearbeit“¹¹² an der Biographie Astons ein, und dank ihrer Archivrecherchen und der gesammelten Polizeiberichte, Zeitungsartikel, Memoiren und Briefe konnte sie einige Fehlannahmen und Klischees klären, die zuvor lange in den Einträgen über die Vormärz-Autorin überliefert wurden, wie etwa, dass sie in *Aus dem Leben einer Frau* ihr Eheleben mit Samuel Aston beschrieben hätte.¹¹³ Die Frage nach den autobiographischen Aspekten in den literarischen Werken wird in der Forschung immer wieder neu gestellt, sowohl in den frühen Beiträgen¹¹⁴ als auch in den Studien im 21. Jahrhundert.¹¹⁵ Auch bestimmte Themen der Zeit wie die Darstellung der 1848er Revolution¹¹⁶ oder die Rezeption von George Sand¹¹⁷ fanden Beachtung.

¹¹⁰ Möhrmann: Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Siehe auch Linnhoff, Ursula: „Zur Freiheit, oh, zur einzig wahren“. Schreibende Frauen kämpfen um ihre Rechte. Luise Aston, Mathilde Franziska Anneke, George Sand, Bettina von Arnim, Luise Otto-Peters u. a. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1979. Auszüge aus Astons Werk im Nachdruck bietet auch Aston, Louise: Ein Lesebuch. Gedichte, Romane, Schriften in Auswahl, 1846–1849. Hrsg. von Karl-Heinz Fingerhut. Stuttgart: H.-D. Heinz, Akademischer Verlag 1983.

¹¹¹ Gottschall, Rudolf von: Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 4. Aufl. Bd. 4. Breslau 1875, S. 329. Koenig, Robert: Deutsche Literaturgeschichte. 20. Aufl. Leipzig 1889, S. 813. Blos, Anna: Luise Aston. In: Frauen der deutschen Revolution 1848. Zehn Lebensbilder und ein Vorwort. Dresden: Kaden 1928, S. 25–31. Fränkel, Ludwig: Luise Aston. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Leipzig 1906 (= 52), S. 294–296.

¹¹² Goetzinger: Selbstverwirklichung, S. 9.

¹¹³ Ebd., S. 23. S. a. Hammerstein: Selbst – Geschichte(n) – Schreiben, S. 293 f.

¹¹⁴ Goodman, Katherine R.: German women and autobiography in the nineteenth century. Louise Aston, Fanny Lewald, Malwida von Meysenbug and Marie von Ebner-Eschenbach. Ann Arbor, Michigan: Univ. Microfilms 1977; Carico, Marilyn E.: The life and works of Louise Aston-Meier. Nashville: Univ. of Tennessee 1977; Whittle, Ruth/Pinfold, Debbie: Voices of Rebellion. Political Writing by Malwida von Meysenbug, Fanny Lewald, Johanna Kinkel and Louise Aston. Oxford u. a.: Peter Lang 2005, S. 129–152. Wimmer, Barbara: Die Vormärzschriftstellerin Louise Aston. Selbst- und Zeiterfahrung. Zugl.: Düsseldorf, Univ., Diss., 1993. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 1993.

¹¹⁵ Mikus, Birgit: Louise Aston and the Politics of the Novel. In: Dies.: The Political Woman in Print. German Women's Writing 1845–1919. Zugl.: Oxford, Univ., Diss., 2013. New York u. a.: Peter Lang 2014 (=Women in German Literature 19), S. 29–60; Warnecke: Frauen im Strudel gewaltiger Thaten, 2011; Hammerstein: Selbst – Geschichte(n) – Schreiben, S. 289.

¹¹⁶ Kuhlmann, Anne: Die Amazone im Salon. Frauenbilder und Revolutionsdarstellung bei Louise Aston. In: Literatur und Politik in der Heine-Zeit. Die 48er Revolution in Texten zwischen Vormärz und Nachmärz. Hrsg. von Hartmut Kircher u. Maria Kłańska. Köln: Böhlau 1998, S. 123–136. Freund,

In der vorliegenden Studie geht es nicht um die, offensichtlich hinlänglich erforschten, autobiographischen Aspekte in Louise Astons Texten, sondern um die Frage der erzählerischen Darstellung des Pauperismus. *Aus dem Leben einer Frau* eignet sich zu dieser Untersuchung, weil das industrielle Elend im Vordergrund der Handlung steht. Erste Spuren der Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Massenarmut sind bei Louise Aston im *Lied einer schlesischen Weberin* in den *Freischärler-Reminiszenzen* zu finden. Im Rekurs auf Heinrich Heines berühmtes *Weberlied* (1845) handelt es von der Zwangsprostitution einer armen Weberin und führt erstmals die Verknüpfung der Ausbeutung von Frauen und von elenden Fabrikarbeitern ein, die in *Aus dem Leben einer Frau* eine umfangreichere Ausarbeitung erfahren soll.

Louise Otto (1819–1895). Für die Rechte von Bürgerinnen und Arbeiterinnen

Louise Otto wurde 1819 als sechstes Kind des Gerichtsdirektors Fürchtegott Wilhelm und Charlotte Otto, der Tochter eines Porzellanmalers, in Meißen geboren.¹¹⁸ Ihre Familie gehörte dem „begüterten, gebildeten Mittelstand“¹¹⁹ an. Louise Otto beschrieb ihre Kindheit und frühe

Marion: „Mag der Thron in Flammen glühn!“. Schriftstellerinnen und die Revolution von 1848/49. Königstein/Taunus: Helmer 2004. Whittle/Pinfold: Voices of Rebellion, S. 129–152.

¹¹⁷ Wiedemann, Kerstin: Gefangene von Eros und Macht. Sexualität und weibliche Identität in George Sands ‚Indiana‘ (1832) und Verarbeitungen bei Ida Hahn-Hahn und Louise Aston. In: „Emanzipation des Fleisches“. Erotik und Sexualität im Vormärz. Hrsg. von Gustav Frank/Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis 1999 (= Jahrbuch Forum Vormärz Forschung), S. 127–140.

¹¹⁸ Louise Otto war von 1858 bis 1864 mit dem Schriftsteller und Revolutionär August Peters verheiratet und verwendete in jener Zeit im täglichen Leben den Doppelnamen Otto-Peters. Da sie jedoch die meisten ihrer literarischen Werke ohne die Angabe des Ehenamens, d. h. unter ihrem Mädchennamen verfasst hat, wird sie im Folgenden ebenfalls unter diesem Namen geführt.

¹¹⁹ Vgl. Boetcher Joeres, Ruth-Ellen: Die Anfänge der deutschen Frauenbewegung. Louise Otto-Peters. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1983 (= Fischer-Taschenbücher 3729 : Die Frau in der Gesellschaft), S. 34.

Jugend als harmonisch.¹²⁰ Während sie und ihre Schwestern mit Kochen und Nähen beschäftigt waren, wurde stets vorgelesen, sowohl aus Klassikern wie Jean Paul und Friedrich Schiller, den Louise Otto besonders schätzte, als auch aus historischen Romanen von Walter Scott und Caroline Pichler. Es blieb nicht nur beim Schöngeistigen für die Frauen, wie bei bürgerlichen Familien üblich: Der Vater hatte „eine Vorliebe für Zeitungen und Zeitschriften, denn im Hause Otto wurde viel vorgelesen und diskutiert, selbst die Politik war für Ehefrau und Töchter nicht tabu“. ¹²¹ Wilhelm Otto teilte den Fortschrittsoptimismus, der in Sachsen seit der französischen Julirevolution 1830 verstärkt spürbar war. Louise Otto verfasste ihr erstes politisches Gedicht im Alter von zwölf Jahren aus Anlass des Besuchs von Prinz Friedrich, Mitregent in Sachsen, in Meissen.

Nach der Konfirmation im 14. Lebensjahr, zu einem Zeitpunkt, an dem die bürgerlichen Mädchen üblicherweise aus der Schule nach Hause geholt wurden, erbat sich Louise Otto eine einjährige Fortsetzung der Ausbildung. Nach Ablauf dieses von den Eltern bewilligten Jahres erhielt sie zwar noch häuslichen Unterricht, aber lediglich in Französisch, Musik, Zeichnen und Handarbeiten, also in Fächern, die für die Erziehung zur gebildeten Gattin und Gastgeberin nützlich erschienen, was sie langweilte und frustrierte. Sie wird in ihrem publizistischen und essayistischen Werk die mangelnde Bildung als katastrophal für die Lage der Frauen anprangern.¹²²

Mit 17 Jahren verlor Louise Otto beide Eltern. Während ihre Schwestern bald darauf heirateten, entschied sie sich dafür, weiter im Hause der Familie zu leben. Ohne den Druck der Eltern, sich zu vermählen, und dank der Erbschaft finanziell abgesichert, konnte sie eine für bürgerliche Frauen unübliche Unabhängigkeit genießen. Im Klima der regen politischen Diskussionen und der wachsenden Liberalisierung in den 1840er-Jahren trat sie zum ersten Mal schreibend an die Öffentlichkeit, zunächst unter dem Pseudonym „Otto Stern“ mit Artikeln für demokratische Zeitschriften, wie *Unser Planet*, *Wandelstern* und *Leuchtturm*, die *Sächsischen Vaterlandblätter* und die *Leipziger Arbeiterzeitung*.¹²³ Rückblickend begründet sie ihre

¹²⁰ Otto, Louise: Frauenleben im Deutschen Reich. Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Hinweis auf Gegenwart und Zukunft. Leipzig: Moritz Schäfer 1876, S. 3 ff.

¹²¹ Joeres: Otto-Peters, S. 35.

¹²² Otto, Louise: Mädchenunterricht in früherer Zeit (Selbsterlebtes). In: Neue Bahnen, Jg. 23, Nr. 19 (1888), S. 145–149.

¹²³ Vgl. Joeres: Otto-Peters, S. 58.

Entscheidung für das Pseudonym mit der Skepsis, die zur damaligen Zeit den Frauen entgegengebracht worden sei, die tagespolitische Artikel publizieren wollten:

Sieht man unter einem Artikel über irgend ein politisches Zeitereignis einen Frauennamen – man wird den Artikel nicht lesen; findet ein Autor ein Buch von einer Frau recensiert – er wird die Kritik verächtlich von sich weisen; liest man irgend literarische, sociale oder politische Vorschläge von einer – Frau, man wird sie verlachen und verhöhnen – so sagt' ich es mir tausendmal. Und doch konnt' ich nicht anders [...]. Es blieb mir also nichts anderes übrig; ich mußte einen Männernamen wählen.¹²⁴

Aus diesem Zitat wird ein wichtiges Anliegen der jungen Autorin ersichtlich: Die Forderung nach der aktiven Beteiligung am „literarische[n]“ Leben und an der öffentlichen Diskussion über „sociale“ und „politische“ Fragen, und zwar nicht nur für sie persönlich, sondern für Frauen insgesamt. Sowohl in ihren journalistischen Artikeln als auch in ihren literarischen Werken soll dies zu einem wiederkehrenden Thema werden. Louise Otto beschrieb diesen Ansatz erstmals ausführlich in einem Artikel in den *Sächsischen Vaterlandsblättern* im Jahr 1843. Es war ihre Antwort auf die öffentlich gestellte Frage des demokratischen Dichters, Verlegers und Politikers Robert Blum¹²⁵ bezüglich einer Beteiligung von Frauen am politischen Leben. Sie argumentierte gegen den Vorwurf, dass die politische Teilnahme von Frauen ‚unweiblich‘ sei, und nahm diese Teilhabe überdies als Maßstab der Entwicklungsstufe und der Verwirklichung von Freiheit in einem Staat: „An der Stellung, welche die Frauen in einem Lande einnehmen, kann man sehen, wie [...] klar und frei die Luft eines Staates sei: – die Frauen dienen als Barometer der Staaten.“¹²⁶ Dass eine Vielzahl von Frauen nicht mehr wie lange zuvor „die Politik als ganz außer ihrer Sphäre liegend betrachtet und [...] sich auf diese Unwissenheit noch etwas zu Gute thut“, sei vor allem dem „Schulunterricht“ und den „Zeitungen“ zu verdanken.¹²⁷ Hier formuliert Louise Otto erstmals, dass aus ihrer Sicht das Lesen, sowohl von Literatur als auch von Publizistik, die notwendige Voraussetzung für eine mündige Teilnahme am gesellschaftspolitischen Leben sei.

¹²⁴ Otto, Louise: Erklärung und Geständnis. In: Der Wandelstern, Nr. 35 (August 1845), S. 715 f.

¹²⁵ Blum unterstützte Louise Otto als Mentor und Verleger bis zu seinem Tod, der standrechtlichen Erschießung in Wien im November 1848. Joeres: Otto-Peters, S. 54.

¹²⁶ Otto, Louise: Die Frauen. In: Sächsische Vaterlandsblätter, Bd. 3, 3. Jg. (1843), S. 633.

¹²⁷ Ebd.

Bald kam für die Journalistin ein weiterer Interessensbereich hinzu: die Lage der Arbeiterinnen und Arbeiter. Im Jahr 1840 besuchte sie ihre verheiratete Schwester im erzgebirgischen Oederan in der sächsischen Industrieregion. Sie kam hier, da sie zuvor in einer Kleinstadt ohne Industrie gelebt hatte, zum ersten Mal in Berührung mit dem Elend der Fabrikarbeitserschaft.¹²⁸ Der Aufenthalt wurde zu einem einschneidenden Erlebnis für Louise Otto und begründete ihr lebenslanges Interesse an der Arbeiterfrage. Sie suchte arme Arbeiterinnen und Arbeiter persönlich auf, recherchierte über ihre Lebensbedingungen und schrieb über arbeitsrechtliche Missstände. Der Besuch in Oederan lieferte die Idee und das Material für den Roman *Schloß und Fabrik*, der sechs Jahre später erschien.¹²⁹ Das Honorar von dem Roman nutzte Louise Otto dazu, in die Weberdörfer in der Lausitz und im Riesengebirge zu reisen.¹³⁰ Sie beteiligte sich an der Gründung von Arbeitervereinen, obwohl sie als Frau nicht Mitglied selbiger sein durfte.¹³¹

Louise Ottos Artikel über die Lage der sächsischen Arbeiterinnen stießen in der Öffentlichkeit auf großes Interesse. In der *Adresse eines deutschen Mädchens* in der *Leipziger Arbeiterzeitung* wandte sie sich an die sächsische Kommission, die mit dem Entwurf des Arbeitsrechts beauftragt war. Der Artikel war als ein Appell gestaltet, die Frauenarbeit zu regulieren, um die Arbeiterinnen vor Ausbeutung und Prostitution zu schützen. Nach seiner Publikation wurde sie in Meißen sowohl von zwei Ministern aufgesucht, die ihre „Vorschläge [...] hören“ wollten, als auch von Vertreterinnen und Vertretern der Arbeiterschaft.¹³² Louise Otto zufolge wurde ihre *Adresse* in den Sitzungen der Kommission besprochen. Minister Oberländer, der Vorsitzende der Kommission, lud sie nach Dresden ein. Im Juli 1848 führten die beiden ein längeres Gespräch, in dem sich Louise Otto für die jungen Schneiderinnen einsetzte, und der Minister „versprach [...] in diesem Sinne zu wirken“.¹³³ Einen ihrer Artikel über die Schneiderinnen aus der *Leipziger Arbeiterzeitung* schickte sie an den sächsischen Abgeordneten, der für die Petition der Leipziger Schneiderinnen zuständig war, und rang ihm das schriftliche

¹²⁸ Joeres: Otto-Peters, S. 16, 53, 56.

¹²⁹ Ludwig: Nachwort, S. 353.

¹³⁰ Joeres: Otto-Peters, S. 54.

¹³¹ Ebd., S. 59 f.

¹³² Otto, Louise: Vor dreißig Jahren. In: Neue Bahnen, Bd. 13. Nr. 9 (1878), S. 65–68, 67.

¹³³ Louise Ottos Brief an Herrn Rentamtman[n] Preusker [?] in Großenhain, Meißen, den 28.7.1848. Abgedruckt in Joeres: Otto-Peters, S. 100.

Versprechen ab, ihre Reformvorschläge zu befürworten.¹³⁴ Die Resonanz auf Louise Ottos Wirken in ihrem Heimatland Sachsen war also beachtlich. Die Not der Arbeiterschaft stellte sich dem Land als dringliches Problem dar und Louise Ottos Forschung vor Ort und ihre Veröffentlichungen brachten ihr den Ruf der Sachkenntnis und einer Expertin für die soziale Frage ein.¹³⁵

Im Jahr 1845 war Louise Otto so berühmt, dass sie ihr Pseudonym aufgab und publizistisch unter ihrem eigenen Namen aktiv war. Sie gab zwei Zeitungen heraus: die *Frauenzeitung* (1849–1852) und *Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins* (1866–1899). Für diese Zeitungen verfasste sie als Herausgeberin nicht nur politische Artikel, sondern auch Gedichte und Essays über Kunst. Es war ihr ein wichtiges Anliegen, für die *Frauenzeitung* neben Beiträgen von professionellen Schriftstellerinnen „auch Mitteilungen von solchen Frauen zu erhalten, welche nicht selbst Schriftstellerinnen sind, aber durch ihre Beobachtungen und Erzählungen von Tatsachen aus dem wirklichen Leben unseren Zwecken ebensoviel und oft mehr nützen können als jene“.¹³⁶ Schöngeistige Literatur einerseits und genaue Berichte und Dokumentationen über die soziale Not andererseits gingen in Louise Ottos publizistischem Wirken somit Hand in Hand.

Doch nach der Märzrevolution und dem Sieg der Reaktion erfuhr sie zunehmend Repressionen. Immer häufiger erhielt sie Mahnungen, ihr Haus wurde durchsucht und die Hefte ihrer Zeitschrift verboten.¹³⁷ Im ersten Jahr der *Frauenzeitung* wurde explizite Staatskritik geübt, oder es wurden Aufrufe an die Frauen gerichtet, sich zu organisieren und selbst zu helfen, doch ab den 1850er-Jahre durften solche Inhalte wegen der Zensur und den Verfolgungen nicht mehr so offen ausgedrückt werden.¹³⁸ Speziell mit Blick auf ihren Fall wurde im Jahr 1850 das sächsische Pressegesetz *Lex Otto* erlassen, dem zufolge den Frauen die Herausgabe von Presseorganen und die redaktionelle Arbeit grundsätzlich untersagt wurden. Um das Verbot zu umgehen, verlegte Louise Otto die Arbeit an der *Frauenzeitung*, in die sie einen Teil ihres Erbes

¹³⁴ Ebd.

¹³⁵ Ebd., S. 54.

¹³⁶ Otto, Louise: Programm. In: *Frauenzeitung*, Jg. 1, Nr. 1, 5.2.1851, S. 2.

¹³⁷ Joeres: *Otto-Peters*, S. 60.

¹³⁸ Ebd.

investiert hatte, ins preußische Gera, bis sie die Publikation des Heftes zwei Jahre später wegen eines ähnlichen Gesetzes für Preußen endgültig einstellen musste.¹³⁹

Im Jahr 1851 wurde ein preußisches Vereinsgesetz beschlossen, aufgrund dessen die Arbeiterinnen- und Dienstbotenvereine aufgelöst wurden, deren Mitbegründerin Louise Otto gewesen war. Nach dem Sieg der Reaktion schrieb sie historische Romane, aus deren Absatz sie ihren Lebensunterhalt bestritt. In dem Ausmaß, in dem es in der Kaiserzeit erlaubt war, widmete sie sich der Vereinsarbeit. Sie war eine Schlüsselfigur der deutschen Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts: Sie war die Initiatorin der ersten *Deutschen Frauenkonferenz* (1865) und Mitbegründerin des *Allgemeinen Deutschen Frauenvereins*, den sie 30 Jahre lang leitete.¹⁴⁰ Bis zu ihrem Tod 1895 setzte sie sich für die Belange von Bürgerinnen und Arbeiterinnen ein.

Von allen literarischen Werken Louise Ottos war *Schloß und Fabrik* ihr erfolgreichstes in der Rezeption der Zeitgenossen. In den 1840er-Jahren schrieb sie etwa fünf Romane mit sozialer Thematik,¹⁴¹ und während die anderen Texte überwiegend ständische Konflikte beschrieben, schildert *Schloß und Fabrik* vor allem das Elend, das in Folge der Industrialisierung entstand. Die Forschungsarbeiten, die sich mit *Schloß und Fabrik* befassen, sind übersichtlich in ihrer Anzahl. Dies liegt zum einen daran, dass die meisten Beiträge über Louise Otto ihrer Tätigkeit als Publizistin und Herausgeberin, Mitbegründerin und Leiterin des *Allgemeinen Deutschen Frauenvereins* gewidmet sind.¹⁴² Ein weiterer Grund hierfür ist, dass der Roman bis ins späte

¹³⁹ Ebd., S. 54 f.

¹⁴⁰ Vgl. Bäumer, Gertrud: Geschichte der Frauenbewegung. In: Handbuch der Frauenbewegung. Hrsg. von Helene Lange u. Gertrud Bäumer. Autorisierter, fotomechan. Nachdr. der Orig.-Ausg. 1901. Berlin: Moeser 1980, S. 133. Riedel, Tanja-Carina: Louise Otto-Peters (1819–1895). Mutter der deutschen Frauenbewegung. In: Gleiches Recht für Frau und Mann. Die bürgerliche Frauenbewegung und die Entstehung des BGB. Köln: Böhlau 2008. S. 8–15. Bock: Frauenemanzipation, S. 100–152, 111–113.

¹⁴¹ *Ludwig der Kellner* (1843), *Kathinka* (1844), *Die Freunde* (1845), *Schloß und Fabrik* (1846), *Ein Bauernsohn* (1849).

¹⁴² Joeres, Ruth-Ellen Boetcher: Die Anfänge der deutschen Frauenbewegung. Louise Otto-Peters. Frankfurt a. M.: Fischer 1983. Siehe auch Diethe, Carol: The life and work of Germany's founding feminist, Louise Otto-Peters, 1819–1895. Lewiston, N. Y.: Edwin Mellen Press 2002. Ludwig, Johanna (Hrsg.): Ausstellung Louise Otto-Peters. Ihr literarisches und publizistisches Werk. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1995 (= Louiseum 2). Die 1993 gegründete Louise-Otto-Peters-Gesellschaft sammelt alle Veröffentlichungen von der Autorin und Informationen über ihr Leben und Werk in einem Archiv und publiziert die Reihe „LOUISEum“.

20. Jahrhundert nur schwer zu finden war; und wenn, dann nur in seiner zensierten Form.¹⁴³ Im Erscheinungsjahr 1846 wurde er so lange von der Zensurbehörde beschlagnahmt, bis die Autorin bestimmte Textpassagen gestrichen hatte, die daraufhin aus dem Buch entfernt wurden.¹⁴⁴ Wegen der Repressalien gegen die 1848er-Revolutionäre verschwand die erste Auflage und infolge des Gesetzes gegen Sozialisten auch die zweite und dritte Auflage aus deutschen Büchereien und Bibliotheken.¹⁴⁵ Erst im Jahr 1994 spürte Johanna Ludwig die Zensurakte von *Schloß und Fabrik* inklusive des Originaltextes in Dresden auf. Im Jahr 1996, rund 150 Jahre nach der Niederschrift, wurde die ursprüngliche Romanfassung erstmals veröffentlicht.¹⁴⁶

Vereinzelte literaturwissenschaftliche Analysen von *Schloß und Fabrik* setzten mit den 1970er-Jahren ein. Für die Forschung in der DDR waren vor allem die Darstellungen der Figuren des Fabrikanten und der Arbeiterinnen und Arbeiter von großem Interesse.¹⁴⁷ In der BRD wurden Vergleiche mit anderen sozialen Romanen der Zeit unternommen¹⁴⁸ oder es wurde ebenfalls schwerpunktmäßig auf die Darstellung der Figuren eingegangen.¹⁴⁹ Die Beiträge neueren Datums finden sich häufig in der englischsprachigen Germanistik, die sich bevorzugt mit der Verbindung zwischen dem politischen Ideengut des Romans und dem politischen

¹⁴³ Hans Adler stellte im Jahr 1980 fest, dass die zensierte Fassung des Romans „so gut wie unbekannt und kaum auffindbar ist“. Adler: *Literatursemiotische Studie*, S. 115. Aus diesem Grund konnte Todd Kontje den Text nicht in seine umfassende Studie über die Romane von Autorinnen im 18. und 19. Jahrhundert aufnehmen. Kontje: *Women, Novel and Nation*, S. 139.

¹⁴⁴ Zum Zensurvorgang s. Ludwig: Nachwort, S. 332.

¹⁴⁵ Auf Wunsch einiger Arbeitervereine wurde der Roman 1868 preisgünstig als einbändige Volksausgabe in Leipzig wieder aufgelegt und direkt an die entsprechenden Vereine geliefert. Ludwig: Nachwort, S. 352.

¹⁴⁶ Otto-Peters, Louise: *Schloss und Fabrik*. Erste vollständige Ausgabe des 1846 zensierten Romans. Hrsg. von Johanna Ludwig, Leipzig: Leipziger Kommissions- und Großbuchhandelsgesellschaft, 1996 (= Louiseum 3). Die verbotenen Textstellen sind durch Unterstreichungen und Linien am Seitenrand kenntlich gemacht. In der vorliegenden Studie wird aus der Ausgabe aus dem Jahr 1846 zitiert, außer wenn es sich um zensierte Stellen handelt, die nur in der Ausgabe aus dem Jahr 1996 zu finden sind.

¹⁴⁷ Edler, Erich: *Die Anfänge des sozialen Romans und der sozialen Novelle in Deutschland*. Frankfurt a. M.: Klostermann 1977, S. 232–235; Scholz, Otfried: *Arbeiterselbstbild und Arbeiterfremdbild zur Zeit der industriellen Revolution*. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Arbeiters in der deutschen Erzähl- und Memoirenliteratur um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Berlin: Colloquium-Verlag 1980, S. 129; Schauerte, Heinrich: *Die Fabrik im Roman des Vormärz*. Köln: Pahl-Rugenstein 1983, S. 135–162, 135.

¹⁴⁸ Adler, Hans: *Literatursemiotische Studie*, S. 115–147.

¹⁴⁹ Otto, Christine: *Variationen des „poetischen Tendenzromans“*. Das Erzählwerk von Louise Otto-Peters. Zugl.: Düsseldorf, Univ., Diss., 1992. Pfaffenweiler: Centaurus 1995, S. 239–259.

Engagement der Autorin auseinandersetzen.¹⁵⁰ Eine Untersuchung des Romans bezüglich der Frage der erzählerischen Verarbeitung des Themas der Armut ist bis dato noch nicht unternommen worden. Die vorliegende Studie macht sich dies zur Aufgabe.

Bettina von Arnim (1785 – 1859). Das sozialpolitische Spätwerk

Als Louise Aston und Louise Otto in den 1840er-Jahren ihre Werke zu veröffentlichen angingen, war Bettina von Arnim bereits mehrere Jahre schriftstellerisch tätig und genoss großen Ruhm in den deutschen Ländern. Ob die drei Autorinnen sich jemals persönlich begegnet sind, ist nicht überliefert, doch waren die jüngeren mit dem Werk der älteren Schriftstellerin bekannt.

Louise Otto erwies Bettina von Arnim ihre Ehrerbietung in einem Essay über große Dichterinnen.¹⁵¹ Bettina von Arnim und Louise Aston verkehrten in denselben Kreisen in Berlin, in denen neue politische Lösungen für die soziale Frage diskutiert wurden. Sie engagierten sich beide wohlwollend als Pflegerinnen von Armen, Kranken und politisch Verfolgten; so berichtete Rudolf Gottschall, dass er sie – zu unterschiedlichen Zeiten – in der Pflege desselben kranken Studenten angetroffen habe.¹⁵² Einige Journalisten bezeichneten die beiden Autorinnen als Mitglieder des berüchtigten – und de facto nicht existenten – *Clubs der Emanzipierten*, und verfassten satirische Artikel über sie.¹⁵³ Diese fehlerhaften Charakterisierungen gründeten womöglich darauf, dass die beiden Beziehungen mit Personen pflegten, die von der preußischen Obrigkeit als politisch auffällig eingestuft worden waren. So nahm Louise Aston am Zirkel der *Berliner Freien* teil, zu dem die Philosophen und Religionskritiker Brüder Bauer gehörten, mit

¹⁵⁰ Morris-Keitel, Helen G.: Not „until Earth Is Paradise“. Louise Otto's Refracted Feminine Ideal. In: Women in German Yearbook, H. 12 (1996), S. 87–100. Mikus, Birgit: Louise Otto-Peters: Women's Politics and Solidarity as a Matter of Course. In: The Political Woman in Print. German Women's Writing 1845–1919. Zugl.: Oxford, Univ., Diss., 2013. New York: Peter Lang 2014 (= Women in German Literature 19), S. 181–208.

¹⁵¹ Otto, Louise: Genialität. Teil III. In: Frauen-Zeitung, Nr. 39, Jg. 3, 12.10.1851, S. 273.

¹⁵² Gottschall zitiert nach: Goetzinger: Selbstverwirklichung, S. 45 f.

¹⁵³ Friedrich Saß für die „Deutsche Allgemeine Zeitung“. Abgedruckt in ebd., S. 36 ff.

denen wiederum Bettina von Arnim in ihrem Salon zeitweilig einen regen Ideenaustausch betrieb. Bettina von Arnims enger Freund und Vertrauter Varnhagen von Ense verfolgte Louise Aston's Schicksal und hinterließ in seinen Tagebuchaufzeichnungen mehrere Notizen über ihre Erlebnisse in Berlin: Er berichtete über ihre heimlichen Besuche mit falschem Pass, las ihre Werke und bestellte ihre Zeitschrift *Freischärler*, die er als „sehr tapfer“¹⁵⁴ beschrieb. Er verurteilte die Willkür der Berliner Polizei und Minister: „Empörend ist Schlöffels Prozeß, [...] elend die Verweisung der Louise Aston [...]“¹⁵⁵ Die polizeilichen Maßnahmen gegen Louise Aston und den Fabrikanten Friedrich Wilhelm Schlöffel (1800–1870) gehören zur selben Welle der Unterdrückung, in der die preußischen Behörden Mitte der 1840er-Jahre zahlreiche Kritiker der Obrigkeit ohne Prozess einsperrte oder auswies. Mit Schlöffel stand Bettina von Arnim in einem Briefwechsel, fügte die von ihm zugeschickten Armenverzeichnisse in ihr *Armenbuch* ein und setzte sich für ihn nach seiner Einkerkierung beim König Friedrich Wilhelm IV. ein. So hatten Louise Aston und Bettina von Arnim viele gemeinsame Bekannte, mit denen sie Ansichten über die soziale Not teilten, doch verfassten sie mit dem Roman *Aus dem Leben einer Frau* und dem Textkonvolut *Armenbuch* letztendlich zwei sehr unterschiedliche Erzähltexte über den Pauperismus.

Als Bettina von Arnim begann, sich intensiv mit dem Armenwesen zu befassen, kannte man sie als innovative romantische Autorin von poetisch überformten Briefwechseln.¹⁵⁶ Seit dem Beginn der 1840er-Jahre fand die Elendsfrage Eingang in ihre Texte, insbesondere in die Dialogsammlung *Dies Buch gehört dem König* (1843). Obwohl zwischen der Entstehung des *Königsbuches* und des *Armenbuches* nur ein Jahr liegt, sind bezüglich der Konzeption des Armutsthemas gewichtige Neuerungen zu konstatieren. Das *Armenbuch* sticht in Umfang und Gestaltung des Themas deutlich aus dem Œuvre der Dichterin heraus.

Die Nachricht über die Entstehung des *Armenbuches* erzeugte einen gesellschaftlichen Skandal. Wilhelm von Humboldt, der häufig die Rolle eines Vermittlers zwischen Bettina von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. einnahm, hatte der Dichterin mit Nachdruck dazu geraten, das *Armenbuch* aufzugeben, da auch ihre hohe gesellschaftliche Stellung und die

¹⁵⁴ Tagebucheintrag vom 8. Dezember 1848. Zitiert nach ebd., S. 142.

¹⁵⁵ Tagebucheintrag vom 23. Dezember 1846. Zitiert nach ebd., S. 83.

¹⁵⁶ Zu Bettina von Arnims großen Briefromanen gehören: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* (1835), *Die Gündlerode* (1840), *Clemens Brentanos Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte* (1844).

verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hofe sie nicht vor einer gerichtlichen Verfolgung retten würden. Widerwillig ließ sie sich überzeugen, den Druck „einstweilig“¹⁵⁷ zu stoppen. Im selben Jahr wie Bettina von Arnim, 1843, hat auch Friedrich Engels mit den Recherchen für sein Werk über die Armut begonnen, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. Ein Jahr später konnte er es in Leipzig veröffentlichen. Der Ort der Untersuchungen war ausschlaggebend für das Urteil der Zensur – die Zustände in England durften kritisiert werden, jedoch nicht die auf deutschem Boden.¹⁵⁸

Letztendlich wurde der Druck des *Armenbuches* bis zum Tode der Autorin nicht fortgesetzt. Da das Projekt nicht zu Ende gebracht wurde, ist die Editionsfrage des Textes bis ins 20. Jahrhundert unklar geblieben. Entsprechend klein ist die Anzahl der Forschungsbeiträge über das Werk, die sich häufig mit der Einordnung des *Armenbuches* in Arnims politisches Erzählwerk oder mit ihrer Rezeption als politische Schriftstellerin beschäftigen.¹⁵⁹ Kaum vorhanden sind Analysen des *Armenbuches* in Hinsicht auf einen Aspekt, der seit dem Ende des 20. Jahrhunderts in der Arnim-Forschung eine zentrale Stelle einnimmt: den Selbstentwurf im Werk. Literarische und biografische Selbstentwürfe prägen die großen Erzählwerke Bettina von Arnims. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Bettine und Bettina von Arnim, d.h. zwischen Dichtung und Leben, hat die neueste Forschung beschäftigt und vor große interpretative Herausforderungen gestellt. Die Kühnheit dieser Selbstentwürfe hat eine Rezeptionsgeschichte mit fragwürdigen Akzenten befördert, sodass einseitige Zuschreibungen die Arnim-Rezeption bis in die 1990er-Jahre dominiert haben: In der bundesrepublikanischen Rezeption wurde

¹⁵⁷ Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. Ungedruckte Briefe und Aktenstücke. Hrsg. von Ludwig Geiger. Frankfurt a. M. 1902, S. 70. Zitiert nach Arnim: Werke und Briefe, Bd. 3, S. 1081.

¹⁵⁸ Vgl. Mönke, Wolfgang: Das literarische Echo in Deutschland auf Friedrich Engels' Werk „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“. Berlin: Akademie Verlag 1965, S. 26.

¹⁵⁹ Vgl. Becker-Cantarino, Barbara: Zur politischen Romantik. Bettina von Arnim, die „Frauenfrage“ und der Feminismus. In: „Die echte Politik muss Erfinderin sein.“ Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Bettina von Arnim. Hrsg. von Hartwig Schultz. Berlin: Saint Albin 1999, S. 217–248. Ulrike Landfester, die eine umfassende Interpretation von Arnims poetisch-politischem Werk entwarf, betrachtete das *Armenbuch* im Hinblick auf die Problematik des Publikumsbezuges, vgl. Landfester, Ulrike: Selbstsorge als Staatskunst. Bettine von Arnims politisches Werk. Würzburg 2000, S. 318–338. Des Weiteren untersuchte sie dessen Beziehungen zum Salongespräch: Landfester, Ulrike: Jenseits der Schicklichkeit. Bettine von Arnims Armenbuch-Projekt im zeitgenössischen Salongespräch. In: Salons der Romantik. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Theorie und Geschichte des Salons. Hrsg. von Hartwig Schultz. Berlin: de Gruyter 1997, S. 271–296.

ausschließlich ihre romantische Ästhetik rezipiert, in der DDR einzig ihr Engagement für soziale Gerechtigkeit.¹⁶⁰

Im 21. Jahrhundert werden Forschungsansätze entwickelt, die die Dichotomie zwischen Kunst und Leben, Bettine und Bettina von Arnim, in einer Art Synthese zusammenführen. Einen Meilenstein bildet Christa Bürgers Deutung, die den Dualismus zwischen der poetischen und der politischen Bettina von Arnim überwindet: So sei in der Auseinandersetzung mit ihrem Werk das Ziel, die Selbstentwürfe als poetische Schöpfungen und lebensgeschichtliche Antworten ernst zu nehmen.¹⁶¹ Ulrike Landfester erkennt die zentrale Bedeutung der unlösbaren Verschränkung von Leben und Kunst, Poesie und Politik und benutzt dafür den Begriff „politische Ästhetik der Existenz“.¹⁶² Irmela von der Lühe stellt fest, es lasse „sich in der biographisch-literarischen Inszenierung Bettina von Arnims ein poetischer Geburts- und Gründungsakt beobachten, in dem eine poetische und eine soziale Utopie erscheinen.“¹⁶³ Da die poetisch-lebensgeschichtlichen Selbstinszenierungen das gesamte Opus der Autorin prägen, muss auch erforscht werden, wie ihre spezifische Ausgestaltung im *Armenbuch* aussieht. Weil es sich bei der Armut um ein soziales und politisches Thema handelt, ist dies ein weiterer Grund dafür, den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben genauer zu untersuchen: Es ist noch kaum erforscht worden, in was für einer Konstellation sich die literarische Figur der Bettine und die Darstellung des realhistorischen Phänomens des Pauperismus im *Armenbuch* befinden. Die Analyse der Genre- und Gattungsmerkmale des Werkes, der erzählerischen Darstellung des Elends und der Positionierung des Textes in der zeitgenössischen Debatte über die soziale Frage bietet Antworten sowohl auf die Frage nach dem literarisch-biografischen Selbstentwurf als auch auf die Frage nach dem Umgang mit der doppelten Marginalisierung.

¹⁶⁰ Von der Lühe, Irmela: Kind, Kobold und Rebell. Biographisch-literarische Inszenierungen Bettina von Arnims. In: Der Deutschunterricht XIV (2012) H. 2. S. 28–36, 31.

¹⁶¹ I. von der Lühe: Kind, Kobold und Rebell, S. 32. Bürger, Christa: Leben Schreiben. Bettine von Arnim, Charlotte von Kalb, Sophie Mereau, Caroline Schlegel, Johanna Schopenhauer, Rahel Varnhagen. Stuttgart: Metzler 1990.

¹⁶² Landfester: Selbstsorge als Staatskunst, S. 284.

¹⁶³ I. von der Lühe: Kind, Kobold und Rebell, S. 35.

3. Literarische Verfahren zwischen der Wiedergabe des „wirklichen Leben[s]“ und den „Ideale[n]“ der Ästhetik

Mit ihren Erzähltexten über die Massenverelendung beteiligen sich die Vormärz-Autorinnen an der zeitgenössischen Debatte über die Frage, ob das Elend überhaupt als Erzählgegenstand geeignet sei. Diese literarische Diskussion hatte Folgen für die literaturgeschichtliche Tradierung von literarischen Werken aus der Zeit zwischen Romantik und Realismus.

Im Vorwort zu seiner Novellensammlung über das industrielle Elend, *Aus dem Volk* (1846), beschreibt der Vormärz-Autor Ernst Dronke, wie seine Texte zu beurteilen seien, und erläutert dabei Leitsätze, denen sich viele Autorinnen und Autoren der sozialen Literatur in den 1840er-Jahren verschrieben hatten: Seine Werke hätten „keinen andern Zweck, als Episoden aus dem wirklichen Leben zu geben“ und „die Gegensätze [...] in der heutigen Gesellschaft darzuthun“.¹⁶⁴ In ihnen werde das „wirkliche[] Leben“ möglichst getreu wiedergegeben, mit dem Ziel, gesellschaftliche Ungereimtheiten und Missstände anzuprangern, um bei der Leserschaft Empörung hervorzurufen. Die „wahre, ungeschminkte“ Schilderung des „Lebens“ wird zum wichtigsten „Maßstab“ hinsichtlich der Produktion und Rezeption der Texte über die Not erklärt. Im Vergleich dazu sei die Einhaltung der „Regeln der Aesthetik“ als „Zweck“ an sich von nachrangiger Bedeutung. Die „Wahrheit“ über die gegenwärtige Not könne „ebensowohl in einer Broschüre, einer Kritik oder Geschichte der heutigen Gesellschaft und dergl. vor das Publikum“ gebracht werden, doch habe die Literatur eine einzigartige Wirkung. Dronke habe Novellen verfasst, „weil in dieser Form der Nachzeichnung des wirklichen Lebens die Wahrheit [...] am deutlichsten und sprechendsten vor die Augen tritt“, d. h. die Schilderungen der Verelendung in literarischer Form die Vernunft, die Gefühle und die Einbildungskraft der Leserinnen und Leser ansprechen und intensiv beschäftigen würden. Dronke befindet sich in einer eigentümlichen Situation: Aufgrund seines Anspruchs, die „Wahrheit“ über das industrielle Elend möglichst „ungeschminkt“ wiederzugeben, will er seine Werke an der Grenze zwischen fiktionalen und faktualen Texten verortet wissen. Für die Befürworter autonomieästhetischer Kriterien bedeutete das eine Einstufung seiner Texte als ästhetisch minderwertig. Dronke antizipiert diese Vorwürfe und antwortet darauf, indem er sich präventiv selbst aus literarischen Kreisen ausschließt (er „geize nicht nach der Ehre, ‚Belletrist‘ zu sein“) und seine eigenen Maßstäbe proklamiert: die

¹⁶⁴ Dronke, Ernst: *Aus dem Volk*. Frankfurt a. M.: Rütten 1846, S. V–VI.

akkurate Schilderung von „Wahrheit“ und „Leben“. Doch gleichzeitig kann ihm die Distanzierung nicht völlig gelingen, denn seine Novellen, qua ihrer Natur als literarische Texte, folgen zwangsläufig den „Regeln der Aesthetik“. Es ist ja gerade dank ihnen, dass „Wahrheit“ und „Leben“ „am deutlichsten und sprechendsten vor die Augen“ der Leserschaft treten.

Dronkes Vorwort beschreibt Prinzipien, die das literarische Programm vieler Autorinnen und Autoren des literarischen Vormärz ausmachen.¹⁶⁵ Ein prominenter Text aus dieser Zeit, der ebenfalls das „Leben“ und die „Wirklichkeit“ als zentrale künstlerische Leitsätze inszeniert, ist Georg Büchners *Lenz* (1835/1839). In diesem erklärt die titelgebende Figur des jungen Dichters: „Ich verlange in allem Leben, [...] wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist, das Gefühl, daß Was geschaffen sei, Leben habe, [...] sei das einzige Kriterium in Kunstsachen.“¹⁶⁶ In der literaturgeschichtlich berühmten Passage wird nicht nur dafür plädiert, sowohl die schönen als auch die hässlichen Seiten des „Lebens“ künstlerisch darzustellen, sondern es wird auch die Ablehnung der Kunstwerke der „idealistische[n] Periode“ verkündet, da sie „die Wirklichkeit verklären wollten“.¹⁶⁷ Auf diese Weise wird eine Art Rivalität zwischen zwei künstlerischen Verfahren in Szene gesetzt: zwischen der realitätsnahen Schilderung der ‚Wirklichkeit‘ und der ‚Verklärung der Wirklichkeit‘, die die Epochen des literarischen Vormärz und der Klassik geprägt haben. Das Elend als eine eindeutig „häßlich[e]“ Erscheinung des „Lebens“, wurde in den 1830er- und 1840er-Jahren zu einem Thema, an dem sich die Debatte über die Aufgaben und Leitsätze der Kunstproduktion besonders intensiv entfachte.

Die Diskussion darüber, ob „häßlich[en]“ Schilderungen des Elends ein Ort in der Literatur zukomme, war bereits in der Weimarer Klassik aktuell. So verurteilte Friedrich Schiller die Elendsdarstellungen im Roman *Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend* (1783–1788) seines Zeitgenossen Christian Gotthilf Salzmann: Er beklagte, dass ihm beim Lesen dieses Romans „zu Muth“ gewesen sei, als ob er „einen Besuch in Spitälern abgelegt“¹⁶⁸ hätte. Die

¹⁶⁵ Adler: Historische Spezifikation, S. 298.

¹⁶⁶ Büchner, Georg: *Lenz*. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 1. Hrsg. von Henri Poschmann. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1992, S. 234.

¹⁶⁷ Ebd., S. 233.

¹⁶⁸ Schiller, Friedrich: *Über naive und sentimentalische Dichtung*. In: *Schillers Werke*, Bd. 20: *Philosophische Schriften*. Teil 1 / begr. von Julius Petersen. Fortgef. von Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese. Hrsg. im Auftr. der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. I. A. des Goethe- und Schiller-Archivs, des Schiller-Nationalmuseums und der Dt.

Schilderungen der hässlichen Seiten der Wirklichkeit sind mit seiner Forderung unvereinbar, dass die Kunst „*Ideale* haben“ müsse, „die ihr unaufhörlich das Bild des höchsten Schönen vorhalten“¹⁶⁹ würden. Schillers Urteile bestätigen, dass sich die Mehrheit der programmatischen Konzepte der Pauperismusliteratur der 1840er-Jahre in einem direkten Widerspruch zu den Konzepten der Klassik befand: auf der einen Seite die plastische Darstellung von Hässlichkeit, die Ausrichtung auf die unmittelbare Zeitgeschichte und die nachrangige Bedeutung ästhetischer Regeln, und auf der anderen Seite die Postulate der Schönheit, der Ewigkeit und die Priorisierung ästhetischer „*Ideale*“. Schiller wollte die Missbilligung von Salzmanns Roman nicht als Einzelfall verstanden wissen – er lehnte diese Art der Literatur über, wie Salzmanns Titel lautet, *das menschliche Elend* prinzipiell ab und erhob den Roman zu einem Exempel dafür, was Literatur nicht sein sollte und wie sie nicht verfahren dürfe. Seine Ablehnung dieses Werkes ist ein prominentes Beispiel für die Marginalisierung von Elendsliteratur mit der Begründung, sie verletze autonomieästhetische Kriterien.

Das Argument, dass Elendsliteratur schöngeistige Normen missachte und demzufolge minderwertig sei, fand auch im 19. Jahrhundert großen Anklang. Ein einflussreicher Befürworter dieser Position war Theodor Fontane. Mit seinem Aufsatz *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* verfolgte er das Anliegen, sich bei der Definition des Realismus entschieden von der Pauperismusliteratur abzugrenzen:

Vor allen Dingen verstehen wir darunter [unter Realismus, M. V. R.] nicht das nackte Widergeben des alltäglichen Lebens, am wenigsten seines Elends und seiner Schattenseiten. [...] es ist noch nicht allzu lange her, daß man [...] bei Darstellung [sic] eines sterbenden Proletariers, den hungernde Kinder umstehen, oder gar bei Produktionen jener sogenannten Tendenzbilder (schlesische Weber, [...] u. dgl. m.) sich einbildete, der Kunst eine glänzende Richtung vorgezeichnet zu haben.¹⁷⁰

Akad. Hrsg. von Julius Petersen, Gerhard Fricke u. Benno von Wiese; unter Mitw. v. Helmut Koopmann. Weimar: Böhlau 1962, S. 479 f.

¹⁶⁹ Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschen. In: Schillers Werke. Bd. 26: Briefwechsel, Schillers Briefe 1.3.1790 - 17.5.1794 / begr. von Julius Petersen. Fortgef. von Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese. Hrsg. im Auftr. der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. I. A. des Goethe- und Schiller-Archivs, des Schiller-Nationalmuseums und der Dt. Akad. Hrsg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Edith Nahler u. Horst Nahler. Weimar: Böhlau 1992, S. 268.

¹⁷⁰ Fontane, Theodor: *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848*. In: *Literarische Essays und Studien*. Erster Teil. Hrsg. von Kurt Schreinert. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1963, S. 7–33, 12.

Fontanes Verständnis von „echte[r]“ Literatur, wie er sie nennt, schließt demnach „das nackte Wiedergeben des [...] Lebens“ entschieden aus. Die Ähnlichkeit dieser Formulierung mit Dronkes Postulat der „ungeschminkt[en]“ Schilderung des „Lebens“ zeigt, dass er gezielt Bezug auf die Programmatik des Vormärz nimmt. Im Gegensatz zu der Erklärung des „Lebens“ zum „einzige[n] Kriterium in Kunstsachen“ in Büchners Text, könne das „Leben“, laut Fontane, „immer nur der [...] Stoff“ sein.¹⁷¹ Der Autor tadelt die Pauperismustexte der 1840er-Jahre somit explizit – die Bezüge zu den Figuren der Hungernden und der schlesischen Weber lassen diesbezüglich keinen Zweifel aufkommen. Auch hier, wie bei Schiller, ist der wertende und ausschließende Gestus des Aufsatzes dominant: Pauperismuliteratur sei eben keine „echte“ Literatur.

Das Verdikt, die Erzähltexte über die soziale Frage seien ästhetisch minderwertige Tendenzliteratur, überwog im 19. Jahrhundert und führte letztendlich zum Ausschluss der Pauperismuliteratur der 1840er-Jahre aus der Literaturgeschichte. Dies hatte zur Folge, dass eine Vielzahl von Erzähltexten zwischen der Romantik und dem programmatischen Realismus kein Teil der deutschen literarischen Tradition wurde.¹⁷² Diese Marginalisierung wurde im 20. Jahrhundert reproduziert, so das Urteil der Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler, die diese Werke erst in den 1980er- und 1990er-Jahren wiederentdeckt haben.¹⁷³ Die Geschichte der Marginalisierung der Texte zum Thema des Pauperismus und deren Wiederentdeckung im späten 20. Jahrhundert weist Ähnlichkeiten mit der Geschichte einer anderen Gruppe von Texten auf: den literarischen Werken von Frauen. So war die Tradition weiblicher Autorschaft verschüttet, bis sie ab den 1970er-Jahren rekonstruiert und literaturgeschichtlich erforscht wurde.

Die Begründungen für den Ausschluss der Literatur von Autorinnen und für den Ausschluss von Literatur über das Elend weisen im 19. Jahrhundert eine Reihe von Analogien auf. Zwar ging es den Kritikern der Pauperismuliteratur um das literarische Werk, und den

Mit der Beschreibung des „Tendenzbilde[s]“ bezieht sich Fontane auf das Gemälde „Die schlesischen Weber“ (1844) von Carl Wilhelm Hübner. Vgl. Adler: Der soziale Roman, S. 633.

¹⁷¹ Fontane: Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848, S. 12.

¹⁷² Ebd., S. 33.

¹⁷³ Vgl. Ludwig: Nachwort, S. 354. Im Jahr 1990 stellte Adler fest, dass den sozialen Romanen „das Odium des Nichtliterarischen, Nichtästhetischen und Nichtkünstlerischen“ anhafte. Adler: Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts, S. 5.

Gegnern der Literatur von Frauen um die Autorin, d. h. um die weibliche „Natur“. ¹⁷⁴ Doch bemängeln sie in beiden Fällen die literarischen Erzeugnisse mit auffällig ähnlichen Argumenten. Eine Analogie von zentraler Bedeutung betrifft die Mimesis: So wurden beiderlei Werke dafür kritisiert, das „Leben“ allzu ‚ungefiltert‘ wiederzugeben, als es ‚wahre‘ bzw. hochwertige Kunst in der Regel tun dürfe. Die Verurteilung dessen, dass in der Elendsliteratur die hässlichen Seiten des Lebens schonungslos wiedergegeben werden, ist in den vorherigen Passagen erläutert worden; und es existiert auch extensive Forschungsliteratur über das Argument, dass Frauen zur Trennung von Kunst und Leben – und damit zur Hervorbringung ‚wahrer‘ Kunst – nicht fähig seien. ¹⁷⁵

Zweitens wurde beiden Textgruppen ein vermeintlicher Mangel an Ideen bzw. eine Unfähigkeit der Abstrahierung attestiert. So schrieb der Literaturhistoriker Julian Schmidt, dass Vormärz-Autorinnen nicht in der Lage seien, „zu abstrahieren“. ¹⁷⁶ Zur selben Zeit stellte Fontane fest, der Elendsliteratur „fehlt [...] die ideale Durchdringung“. ¹⁷⁷ Drittens wurde den Autorinnen und Autoren unterstellt, sie würden ihr Schreiben dem Geschmack des Publikums und der Verleger unterordnen. So verfasste die wachsende Zahl der Autorinnen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine immer größere Menge an kommerziell erfolgreichen Erzählwerken. In literarischen Kreisen wurden sie beschuldigt, aus finanziellen Gründen zu schreiben, während wahre ‚Dichter‘ solche Banalitäten verachten würden. ¹⁷⁸ Den Romanen über soziale Missstände warf Fontane vor, es gehe ihnen darum, mit der „Herzählung der buntesten Ereignisse“ die Aufmerksamkeit der Leserschaft zu „fesseln[]“, d. h. durch banale Unterhaltungstaktiken den Verkauf ihrer Bücher anzuspornen. Im Unterschied dazu sei seriöse Literatur „keineswegs leicht und heiter hingeschrieben“. ¹⁷⁹

Die Forschungsansätze zur Nachzeichnung dessen, wie und warum diese Verdikte über die Pauperismusliteratur und das weibliche Schreiben im 19. Jahrhundert tradiert wurden, sind

¹⁷⁴ Bovenschen: Die imaginierte Weiblichkeit, S. 173.

¹⁷⁵ Vgl. Bürger, Christa: Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen. Stuttgart: Metzler 1990.

¹⁷⁶ Schmidt: Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert, S. 348 f.

¹⁷⁷ Fontane, Theodor: Gustav Freytag. Soll und Haben. In: Literarische Essays und Studien. 1. Teil. Hrsg. von Kurt Schreinert. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1963 (= Theodor Fontane. Sämtliche Werke XXI/1), S. 214–230, 217.

¹⁷⁸ Vgl. Kontje: Women, the Novel and the German Nation, S. 8.

¹⁷⁹ Fontane: Soll und Haben, S. 217.

vor allem in der englischsprachigen Germanistik zu finden. Dies lässt sich unter anderem durch ihren Blick von außen auf die deutsche literarische Tradition erklären. Meist führen sie das Vergessen von Texten zwischen der Romantik und der Moderne auf einen gründlichen und folgenreichen Rekanonisierungsprozess in den Jahren ab der Gründung des Deutschen Reiches zurück. Der Ausschluss sei aufgrund eines nationalistischen und ideologischen Drucks entstanden, deutsche kulturelle Eigenleistung vorzuzeigen, sodass etwa die Bildungsromane als die deutsche Gattung par excellence besonders viel Aufmerksamkeit erhalten hätten.¹⁸⁰ Die Romane über das Elend hingegen, die englischen und französischen Vorbildern folgten, wurden eher aus dem Literaturkatalog ausgeschlossen. Charlotte Woodford weist darauf hin, dass die englischen Romane über die aktuellen sozialen Konflikte der Zeit, die in den deutschen Ländern kommerziell erfolgreich waren, in der deutschen Literaturkritik als dem deutschen Roman ästhetisch nachrangig eingestuft worden seien.¹⁸¹ An diesem Prozess war abermals Theodor Fontane maßgeblich beteiligt, wie sein Aufsatz über den deutschen Roman *Soll und Haben* (1855) von Gustav Freytag zeigt. Die „Vorzüge des englischen Romans“ seien „aller Welt bekannt“, da „unübertroffen [...] in [...] treuer Abschilderung des Lebens“, doch sie:

[...] verfolgen häufig [...] eine Tendenz, sie machen [...] die Scheinheiligkeit der Gesellschaft oder die Verderbtheit bestimmter Kreise und Klassen zum roten Faden ihrer Darstellung, das aber ist keine Idee in dem Sinne, wie wir es meinen. [...] Solche Art des Verfahrens ist innerhalb des deutschen Romans, der zu allen Zeiten mehr sein wollte, als eine lose Aneinanderreihung von Charakterbildern, niemals heimisch gewesen [...].¹⁸²

In dieser Kategorisierung wird der englische Roman offensichtlich mit Aspekten in Verbindung gebracht, die zuvor der deutschen Pauperismuskritik attestiert wurden: mit „treuer“ Schilderung des „Lebens“, der Tendenz, gesellschaftskritische Themen und soziale Ungerechtigkeit aufzugreifen, sowie mit einem Mangel an Ideen. Fontane erklärt den Freytag'schen Roman zum „Sieger“ in diesem Duell inmitten nationaler Romantraditionen. Auf diese Weise werden die genannten Verfahren, Themen und Wirkungsintentionen der

¹⁸⁰ Vgl. Sammons, Jeffrey L.: The Bildungsroman for Nonspecialists. In: Reflection and action. Essays on the Bildungsroman. Hrsg. von James N. Hardin. Columbia, S.C: University of South Carolina Press 1991. S. 26–45, 28 f. Siehe auch Kontje: Women, the Novel and the German Nation, S. XII f.

¹⁸¹ Vgl. Woodford, Charlotte: Introduction. German Fiction and the Marketplace in the 19th century. In: The German Bestseller in the Late Nineteenth Century. Hrsg. von Charlotte Woodford u. Benedict Schofield. New York: Camden House 2012, S. 1–18, 1.

¹⁸² Fontane: Soll und Haben, S. 217.

Elendsliteratur als ausländische bzw. fremde Elemente inszeniert, die keine authentischen oder autochthonen Bestandteile der deutschen Romantradition darstellen würden.

Die Liste der erläuterten Vorwürfe, mit denen die Autorinnen in den 1840er-Jahren während der Entstehung und Publikation ihrer Texte über den Pauperismus konfrontiert waren, beeinflusste und begrenzte ihren Handlungsraum also stärker als es bei Autoren von Elendsliteratur der Fall war. Ihre literarischen Werke über das Elend waren Objekte der Kritik, einerseits aufgrund geschlechterontologischer Vorgaben und andererseits aufgrund des Erzählgegenstandes, des literarischen Verfahrens und des Wirkungsziels, die allesamt von den Vertretern der Autonomieästhetik abgelehnt wurden. Es stellt sich die Frage, was die Positionen der Autorinnen hinsichtlich der Schlagworte dieser Diskussion – Leben, Wirklichkeit, ästhetische Ideale, ausländische Vorbilder, Weiblichkeit und Schreiben – waren. Daher beschäftigt sich die vorliegende Studie auch mit den literaturprogrammatischen Äußerungen der Autorinnen zu diesen Themen.

4. Die Ebenen der Gestaltung

Das Erzählen der Vormärz-Autorinnen über den Pauperismus lässt sich auf mindestens drei Gestaltungsebenen beschreiben und analysieren. Die Struktur und das Zusammenspiel dieser Ebenen gilt es im Folgenden anhand der ausgewählten Werke genauer zu untersuchen. Mit diesem präzisen Blick auf die einzelnen Texte lässt sich das schöpferische Potenzial im Rahmen der erläuterten Rahmenbedingungen erkennen und erlaubt so eine Antwort auf die Frage, wie die einzelnen Schriftstellerinnen in den 1840er-Jahren das Erzählen über die industrielle Armut gestaltet haben. Die drei Ebenen, die dabei analysiert werden sollen, stellen eine Auswahl aus einer Reihe von möglichen Kategorien dar. Diese erfolgt in der Absicht, sich von textspezifischen Aspekten leiten zu lassen.

Eine erste Ebene, die analysiert werden soll, bezieht sich auf die *Gestaltung von Bildern, Motiven, Figuren und Handlungselementen*, durch die das Thema Pauperismus dargestellt wird. So wird untersucht, wie die Figuren der Armen im jeweiligen Werk beschrieben werden, etwa ob sie als Protagonisten an der Handlung teilnehmen oder ob über sie als Objekte einer Analyse

oder als anonyme Masse berichtet wird. Wichtig ist dabei vor allem die Analyse der Bilder, die bei ihrer Charakterisierung zum Einsatz kommen, handele es sich nun um Entlehnungen aus der Schauerliteratur (Louise Aston), der Denktradition der Humanität (Louise Otto) oder der Industrialisierungskritik eines schwedischen Philosophen (Bettina von Arnim). Es gilt, den intertextuellen Horizont der Texte zu erforschen, die alle explizit oder implizit auf eine bestimmte literarische, philosophische oder geistesgeschichtliche Tradition rekurrieren. Schließlich wird die Darstellung von potenziellen Lösungen für die soziale Frage (Mildtätigkeit, soziale Reformen oder Revolution) näher analysiert. Ein besonderes Augenmerk erhält die Auseinandersetzung mit dem Thema der Wohltätigkeit, da es laut dem traditionellen Geschlechtersystem mit Weiblichkeit assoziiert wurde. Schließlich wird auch danach gefragt, wie das Verhältnis zwischen den Armen und der Gemeinschaft im Text dargestellt wird, bzw. welche Urteile über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung des Vormärz vorgeführt werden.

Die zweite analytische Ebene ist die *Einordnung der Werke in ein Genre oder eine Gattung*. Hierzu werden zunächst die Elemente identifiziert, die die Normen des Genres erfüllen, um im nächsten Schritt diejenigen Aspekte zu erforschen, mit denen sie aufgebrochen werden. Es wird die Funktion von nichtfiktionalen Einschüben und Exkursen untersucht, die in allen drei behandelten Texten eine bedeutende Rolle spielen. Darüberhinaus wird die Einbindung des Themas der Armut in die Aspekte untersucht, an die laut der herrschenden Geschlechterdichotomie feste Erwartungen geknüpft waren, etwa in die Entwicklung der weiblichen Figuren, in die Liebesgeschichten und in die Darstellungen des häuslichen und familiären Lebens.

Die Darstellung des Pauperismusthemas und der Umgang mit Geschlechter- und Genrekonventionen stehen in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander. Gemeinsam konstituieren sie den *Standpunkt* des jeweiligen Textes. Jener hängt ferner auch mit den literaturprogrammatischen Aussagen zusammen, die in den Werken mehrfach vorhanden sind – etwa im Vorwort zu Louise Astons Roman, in den Beschreibungen des Erzählers und der Figur eines Schriftstellers in Louise Ottos Roman oder in den Aussagen einer Kunstfigur in Bettina von Arnims Text, die ihr Alter Ego verkörpern soll.

Die Gestaltung von Bildern und Motiven zum Thema Armut, die Einordnung in ein Genre und der literaturprogrammatische Standpunkt des Textes sind somit die drei Ebenen, auf

denen sich das weibliche Erzählen über die industrielle Armut entfaltet. Ihre Analyse gestattet es, die singulären Umgangsformen mit der doppelten Marginalisierung zu beschreiben und so zuletzt die Frage danach zu beantworten, wie sich die Autorinnen in den Erzähltexten jeweils individuell eingerichtet haben. In einem abschließenden Kapitel wird auf der Grundlage der erzielten Untersuchungsergebnisse eine generelle Einschätzung formuliert, bei der die Texte als drei literarische Modelle des Erzählens von Vormärz-Autorinnen über die Massenverelendung der 1840er-Jahre betrachtet werden.

DIE ELENDSFRAGE IN DEN ERZÄHLTEXTEN VON AUTORINNEN DES VORMÄRZ

1. „Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schönes Gold“. Louise Aston: *Aus dem Leben einer Frau* (1847)

1.1. Die gespensterhaften Gestalten der armen Fabrikarbeiter

Aus dem Leben einer Frau schildert den Lebensweg der Pfarrerstochter Johanna. Die Handlung besteht aus drei Phasen: Sie beginnt mit dem Streit zwischen der 17-Jährigen und ihrem Vater, der sie zur Ehe mit einem reichen englischen Fabrikbesitzer namens Oburn zwingt. Einige Jahre später hält sie sich in Karlsbad auf und wehrt die Annäherungsversuche eines Prinzen ab, der sie begehrt. Ein befreundeter Baron rettet sie davor, in ihrem Zimmer vergewaltigt zu werden, und stirbt im Duell mit dem Prinzen. Der folgende und letzte Schauplatz ist Oburns Fabrik und der reiche Haushalt des Ehepaares. Arme Arbeiter, deren Familien hungern, fordern eine Lohnerhöhung. Oburn lehnt sie ab, doch Johanna kommt heimlich für die Summe auf und engagiert sich wohl­tätig für die Armen und Kranken. Oburns Fabrik gerät in eine Krise, und als der Prinz anbietet, ihn für die Gunst einer Nacht mit seiner Frau vor dem finanziellen Ruin zu retten, stimmt der Fabrikherr zu. Johanna ist entsetzt, dass ihr Körper zum Verkauf steht, und verlässt ihr Heim, um in Berlin ein neues, selbstbestimmtes Leben zu beginnen.

Die Arbeiter erscheinen im Roman erstmals, als sie auf Oburns Fabrikgelände das Büro des Buchhalters Ehrig betreten. Es öffnete sich „plötzlich[]“ die Tür und der „Anblick“, der sich Ehrig bot, „[machte] ihn alles andere vergessen“ (ALF, 114). Die Arbeiter „traten langsam, einer nach dem andern, ein“ (ALF, 114). Sie waren „abgemagert, mit eingefallenen, hohlen Augen, [...], um den elenden Leib einige Kleiderfetzen hängend“ (ALF, 114) und hatten „morsche[], ausgemergelte[] Knochen“ (ALF, 117). Bei diesen Figuren handelt es sich nicht um übernatürliche Geschöpfe, doch werden sie als solche im Text eingeführt: Die skeletthaften Körper, an denen Kleiderfetzen hängen, ihre Serienmäßigkeit, das langsame, reihenartige Gehen

erzeugen einen spukhaften Eindruck und erinnern an Gespenster- oder Geistergestalten. Der Schrecken, den der Buchhalter bei ihrem Eintritt verspürt, bekräftigt diesen Eindruck. Die geschändete Präsenz, die Trostlosigkeit und die Sprachlosigkeit der Gestalten weisen ebenfalls in diese Richtung. Als der Älteste in der Gruppe, der Webermeister Schmidt, schließlich zu Wort kommt, fühlt er sich dazu verpflichtet, ihr Menschsein zu betonen, gerade da es so sehr in Frage gestellt wirkt: „Wir sind Menschen [...]“ (ALF, 115). Auf die Frage des verstörten Buchhalters nach ihrem Anliegen antwortet er, dass sie ein Dasein in der unmittelbaren Nähe zum Tode führen: „Wir sind hier [...], weil wir nicht Hungers sterben wollen [...]“ (ALF, 115). Eigentlich geht es in diesen Passagen darum, dass die Weber eine Lohnerhöhung fordern, doch liest sie sich aufgrund der erläuterten Aspekte wie eine Szene, in der ein Buchhalter von einem Dutzend Gespenster aufgeschreckt wird.

Unmittelbar nach dieser Szene wechselt der Schauplatz zum räumlichen Umfeld des Fabrikbesitzers Oburn:

Alles war komfortabel eingerichtet in dem wöhnlichen Arbeitszimmer. Ein lustiges Kaminfeuer wetteiferte mit der mattgelben Oktobersonne [...]. Düfte von gebratenen Speisen und ausländischen Weinen stiegen [...] lieblich auf [...]. Gemüthlich schlürfte Oburn ein Glas Burgunder nach dem andern, verspeiste dazwischen mit seltener Virtuosität ein halbes Schock Austern, und tranchirte eben ein delikates Rebhuhn, als der Buchhalter in das Zimmer trat. (ALF, 118 f.)

Die elende Erscheinung der Arbeiter wird durch den Kontrast zum Luxus noch stärker betont. Die „mattgelbe Oktobersonne“, das „lustige[] Kaminfeuer“ und Oburns „Virtuosität“ verweisen auf Leben und Lebendigkeit, im Gegensatz zu den schaurigen Gestalten mit tiefen Augenhöhlen, die an Totenköpfe erinnern. Das Grausige dringt nun in eine Welt des Wohlbehagens und des Überflusses ein. Zudem legt die Anordnung der Passagen nahe, dass sich Oburns Vitalität aus der Lebenskraft der armen Arbeiter speist. Demnach hat Oburn den Figuren der Elenden gleichsam die Seele aus dem Leib gezogen.

In mehreren Forschungsbeiträgen wird darauf hingewiesen, dass der Rekurs auf Motive aus der Gespensterwelt in den Pauperismustexten der 1840er-Jahre keine Seltenheit darstellte. Auch in den damaligen Abhandlungen von Marx und Engels über die Lage der Arbeiterschaft

kommt die Gespenstermetapher vor.¹⁸³ Doch häufig bleibt es in den genannten Beiträgen bei einer Feststellung, ohne dass weiter nach der Bedeutung dieses Bildertransfers innerhalb des Werkes gefragt wird. So beschreibt Hans Adler es als eine „Spezifik“ des deutschen sozialen Romans, dass „Elemente der Schauerromantik“ vorhanden seien.¹⁸⁴ Im Rahmen ihrer Analyse von *Aus dem Leben einer Frau* merkt Barbara Wimmer an, die „Schauerelemente“ untermalen eine Bedrohung und hätten eine triviale Funktion.¹⁸⁵ Tiefer in der Untersuchung dieser Elemente geht Tilman Fischer, der im Rahmen einer Studie zur deutschsprachigen Englandreiseliteratur aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Katalog wiederholt benutzter Bilder, Metaphern, Figuren und Erlebnisse ermittelt, die Anleihen aus der Schauerliteratur darstellen.¹⁸⁶ So stellt er fest, dass in aller Regel die Begegnungen mit Armen und Bettlern in den englischen Elendsvierteln als Begegnungen mit „geister- und gespensterhaften Personen“ inszeniert seien: „Der wiederholte Vergleich der Bettler mit Geistern oder Gespenstern [...] formt sie zu unwirklichen Erscheinungen, und die Konfrontation damit löst tiefe Irritation und Schauer aus.“¹⁸⁷ Fischer vertritt die These, dass die Autorinnen und Autoren des Vormärz auf Gespensterbilder zurückgreifen, um das neue Phänomen der Massenverelendung erstmals in Worte zu fassen und um die bisher „ungekannte Trostlosigkeit“ der Massenarmut beschreiben zu können. Folgt man seiner Deutung, eignet sich das Repertoire der Schauerliteratur besonders gut dafür, den bürgerlichen Blick auf die unteren Schichten zu charakterisieren, denn die Elenden in

¹⁸³ Vgl. den Anfang des *Manifests der Kommunistischen Partei* (1848): „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten.“ (MEW 4, 461). Eine Analyse der Metapher, wie sie bei Marx und Engels verwendet wird, ist nicht Gegenstand vorliegender Studie, doch wird der Punkt im Abschnitt über den geschichtsphilosophischen Essay nochmals aufgegriffen. Die Gespenstermetapher kommt auch in anderen Erzähltexten der Autorin vor, in denen sie dem Werk entsprechende andere Funktionen ausübt. Zu ihrer Funktion im Roman *Revolution und Contrerevolution* (1849) vgl. Weyand, Björn: Gespenster und Intrigennetze. Alternative Geschichtsnarration, Zeitkonstruktion und revolutionärer Geister-Diskurs in Louise Astons Revolutionsroman *Revolution und Contrerevolution* (1849). In: Literatur im Umfeld der Frankfurter Paulskirche 1848/49. Hrsg. von Robert Seidel u. Bernd Zegowitz. Bielefeld: Aisthesis 2013, S. 191–210.

¹⁸⁴ Adler: Historische Spezifikation des sozialen Romans, S. 305.

¹⁸⁵ Vgl. Wimmer: Die Vormärzschriftstellerin Louise Aston, S. 17.

¹⁸⁶ Fischer, Tilman: Englische Gespenster. Zu den Armutsdarstellungen in deutschsprachigen Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts. In: Ökonomien der Armut. Soziale Verhältnisse in der Literatur. Hrsg. von Elke Brüns. München: Fink 2008, S. 105-126, 110.

¹⁸⁷ Ebd., S. 116 f.

den Fabriken und Elendsvierteln, die seit den 1830er-Jahren massenhaft sichtbar wurden, wirkten auf die Bürger fremd, bedrohlich und furchteinflößend. Deswegen finde ein „Rückgriff auf Bild- und Beschreibungstraditionen“ statt, „die beim Publikum mit gemischten Emotionen belegt sind: Schauerliteratur, Unterweltsbilder und Krankheitsvorstellungen“.¹⁸⁸ Der Umstand, dass die Metapher des Gespenstes „wie kaum eine andere geeignet“ sei, „einer diffusen, schwer fassbaren Bedrohung Ausdruck zu verleihen“,¹⁸⁹ spielte demnach eine wichtige Rolle bei ihrer Verbindung mit Figuren der Armen in der Literatur des Vormärz. Diese Literatur wurde immerhin größtenteils von Angehörigen der höheren Schichten sowohl verfasst als auch rezipiert. Doch bleibt die Frage offen, warum die von den Bürgern empfundene „Bedrohung“ so „schwer fassbar[]“ war, d. h. warum sie sie sich selbst nur schlecht erklären konnten.

Auch in *Aus dem Leben einer Frau* haben die Anleihen aus Gespenstergeschichten die Funktion, einer „Bedrohung Ausdruck zu verleihen“: So verspürt der Buchhalter, ein Bürger, während der Begegnung mit den Elenden Angst und Entsetzen. Doch haben diese Motive innerhalb des Romans noch eine weitere wichtige Funktion, die in der Forschung zur Vormärzliteratur bisher noch keine Beachtung gefunden hat. Ein Hinweis auf diese Funktion findet sich in der Studie *Ästhetik des Horrors*, in der Hans Richard Brittnacher hervorhebt, dass es in Gespenstererzählungen zwar durchaus um die literarische Darstellung von Angst gehe, aber zudem auch um die Ahndung einer Missetat.¹⁹⁰ Auch andere Forscher von Geisterliteratur haben diese Interpretation adoptiert: „Geschichten von Geistern erzählen von Normabweichungen und -verstößen, von menschlichem Fehlverhalten, das durch die geisterhaften [...] Erscheinungen geahndet wird.“¹⁹¹ Bei andersartigen übernatürlichen Wesen, so Brittnacher, stünden andere Aspekte im Vordergrund – beim Vampir der Tod und der Eros, beim Teufel das Böse, beim Monstrum das Hässliche, beim künstlichen Menschen die Utopie – während es in Gespenstergeschichten um einen Verstoß und um Vergeltung gehe. Dies gilt nun freilich auch für die Darstellung der gespenstischen Gestalten in *Aus dem Leben einer Frau*, denn es ist unschwer zu erkennen, dass in der Tat ein schwerwiegendes „Fehlverhalten“ stattgefunden hat:

¹⁸⁸ Ebd., S. 123.

¹⁸⁹ Ebd., S. 116.

¹⁹⁰ Brittnacher, Hans Richard: *Ästhetik des Horrors*. Gespenster, Vampire, Monster, Teufel und künstliche Menschen in der phantastischen Literatur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994, S. 15.

¹⁹¹ Arnold-de Simine, Silke: Geister und Dämonen. In: *Phantastik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hrsg. von Hans Richard Brittnacher. Stuttgart: Metzler 2012, S. 376–382, 376.

Während die Fabrik dank dem Textilverkauf immer größere Gewinne erzielte, zahlte Oburn den Arbeiterinnen und Arbeitern immer niedrigere Löhne aus, bis sie, von der zehrenden körperlichen Arbeit und vom Hunger erschöpft, zu skeletthaften Gestalten wurden. Der Webermeister Schmidt, der Anführer der stummen und blassen Figuren, schildert die Missetat und ihre Folgen: Oburn sei „ein reicher Mann“ geworden, was ihrer Arbeitskraft zu verdanken sei: „unser saurer Schweiß hat die Fabriken gehoben, und das Gold in seiner Kasse gehäuft.“ (ALF, 116). Statt sie ebenfalls am Wachstum teilhaben zu lassen, wurde immer mehr von ihrem Lohn abgezogen: „[...] statt einer verdienten Zulage, hat man uns nach und nach immer mehr Abzüge gemacht [...]“ (ALF, 116). Nun könnten sie nicht länger die körperliche Kraft dafür aufbringen, „Tag für Tag sechzehn Stunden zu arbeiten“ (ALF, 117) und ihre Familien lebten täglich mit der Gefahr des Hungertodes – sie führten ein Dasein an der Grenze zwischen dem Diesseits und dem Jenseits: „Ihr Herren wißt nicht, wie weh der Hunger thut, wie es einem alten Vater fast das Herz bricht, wenn die Kinder, [...] vergeblich nach Brod rufen.“ (ALF, 115). Schließlich formuliert er eine Drohung mit Vergeltung: Ohne eine Lohnerhöhung „arbeiten wir alle nicht mehr! Noth kennt kein Gebot!“ (ALF, 117). Sie würden die Arbeit an den Maschinen niederlegen, was die Produktion zum Stillstand bringen und schließlich den Ruin der Fabrik und Oburns Person bedeuten würde.

Die Gestaltung der armen Arbeiter als gespensterhafter Figuren, die in einer Art Heimsuchung die elende (Unter-)Welt der Fabrik verlassen und einen Bildungsbürger (Ehrig) und einen Besitzbürger (Oburn) in ihrem Umfeld aufsuchen, um eine gerechte Verteilung der Gewinne einzufordern, verweist auf die „verdrängten Ängste“¹⁹² der Opfer dieses ‚Spuks‘: Schließlich resultiert der Wohlstand der bürgerlichen Figuren – sowohl das luxuriöse Heim des Fabrikbesitzers als auch die Büroanstellung, die ein Leben ohne finanzielle Sorgen ermöglicht – aus dem Unterschied zwischen dem Verkaufsgewinn und den niedrigen Löhnen. Also blenden die beiden Bürger die Folgen ihrer Mitwirkung an diesem System aus. Zudem ist die „Bedrohung“, die sie bei jeder Begegnung mit den Armen empfinden, gerade aus dem Grunde für sie „diffus[]“ und „schwer fassbar[]“,¹⁹³ weil sie auf etwas verweist, das die bürgerlichen Protagonisten nach Kräften verdrängen: Die Ausgebeuteten könnten sich jederzeit dazu entschließen, Rache an den Profiteuren zu üben.

¹⁹² Ebd., S. 376.

¹⁹³ Fischer: Englische Gespenster, S. 116.

Was die Visitation der gespensterhaften Arbeiter über die „verdrängten Ängste“¹⁹⁴ einzelner Bürger vorführt, trifft darüberhinaus auch auf eine Verdrängung zu, die auf einer kollektiven Ebene stattfindet: So zelebrierte die bürgerliche Gesellschaft des Vormärz technische Errungenschaften und den allgemeinen Fortschritt und erklärte gleichzeitig die Armut zu einer Erscheinung der Vergangenheit. Wenn die elenden, mit Kleiderfetzen umhüllten, skeletthaften Gestalten – d.h. die ‚tot‘ geglaubte Armut im grausigen und ‚gespenstischen‘ Gewand der extremen Not des Pauperismus – in Erscheinung treten, erschrecken sie die Bürgerschaft zu Tode. Die den Hungertod sterbenden Arbeiter erschüttern den bürgerlichen Optimismus und die Maximen der industriellen Ordnung, weil sie sie mit ihrem Scheitern konfrontieren. Wenn in *Aus dem Leben einer Frau* der Baron Stein verkündet: „es sind nicht bloß Gespenster, die in meinem Kopf herumpoltern; es ist [...] eine neue Geschichte [...]“ (ALF, 106), spricht er die verdrängte Angst der Bürgerschaft und der Großindustriellen an, dass die hungrigen „Gespenster“ ihrer Ordnung ein Ende bereiten und ein neues Zeitalter einführen könnten.

Die These, dass die Gespenstermotivik in der Schilderung der elenden Weberfiguren in *Aus dem Leben einer Frau* eine triviale Funktion erfülle, trifft aus den erläuterten Gründen nicht zu. Das Schöpfen aus der Bilderwelt der Gespenstergeschichten im Roman sagt viel über das körperliche Leid der Armen aus, aber noch weit mehr über die verdrängten Ängste und die Missetaten der Wohlhabenden sowie über das fragile Selbstbild der Vormärz-Gesellschaft. Louise Aston besetzt die altbekannte motivische Konstellation mit Elementen der sozialen Frage, um die emotionalen, sozialen, ökonomischen und ideologischen Dimensionen des Pauperismus als der größten Krise der Zeit vorzuführen. Offen bleibt dabei, ob die geisterhaften Figuren im Roman es wie in den alten Gespenstergeschichten schaffen, die Verhältnisse zurechtzurücken,¹⁹⁵ oder ob ihnen diese Macht versagt bleibt, da sie doch diesseitigen Verhältnissen unterworfen sind: So hat die Drohung der Arbeitsverweigerung kaum Wirkung auf Oburn, weil er die streikenden Arbeiter alsbald durch andere, hungrige und willige Angestellte ersetzen will.

¹⁹⁴ Arnold-de Simine: Geister, S. 376.

¹⁹⁵ Brittnacher: Ästhetik des Horrors, S. 114 f.

1.2. Der Warenhandel als Gesellschaftsordnung

In *Aus dem Leben einer Frau* gibt es zwei Figuren, die über ihre Erfahrungen mit der Armut erzählen: Der Webermeister Schmidt und Johannes Vater, der Pfarrer. Es handelt sich um zwei sehr unterschiedliche Darstellungen: Zum einen ein Arbeiter, dessen Dasein von Hunger und Elend dominiert wird, und zum anderen ein Bildungsbürger, der zwar an der Grenze zwischen Arm und Reich lebt, doch der den Hunger nicht zu fürchten braucht. Während das Elend der Arbeiter auch durch ihre Körper geschildert wird und zeigt, dass ihnen ein Unrecht widerfahren ist, wird die Armut des Pfarrers nur in seinen eigenen Worten wiedergegeben, und durch seine Erzählung beschreibt er eine Weltanschauung, in der Geld das herrschende Prinzip ist.

Bereits im ersten Dialog des Romans kommen Armut und Geldmangel zur Sprache. Im Pfarrhaus teilt der Vater der jungen Johanna mit, dass er sein „Wort gegeben“ habe, dass sie Oburn heiraten werde. Johanna bittet ihn, ihr ihren „Frieden“ zu lassen, denn der deutlich ältere Oburn sei ihr „fremd“ und „widerwärtig“ (ALF, 5 f.). Daraufhin erzählt der Pfarrer seine Lebensgeschichte, in der die Armut eine zentrale Rolle spielt: Als er als Kind Vollwaise wurde, habe ihn sein Vormund dazu bestimmt, Handwerker zu werden, weil „die Mittel zu einer höheren Ausbildung fehlten“ (ALF, 7). Er habe jedoch daran geglaubt, sich durch Intelligenz und Fleiß ein besseres Dasein verschaffen zu können, und einen Platz an der Universität erworben. Enttäuscht habe er feststellen müssen, dass er als armer Student, der weder über Geld noch über „Connexionen“ verfügte, „mit dem bittersten Mangel“ zu kämpfen hätte (ALF, 7). Er habe auf die „Freuden der Jugend“, das „Glück eines frischen Lebens“ und die „ungehemmte Freiheit der Existenz“ (ALF, 7) verzichten müssen. Schließlich habe er sich dem Lernen gewidmet, jedoch festgestellt, dass auch dafür finanzielle Mittel notwendig seien:

Aber auch die Schätze der Wissenschaft sind der Armuth verschlossen; und nur das Gold ist die Zaubersalbe [...], welche den Zutritt zu ihnen öffnet, und dem Auge erlaubt, in ihre Tiefen zu schauen. Mit großer Mühe mußte ich mich durchkämpfen zu den Quellen des Wissens, welche den begüterten Studenten mühlos und leicht zuflossen. Da schien mir dieses Metall eine Zaubermacht, gegen die anzukämpfen, nutzlos ist, mit der man sich verbünden muß, um das Leben zu besiegen. (ALF, 7 f.)

Die „Armuth“, so die Erfahrung des jungen Studenten, verschließe ihm den „Zutritt“ zu allen Aspekten des Lebens, die er begehrt – zu einem sorgenfreien Dasein, zu kleinen Freuden im

Alltag sowie zu Kenntnissen und zur Wissenschaft. Im Gegensatz dazu wird das Geld als der Schlüssel zu all den ersehnten Erfahrungen und Sphären inszeniert, bzw. als ein wertvolles Mittel, das neue Wege eröffnet, sie vereinfacht und verkürzt. Demnach werde der persönliche, soziale und akademische Aufstieg, so der Vater Johannas, nicht nach Leistung gemessen, sondern ausschließlich durch Geld und persönliche Verbindungen ermöglicht. Aus diesen Gründen erhält das Geld in den Augen des Pfarrers nicht nur den Status einer „Zaubermacht“, sondern wird auch zum herrschenden Prinzip der menschlichen Existenz schlechthin erklärt. Man müsse sich damit wohl oder übel abfinden, und er habe es letztendlich auch getan: „Seit jener Zeit ist mir der Reichtum ein hohes Gut, das ich gehaßt und doch mit Gier erstrebt [...]“ (ALF, 8). Die Geschichte, die der Pfarrer erzählt, gibt die Genese seiner Weltanschauung wieder, in der das monetäre Prinzip das menschliche Dasein beherrscht. Dabei sei Armut gleichbedeutend mit Unfreiheit, Enttäuschung und verwehrten Chancen und müsse um jeden Preis durch Geld abgewehrt werden.

Um seine Argumentation über die absolute Vorherrschaft des Geldes zu bekräftigen, zieht der Pfarrer nach Beispielen aus seiner Kindheit, Jugend und dem Studium noch weitere aus seinem Berufs- und Liebesleben heran. So sei es aus Angst vor der Armut gewesen, dass er trotz Erniedrigungen auf seiner Hauslehrerstelle geblieben sei: „Wenn ich oft nahe daran war, das Haus zu verlassen – da tödtete der Gedanke an meine Armuth [...] den freien Entschluß.“ (ALF, 9). Die Liebe zu einer jungen Gräfin habe trotz des Widerstandes ihrer Eltern in der Ehe gemündet, doch sieht sich der Pfarrer aufgrund von Geldsorgen auch hier vom Unglück verfolgt:

Aus großer, alles bezwingender Liebe war diese Ehe geschlossen worden; dennoch war sie nicht glücklich. Glaube mir, Mädchen, Liebe beglückt nur auf kurze Zeit! Deine Mutter ist edel und liebenswürdig; – dennoch waren wir Beide elend; deine Mutter, weil sie alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens entbehren mußte; ich, weil ich nicht im Stande war, sie ihr zu verschaffen. (ALF, 11)

Mit diesem Hinweis über den Zusammenhang zwischen Wohlstand und Liebe schließt der Pfarrer seine Geschichte ab und präsentiert sich damit als fürsorglicher pater familias, der seine junge und naive Tochter darüber aufklärt, worauf es in einer Ehe wirklich ankomme. Es sei sein erklärtes Ziel gewesen, Johanna vor „einer jugendlichen Täuschung“ zu bewahren, sie müsse sich dem „Ernst des Lebens“ fügen und werde ihm „später Dank wissen“ (ALF, 10). Er gibt sich die Rolle des wohlwollenden Vaters, der in einer Szene der familiären Intime wertvolle

Lebensweisheiten vermittelt, um seiner Tochter die bitteren Erfahrungen zu ersparen, die er selbst in seiner Jugend durchgemacht habe.

Doch sind im Text Elemente vorhanden, die die fürsorglichen Absichten des Vaters durchaus in Frage stellen. So wird er beschrieben als „ein Greis mit finstern, unheimlichen Zügen“, die den „Eindruck des ehrwürdigen Alters [störten]“ (ALF, 2). Seine Wortwahl stellt die Behauptung, Johanna vor einem leichtsinnigen Fehler retten zu wollen, als eine Projektion des eigenen gescheiterten Ehrgeizes und der unerfüllten Wünsche nach sozialem Aufstieg bloß: „Der Mann ist reich, sehr reich; Du wirst ein glänzendes, vielfach beneidetes Leben führen“ (ALF, 5). Nichts bringt den geldgläubigen Pfarrer so sehr aus der Fassung wie die Aussicht auf einen Prestigeverlust. Er wechselt rasch aus einem wohlwollenden Gestus zu Zorn und Gewalt: „An dem braunlockigen Haar riß er die Tochter wild hin und her, und stieß sie dann mit den Füßen von sich, in maßlosem Zorn ausrufend: ‚Ungerathene! Ich fluche Dir!‘“ (ALF, 14). Schließlich macht er keinen Hehl mehr daraus, dass er seine Tochter als Besitz sieht: „Bist Du nicht mein Geschöpf? [...] Du mußt [...] gehorchen; denn ich bin Herr über Dich!“ (ALF, 13). Demnach handelt es sich bei der Erzählung des Vaters nicht um einen Akt, der emotionale und familiäre Nähe erzeugen soll, sondern um eine Strategie der emotionalen Manipulation.

Der Wutausbruch und die Schläge erfolgen in dem Augenblick, in dem sich Johanna beharrlich weigert, Oburn zu heiraten, und in dem sie verkündet: „Deine Geschichte, Vater, passt nicht auf mich!“ (ALF, 12). Durch die Ablehnung der „Geschichte“ lehnt Johanna die in ihr enthaltene Weltanschauung, d.h. die Vorherrschaft des monetären Prinzips und die Angst vor der Armut, ab. Ihr Widerstand dagegen, dieses Lebensmodell zu akzeptieren, erzürnt den Pfarrer, aber darüberhinaus auch die Tatsache, dass er durchschaut wird: Johanna weiß, dass es in diesem Gespräch nicht darum geht, sie vor Fehlentscheidungen zu bewahren, sondern darum, sie gefügig zu machen. Schließlich sind es Vater und Mann, die von ihrer Zusage zur Konvenienzehe profitieren. Johanna verkündet: „Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schnödes Gold [...]“ (ALF, 12), und bringt dadurch explizit zur Sprache, dass mit ihrer Person ein (Tausch)Geschäft vollzogen wird – der Vater erhält einen Zugewinn an sozialem Prestige und der Ehemann eine junge und hübsche Frau, die er begehrt und vorzeigen kann. Johannas (Waren)Qualitäten (Jugend, Schönheit) bestimmen ihren Wert in diesem Tauschgeschäft. So werden in einem sozialen System, das durch Geld, den Kauf und Verkauf definiert ist, auch Menschen zur Ware gemacht.

Die beschriebene Szene in *Aus dem Leben einer Frau*, die die Entstehung einer zeittypischen Konvenienzehe schildert und dabei die Rolle von Geld und Armut beleuchtet, deutet auf ökonomietheoretische Postulate voraus, die in den Jahren nach der Veröffentlichung des Romans vollständig ausgearbeitet werden sollen. Der Warenstatus bürgerlicher Töchter in den Eheverhandlungen, die der Roman vorführt, ist im Einklang mit folgender Analyse, die Marx mehrere Jahre nach dem Erscheinen von *Aus dem Leben einer Frau* publizieren soll: „Alles wird verkäuflich und kaufbar. Die Zirkulation wird die große gesellschaftliche Retorte, worin alles hineinfliegt, um als Geldkristall wieder herauszukommen.“ (MEW 23, 145). An dieser Stelle im *Kapital* spricht Marx über die Expansion der Warenzirkulation in der Gründungsphase der industrialisierten Gesellschaft. Dieser Prozess werde von einer wachsenden „Macht des Geldes“ (MEW 23, 145) begleitet, wobei die Tauschgeschäfte „beständig Geld aus[schwitzen]“ (MEW 23, 127) würden. Während er die Metapher der „Magie des Geldes“ (MEW 23, 107) benutzt, um diese Vorgänge zu beschreiben, ist in Louise Astons Roman von den Zauberkraften des Geldes die Rede („Zaubersalbe“, „Zaubermacht“ ALF, 7). *Aus dem Leben einer Frau* setzt sich mit der Warenzirkulation als gesellschaftlichem Phänomen im Vormärz auseinander, und zwar vor allem mit dem Aspekt, dass auch zwischenmenschliche Beziehungen davon betroffen sind: In den Tauschprozessen der jungen Industriegesellschaft handeln die Familienväter, Ehemänner, Fabrikbesitzer und auch Pfarrer mit Kindern und Ehefrauen, um ihren materiellen Wohlstand zu steigern oder um an gesellschaftlichem Ansehen zu gewinnen.

Im Roman gibt es neben Johanna eine weitere Gruppe von Figuren, die wie Ware behandelt werden: die Arbeiterinnen und Arbeiter der Fabrik. Wie der Pfarrer ist der Fabrikbesitzer Oburn als ein Protagonist entworfen, der von der Macht des Geldes und von profitablen Tauschgeschäften besessen ist. In der Oburn'schen Fabrik findet der zweite große Konflikt im Roman statt, in dem Armut eine bedeutende Rolle spielt: Die Arbeiter fordern das Lohnniveau zurück, das ihnen Oburn bei der Fabrikgründung zugesagt hatte. Als der Buchhalter Ehrig die Werkmeister zu beruhigen versucht, bedient er sich der volkswirtschaftlichen Rhetorik von Konjunkturen und Konkurrenzkampf:

Leider ist es wahr, daß euch in den letzten Jahren bedeutende Abzüge gemacht sind; doch nicht dem bösen Willen des Herrn dürft ihr diese harte Maßregel zuschreiben, die er nur mit Widerstreben ergriff, von ungünstigen Conjunkturen gezwungen. Ihr wißt es nicht, welche großen

Verluste der Herr in den letzten Messen erlitten hat durch Gründung neuer Fabriken, welche dieselben Stoffe billiger liefern. (ALF, 117)

Oburns Handeln straft diese Begründung jedoch Lügen. Er schmuggelt Baumwollballen aus England durch den Zoll und erzielt dank dieser billigen Einkäufe große Gewinne (ALF, 119) und weigert sich, diese an seine Angestellten weiterzugeben. Die Begründung dafür sei, dass das „Volk [...] gedrückt sein [*muß*] – der Druck ist sein Lebens-Element“ (ALF, 134). Das bedeutet, dass Oburn wie der Pfarrer zuvor die Armut als Drohung und Druckmittel einsetzt, wenn die Arbeiterinnen und Arbeiter Widerstand leisten, wenn er mit ihnen Geschäfte betreiben will: „Wo wollen sie denn hin? D i e sind mir sicher! Grade ihre Armuth fesselt sie an mich!“ (ALF, 124). Auch ähnelt die Geschichte über „ungünstige[] Conjunkturen“ in ihrem Zweck der Lebensgeschichte des Pfarrers – sie soll das Gegenüber glauben lassen, dass sie keine Wahl hätten, außer sich ihrem Schicksal zu fügen. So führt der Roman vor, dass es eine Parallele in der Lage von bürgerlichen Frauen und von Arbeiterinnen und Arbeitern gibt – beiden werden Geschichten erzählt, die die Machtverhältnisse und Profitinteressen verschleiern, und beide werden manipuliert und ausgebeutet.

Um diese Manipulation und Ausbeutung zu praktizieren, so zeigt der Text, werden bestimmte Allianzen geschlossen. In Oburns Fall wird vorgeführt, dass für sein Unternehmen neben der Produktivität der Arbeiterschaft auch die Beziehungen mit anderen Männern aus Banken, Fabriken im In- und Ausland und dem Adel unabdingbar sind, da sie einander „Kasse und [...] Connexionen“ (ALF, 143 f.) zur Verfügung stellen würden und sich auf diese Weise auf ihren hohen Positionen erhalten könnten. Demnach pflegen die Großindustriellen und der Adel eine Kooperation, von der sie beide profitieren. Doch diese Freundschaften entpuppen sich als zweckgebundene Verbündnisse, wenn einer von ihnen vom Partner zur Beute wird. So ist Oburn im Roman einem Prinzen gegenüber servil, weil er auf seine finanzielle Liquidität zählt. Aufgrund der Spekulation mit der Summe von 50.000 Talern, die er dem „Banquier“ Neumann anvertraut hatte (ALF, 143) – und nicht etwa wegen „ungünstigen Conjunkturen“ (ALF, 117) – gerät Oburn in die Situation, möglicherweise sein ganzes Hab und Gut zu verlieren. Ab diesem Augenblick wird er von seinen Verbündeten verlassen, erhält keine Kredite mehr, wird zum Bezahlen gedrängt und mit einer Gefängnisstrafe bedroht. Als er schließlich seine Gattin Johanna dazu auffordert, als Gegenleistung für ein Darlehen mit dem Prinzen zu schlafen, ist

dies in Einklang mit seinem Wertesystem – er betrachtet sie als Ware, die er zuvor von ihrem Vater erworben hat und mit der er nun seinerseits wiederum ein Tauschgeschäft betreiben will.

Die Figuren des Pfarrers und des Fabrikbesitzers in *Aus dem Leben einer Frau* sind also als Befürworter einer geld- und handelsorientierten Ordnung entworfen, deren Wirkung im frühindustriellen Zeitalter immer spürbarer wurde. Insofern greift es zu kurz, wenn in der Forschungsliteratur die „Schablonenhaftigkeit“¹⁹⁶ in der Gestaltung Oburns als Manko bezeichnet wird, denn er ist eher als ein Typ als eine komplexe Figur entworfen. So gibt es eine Analogie zwischen ihrer Charakterisierung der Figuren im Roman und dem Marx'schen Konzept der „ökonomischen Charaktermasken“:

Die Personen existieren [...] nur füreinander als Repräsentanten von Ware und [...] Warenbesitzer. Wir werden überhaupt im Fortgang der Entwicklung finden, daß die ökonomischen Charaktermasken der Personen nur die Personifikationen der ökonomischen Verhältnisse sind, als deren Träger sie sich gegenüberreten.“ (MEW 23, 99 f.)

Mit der typenhaften Charakterisierung der Figuren (mit der Ausnahme Johannas als der Hauptfigur, die eine Entwicklung durchläuft) und mit der Hervorhebung ihrer Rollen in der ökonomischen Ordnung, gibt *Aus dem Leben einer Frau* eine Sicht auf die Entwicklungen der 1840er-Jahre wider, denen zufolge man sich zunehmend als „Personifikationen der ökonomischen Verhältnisse“ gegenüberreten würde. Der Text vermittelt die Einsicht, dass der Status als „Ware“ oder als „Warenbesitzer“ in das Zentrum der sozialen Identität der Zeit gerückt sei und die zwischenmenschlichen Interaktionen beherrscht habe. Gleichzeitig werden auch die Allianzen zwischen dem Pfarrhaus, dem Adel und der Industrie, die beständig untereinander Tauschgeschäfte vollziehen, entlarvt. Dabei haben die Konflikte der Figuren, die der Leserschaft diese sozialen und ökonomischen Einsichten über das System vorführen, stets in der Armut ihren Auslöser: So droht der Pfarrer seiner Tochter mit einem Leben in Armut, um sie zur Konvenienzehe zu zwingen, während die Arbeiterinnen und –arbeiter durch Hunger und Not zur Konfrontation mit dem Fabrikherren bewegt werden.

¹⁹⁶ Wimmer: Die Vormärzschriftstellerin Louise Aston, S. 16.

1.3. Das bescheidene Pfarrhaus als Bild der „spießbürgerlichen Phantasie“

In den Forschungsbeiträgen zu *Aus dem Leben einer Frau* wurde bis ins späte 20. Jahrhundert argumentiert, dass Louise Aston im Roman ihre eigene Jugend und Ehe verarbeitet hätte. Germaine Goetzinger hat dank gründlicher biographischer Forschung gegen Ende des Jahrhunderts nachgewiesen, dass es sich hierbei um eine vereinfachende Fehlannahme handelt.¹⁹⁷ Den Roman als autobiographischen Text zu betrachten, bedeutet zu übersehen, dass es der Autorin nicht um das Erzählen ihrer individuellen Lebensgeschichte ging, sondern um die Schilderung von Autoritäten und Institutionen, die in den 1830er- und 1840er-Jahren die Lebenswege von Frauen bestimmt haben. So ist Johannas Schicksal maßgeblich dadurch geprägt, dass sie in einem Pfarrhaus aufwächst, d. h. in einem Heim, das eine überaus wichtige Vorbildfunktion für das deutsche Bildungsbürgertum hatte.

Ein Rekurs auf das Pfarrhaus und seine Reputation findet bereits im ersten Satz des Romans statt:

Eine alterthümliche Pfarrerwohnung gilt von jeher für das heimathliche Reich der Idylle. Hier quartiert, seit Vossens *Louise*, die gemüthliche Phantasie der Dichter ihre behaglichen Gestalten ein, welche in dem Comfort eines stillen, in sich befriedigten Lebens das letzte Ziel und den ganzen Werth der Existenz zu erschöpfen wännen. Etwas Lindenschatten und Abendroth, Mittagessen und Gebet, eine Promenade durch die Kornfelder, die Bereitung des Kaffees und wenn es hoch kommt, eines Hochzeitbettes – das genügt [...]. Doch der idyllische Kuhreigen hat [...] ausgetönt, da die Beschränktheit solcher Existenzen [...] mit Recht als ein affectirtes Ignoriren des Lebens in der Welt und ihrer Geschichte angesehen wird, das Utopien einer spießbürgerlichen Phantasie. (ALF, 1)

Bei dem Bezug auf „Vossens *Louise*“ handelt es sich um das idyllische Versepos *Luise. Ein ländliches Gedicht in 3 Idyllen* (1795) von Johann Heinrich Voß,¹⁹⁸ das berühmteste und einflussreichste Werk der Pfarrhausliteratur um 1800. In dieser Idylle wird vor dem Hintergrund ausführlich beschriebener Mahlzeiten und ländlicher Spaziergänge beschrieben, wie die Tochter eines redlichen evangelischen Pfarrers den Heiratsantrag eines jungen Mannes annimmt und wie anschließend in einer Atmosphäre allgemeiner Heiterkeit und Rührung ihre Hochzeit gefeiert

¹⁹⁷ Goetzinger: Selbstverwirklichung, S. 23. S. a. Hammerstein: Selbst – Geschichte(n) – Schreiben, S. 293 f.

¹⁹⁸ Voß, Johann Heinrich: *Luise. Ein ländliches Gedicht in 3 Idyllen*. Königsberg 1795.

wird. Es handelt sich um das literarische Bild des idyllischen Pfarrhauses, d.h. um das „Bild einer zärtlich übereinstimmenden Kleinfamilie im heiter Schönen einer friedvoll-fruchtbaren Ländlichkeit“; wobei die Pfarrerrfamilie ein Dasein „in sittsamer Moral und lebensfroher Weltlichkeit“ pflege.¹⁹⁹ Das Pfarrhaus ist nicht wohlhabend, aber die ärmlichen Verhältnisse werden als tugendhafte Genügsamkeit inszeniert: Im bescheidenen Pfarrhause, so der Gestus des Versepos, herrsche das wahre Glück, das sich nicht aus Reichtum und Prunk, sondern aus der häuslichen Harmonie schöpfe.

Louise Astons Text vollzieht einen expliziten Bruch mit der literarischen Tradition der Pfarrhausidylle, an die er scharfe Vorwürfe des Anachronismus („der idyllische Kuhreigen hat [...] ausgetöt“) und der Lebensferne („ein affectirtes Ignoriren des Lebens“) richtet. So wird auf der ersten Seite von *Aus dem Leben einer Frau* der Rahmen für eine Erzählung gesetzt, in der das „Leben in der Welt“ mit allen Dissonanzen im Mittelpunkt stehen soll: Schließlich wird die Pfarrerstochter Johanna, im Gegensatz zur Luise aus dem gleichnamigen Epos, mit Manipulation, Erpressung und Gewalt in die Ehe gezwungen. In dieser Szene im Roman kann von einem bescheidenen, genügsamen Glück im Pfarrhaus keine Rede sein: der Wille, um jeden Preis ein Leben in Armut zu verhindern, treibt das Denken und Handeln des gewalttätigen Pfarrers an.

Dass ein Kind zu gehorchen habe, steht im Einklang mit den Empfehlungen der bürgerlichen Erziehungsratgeber im 18. und 19. Jahrhundert. Diese bestehen darauf, dass es sich fügen müsse, um den Gehorsam gegenüber Vater, Staatsgewalt, König und Gott einzupflanzen: Das Kind soll „im Glauben an die Weisheit der Eltern und Lehrer sein Tun unterordnen und hierin eine Vorschule zum Gehorsam gegen den himmlischen Vater finden.“²⁰⁰ Doch in *Aus dem Leben einer Frau* setzt der Pfarrer Grausamkeit und seelische Erpressung als Instrumente der väterlichen Macht ein. Wenn der Vater prügelt und donnert: „Du mußt [...] gehorchen; denn ich bin Herr über Dich!“ (ALF, 13), dringt ein Maß an Gewalt in die Familie ein, wie es mit der Harmonie und dem Frieden eines bürgerlichen Pfarrhauses nicht vereinbar ist. Durch diese Schilderungen von Missbrauch und Gewalt, die im Pfarrhaus stattfinden, wird im Roman die pastorale Pfarrhausidylle als ein realitätsfernes Bild entlarvt.

¹⁹⁹ Martini, Fritz: Pfarrer und Pfarrhaus. In: Das Evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Hrsg. von Martin Greiffenhagen. 2. Aufl. Stuttgart: Kreuz 1991. S. 127–148, 128 f.

²⁰⁰ Rutschky, Katharina: Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt a.M.: Ullstein 1977, S. 172.

Die scharfzüngige Distanzierung von der idyllischen Landpfarrerliteratur in *Aus dem Leben einer Frau* sticht aus zwei Gründen aus der zeitgenössischen Literaturlandschaft hervor: Zum einen war dieses Genre im Erscheinungsjahr des Romans überaus beliebt. Seine Popularität begann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und setzte sich bis ins 20. Jahrhundert fort: Zunächst inspirierte die Übersetzung von Oliver Goldsmiths *The Vicar of Wakefield* (1766) eine Fülle an ähnlichen Werken. Im Biedermeier entwickelte sich die „Pfarrhausidylle“ vollends zu einem spezialisierten Genre, das eine Vielzahl von harmonisierenden Kleinen hervorbrachte und in der bürgerlichen Leserschicht breite Verbreitung fand.²⁰¹ In den 1830er- und 1840er-Jahren entstanden unter anderem die Idyllen *Der alte Turmhahn* (1840/1852) von Eduard Mörike und *Des alten Pfarrers Woche* (1836) von Annette von Droste-Hülshoff. *Aus dem Leben einer Frau* wiederum weist mit dem Erzählen über die Disharmonie, d.h. über soziale Probleme und Konflikte, auf die Literatur des späten 19. Jahrhunderts voraus, in der dieser Ansatz dominant sein soll. Als Louise Aston über das Pfarrhaus schrieb, bediente sie sich gerade nicht der Form des homerschen Versepos, die in einer Mischung von „Bürgerlichkeit, Aufklärung [und] Klassizismus“ eine „Geschichtslosigkeit“, „Stabilität“ und „Dauer des Idyllenbildes“ aufbauen wollte.²⁰² Stattdessen wählte sie den Roman als eine literarische Form, bei der die Darstellung von aktuellen sozialen Konflikten und die Schilderung des Panoramas der Zeitgeschichte im Vordergrund stehen.

Zum anderen stellt *Aus dem Leben einer Frau* auch deswegen eine ästhetische Provokation dar, weil das literarische Bild des idyllischen Pfarrhauses viele Jahre lang eine Schlüsselrolle in der Geistesgeschichte des deutschen Bildungsbürgertums spielte. So war die *Luise* von Johann Heinrich Voß auch noch im 20. Jahrhundert Teil des Schulkanons der bürgerlichen Bildung und galt als ein nachahmenswertes Exempel kultivierter Bürgerlichkeit.²⁰³ Das evangelische Pfarrertum war ein wichtiger Träger der geistesgeschichtlichen, sozialen und politischen Entwicklung Deutschlands: „Die Geschichte des deutschen Pfarrhauses ist auf weite Strecken hin die Geschichte der deutschen Intelligenz, und diese ist wiederum die Geschichte des deutschen Bürgertums [...]“.²⁰⁴ Spätestens seit der historischen Aufklärung spielte das Pfarrhaus

²⁰¹ Martini: Pfarrhaus, S. 137.

²⁰² Ebd., S. 130.

²⁰³ Ebd., S. 128 f.

²⁰⁴ Greiffenhagen, Martin: Einleitung. In: Das Evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Hrsg. von Martin Greiffenhagen. 2. Aufl. Stuttgart: Kreuz 1991, S. 7–22. Vgl. „Wenn irgendwo, dann

eine konstitutive Rolle als Leitmodell für die patriarchale Gesellschaftsordnung, die neuzeitliche Ehe und das Familienleben, christliche und bürgerliche Tugenden und Lebensführung. Dabei waren drei Aspekte von Bedeutung: Das gütige Herrschen der Vaterfigur, das Pfarrhaus als Repräsentation der Ordnung im Kleinen, sowie das vorbildhafte Vorleben christlicher Tugenden.

Zum einen waltet also im Zentrum des Patriarchalen die Vaterfigur als „das Ebenbild des mit Güte sorgenden göttlichen Weltvaters“, dem sich alle stets mit „Demut, Rührung und Dank zuwenden.“²⁰⁵ So stellte Johann Wolfgang von Goethe fest, dass ein „protestantischer Landgeistlicher [...] der schönste Gegenstand einer modernen Idylle“ sei, denn er sei „Vater, Hausherr, Landmann“ sowie „Priester und König in einer Person“.²⁰⁶ Zweitens, das „Haus, die *oeconomia christiana*, bildete einen eigenen Mikrokosmos, in dessen Schöpfungsordnung sich die natürliche Ordnung der Gesellschaft widerspiegelt“²⁰⁷, d. h. der Vater regierte über das ganze Haus, die Mutter über das Gesinde, beide über die Kinder, wobei der Vater das letzte Wort hatte. Die Stabilität, für die die Vaterfigur sorgt, führt eine Harmonie zwischen Glauben, Natur, Familie und sozialer Existenz vor, die die Idylle des Bildes ausmacht. Drittens, der „Beruf des protestantischen Geistlichen ist [...] ohne sein Haus nicht zu beschreiben und zu begreifen“, weil es „der Pfarrer und seine Familie [sind], über die protestantische Frömmigkeit, protestantische Lebenshaltung und Lebenskultur vermittelt wird.“²⁰⁸ Gehorsam und strenge Erziehung sowie „Hilfsbereitschaft, Fürsorglichkeit, Solidarität und alle anderen christlichen Tugenden erwartete man in der Pfarrfamilie vorbildlich gelebt. [...] Im Pfarrhaus hatte Friede zu herrschen: als Abglanz himmlischen Friedens [...]“.²⁰⁹ Eine „rechte Kirche, [...] ja ein Paradies – das sollte

findet die Idee der bürgerlichen Familie im Pfarrhaus ihre exemplarische Verwirklichung.“ Steck, Wolfgang: Im Glashaus: Die Pfarrfamilie als Sinnbild christlichen und bürgerlichen Lebens. In: Das Evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Hrsg. von Martin Greiffenhagen. 2. Aufl. Stuttgart: Kreuz 1991, S. 109–125, 111. Es ist bekannt, dass viele Dichter, Philosophen, Historiker und andere Personen des öffentlichen Lebens Pfarrerskinder sind, zum Beispiel Lessing, Wieland, die Brüder Schlegel, Jean Paul, Gotthelf. Vgl. Greiffenhagen: Einleitung, S. 14 und Schöne, Albrecht: Säkularisation als sprachbildende Kraft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1968.

²⁰⁵ Martini: Pfarrhaus, S.128 f.

²⁰⁶ Goethe, Johann Wolfgang: Dichtung und Wahrheit. In: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. Abt. 1, Bd. 14: Autobiographische Schriften. Hrsg. von Hendrik Birus, Dieter Borchmeyer, Martin Ehrenzeller u.a. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1986, S. 456.

²⁰⁷ Steck: Glashaus, S. 117.

²⁰⁸ Ebd., S. 112.

²⁰⁹ Greiffenhagen: Einleitung, S. 10 ff.

jedes bürgerliche Haus dem Ideale nach sein.“²¹⁰ Das Leben im „Glashaus“ wurde nach den „bürgerlichen Tugenden“²¹¹ bewertet, die es selbst zum Maßstab erhoben hatte, den anderen Mitgliedern der Gemeinde vorlebte und von ihnen einforderte. So wurde die Pfarrerrfamilie zum Inbegriff des bürgerlichen Familienlebens.

Das idyllische Bild der Pfarrfamilie wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Literatur und im Bewusstsein der Bildungsbürger zelebriert und sorgfältig gepflegt. In diesem Kontext ist der Ansatz von *Aus dem Leben einer Frau* zu betrachten: Die Autorin beteiligt sich nicht an der literarischen Verblendung, sondern konterkariert das Bild vom Pfarrhaus. Die Idylle in den 1840er-Jahren demontieren zu wollen, zeugt von einem scharfen Blick und von dem Mut, zu missfallen. In den ersten drei Kapiteln werden sämtliche Klischees entlarvt: Der Pfarrer, der zur Seelensorge berufen ist, greift zu moralisch zweifelhaften Mitteln, um seine Ambitionen durchzusetzen, und zeigt sich grausam. Er zieht sämtliche Register der Macht: Er beruft sich zunächst auf seine Ehre als *pater familias*. Als dies nichts hilft, verflucht, schlägt und tritt seine Tochter. Letzten Endes setzt er sich durch eine erpresserische Zuweisung von Schuld durch. Der Patriarch herrscht im Hause nicht milde und zum Wohle aller, sondern gewalttätig und selbstsüchtig; der Pfarrer praktiziert nicht den Glauben an den christlichen Gott, sondern erscheint eher besessen vom Mammon; der Wert der Bescheidenheit ist vergessen. Die Ehe der Eltern ist unglücklich und die Mutter bleibt stumm oder weint (ALF, 28 f.); der Wille der Tochter wird auf perfide Weise gebrochen. Mit Anstand, Eintracht und Ehre des Familienoberhauptes wird zwar argumentiert, aber es sind Werte, von denen letztendlich der Vater profitiert. Da das im Pfarrhaus Vorgelebte nicht die selbstgesetzten christlichen Normen erfüllt, wird dem idyllischen Bild des Pfarrhauses im Roman seine Autorität als das „Mikrokosmos“, das die „natürliche Ordnung der Gesellschaft widerspiegelt“,²¹² abgesprochen.

Da die Missetaten des geldhungrigen Pfarrers in *Aus dem Leben einer Frau* das Bild des idyllischen Pfarrhauses erschüttern, wird die mächtige Vorbildrolle dieses Bildes in Frage gestellt, und damit auch die Ideale, die es repräsentiert – das patriarchale Familienleben, die pastorale Ehe, die Genügsamkeit, die Gefühlskultur und die christlichen Tugenden, und all die erläuterten Aspekte der musterhaften Bürgerlichkeit. Demnach ist die Erzählinstanz in ihrem

²¹⁰ Steck: Glashaus, S. 118.

²¹¹ Ebd., S. 112.

²¹² Ebd., S. 117.

Anliegen erfolgreich, das sie zu Anfang des Romans angekündigt hat, d.h. das idyllische Bild als das Produkt „einer spießbürgerlichen Phantasie“ (ALF, 1) bloß zu legen. Darüberhinaus trifft auch ihr Urteil zu, dass das Bild des bescheiden-glückseligen Pfarrhauses die „Geschichte“ gleichsam „[i]gnorieren“ würde: Die Historikerinnen, [und Historiker sind sich nämlich einig, dass es nie auch nur annähernd realgeschichtlich existiert hat.²¹³ Dies trifft auch auf die *Luise* von Johann Heinrich Voß zu, die im Roman attackiert wird: In der Forschung wurde nachgewiesen, dass sich Voß zwar an die Pfarrhausverhältnisse im deutschen Norden angelehnt habe, doch habe er den Hunger und die Not ausgeblendet, die einen großen Teil dieser Existenz ausmachten.²¹⁴ So ist die Handhabung des Themas Armut der Aspekt, anhand dessen Louise Astons Roman die Realitätsferne des Pfarrhausbildes nachweisen konnte: Im Text der Autorin erhält das Thema breiten Raum, während es in der Idylle ausgeblendet und verschönert wurde.

Die Diskrepanz zwischen einem beschönigten Bild und der Wirklichkeit, in der Armut und Geld eine Rolle spielen, wird im Roman auch im Hinblick auf die Kirche aufgezeigt. Die Erzählinstanz äußert sich mit ironischer Übertreibung über die Rituale einer Kirche, deren Würdenträger sich offenbar größte Mühe gibt, mit „salbungsvollen“ und „überschwänglichen“ Worten zu beweisen, dass die Zwangsehe zum Besten der Braut wäre:

Ein pietistischer Prediger, [...] hielt eine salbungsvolle Traureden, durchdrungen von überschwänglichem Christenthum; und suchte besonders die große Güte des lieben Gottes nachzuweisen, die sich der Braut so sichtbar offenbarte, indem sie ihr einen mit Glücksgütern vielfach gesegneten Ehegemahl zu Theil werden ließ. (ALF, 22 f.)

So wird die Kirche in *Aus dem Leben einer Frau* von Geistlichen repräsentiert, die Geld anbeten und die Ehen zwischen reichen alten Männern und armen jungen Frauen segnen, die „ununterbrochene[] Opferfeste“ (ALF, 23) seien. Auch an anderen Stellen im Roman wird Kirchen- und Religionskritik geübt: So unterhält die Kirche eine „eigennützige[] Wohlthätigkeit, welche ihre Gaben nur auf Abschlag himmlischer Belohnung spendet“, (ALF, 129) und vertröstet die Armen „auf ein besseres Jenseits“ mit „tausendfältige[m] Lohn“ (ALF, 116). Angesichts von so viel Ungerechtigkeit und Heuchelei ist der christliche Glaube Johannas schwer erschüttert: „Wenn die Gnade des Himmels nicht allgemein ist, [...] dann ist sie ja nichts als ein Traum der Glücklichen, die ihr süßes Vorrecht in so schöne Bilder kleiden.“ (ALF, 26 f.).

²¹³ Ebd., S. 123.

²¹⁴ Martini: Pfarrhaus, S. 130.

Während Louise Aston in ihrer autobiographischen Streitschrift *Meine Emancipation* auf ihr Recht auf Atheismus pocht, kommt aus dem Munde ihrer Protagonistin Johanna radikalere Kritik: Die Religion sei ein schöner Wahn, der den Zweck habe, die Privilegien der Bevorrechteten abzusichern.

Das selbstzufriedene Behagen der Pfarrhausidylle im 19. Jahrhundert verbannte alles, was die Harmonie bedrohte, und deswegen wurde die materielle Misere ausgeschlossen. In expliziter Abgrenzung dazu nimmt *Aus dem Leben einer Frau* die Not als Erzählgegenstand auf und führt vor, dass sie auch das Pfarrerdasein bestimmen würde. Nicht nur das: Der Roman entlarvt die Inszenierung von ärmlichen Verhältnissen als bescheidener Glückseligkeit als ein „spießbürgerliche[s]“ Sehnsuchtsbild. Dies sei es von Anfang an gewesen, d.h. auch in der berühmten *Luise*, dem Gründungstext der Pfarrhausliteratur.

1.4. Die Entwicklung der Frau: Bildungsidealismus und Desillusion, Gewalterfahrung und Apathie, Philanthropie und Rebellion

Johanna hat in einem Großteil der Handlung wenig Einfluss auf ihr Schicksal: Zunächst wird sie vom Vater zur Ehe mit Oburn gezwungen, dann entkommt sie einer Vergewaltigung durch einen Adligen, und schließlich bietet ihr Mann sie diesem selben Adligen für Gold zum Beischlaf an. Im Laufe ihrer Entwicklung gelangt die Protagonistin zu Einsichten in die Machtverhältnisse in ihrem Umfeld, entdeckt die Bedeutung von Solidarität und findet den Weg aus dem passiven Erdulden zur aktiven Selbstbestimmung.

Im Laufe des Gesprächs mit dem Vater über die Konvenienzehe, begründet Johanna ihre Ablehnung durch das Bestreben, sich ungehindert weiter entwickeln zu können: „O laß' mich hier fortblühen ungestört bei Dir, und wachsen und werden, was der innere Trieb gebietet.“ (ALF, 6). In Oburns Haus müsse sie „verwelken, verdorren“, denn aus seinen „Zügen spricht ein Geist, der mir ewig fremd bleiben wird, [...] der [...] mein Gefühl empört.“ (ALF, 6). Die Rede vom Wachsen und Gedeihen, von Geist und Gefühl, weist auf Johannas Wunsch hin, sich der Ausbildung ihrer geistigen Anlagen zu verschreiben und selbst kreativ zu werden. Kunst und

Religion haben bis zu diesem Zeitpunkt ihre Kindheit und Jugend geprägt: Sie spielt Harfe, ist belesen und gläubig, hat also eine hochwertige schöngestige Ausbildung erhalten. Demnach möchte sie, hätte sie nur die Freiheit dazu, Bildung und Kreativität zu ihrem Lebensinhalt machen.

Die Ehe mit Oburn hindert Johanna an der Selbstentfaltung, gleichzeitig ist sie aber auch die erste Erfahrung, die sie aus ihrem behüteten Dasein herausbringt und sie Erkenntnisse über die Welt sammeln lässt. Sie entdeckt nun, dass das evangelische Pfarrhaus doch kein Hort der Bildungsideale ist und dass das Prinzip der Macht des Geldes auch hier längst herrscht, wie in den vorhergehenden Abschnitten dargelegt wurde.

Nach der Trauung nimmt Johanna ernüchtert Abschied von ihrem Jugendzimmer: „Thränenlos sieht sie sich um in den unbegrenzten Räumen, die sie seit frühester Jugend bewohnt. [...] Nun lag alles hinter ihr – abgeschlossen [...].“ (ALF, 25). Es gibt kein Zurück in die unbeschwerte Kindheit mehr, denn sie ist „abgeschlossen“; den bisher „unbegrenzte[n]“ Entwicklungsmöglichkeiten oder schöpferischen Potentialen in den Sphären des Geistes (Musik, Literatur, Theologie) werden nun die Grenzen der Ehe auferlegt, die die Pfarrerstochter auf die Hauswirtschaft beschränkt. Die Diskrepanz zwischen den Möglichkeiten, in die die Protagonistin während ihrer Ausbildung Einblick bekam, und den Grenzen, die sie für den Rest ihres Lebens in der Ehe beachten muss, ruft bei ihr eine heftige innere Erschütterung hervor.

Johanna fügt sich an dieser Stelle den neuen Kräften, die von nun an ihr Schicksal bestimmen: Sie vermag es zwar, der verbalen Manipulation und der körperlichen Züchtigung des Pfarrers zu widerstehen, unterliegt aber der emotionalen Erpressung. Aus Angst, Krankheit und Tod des Vaters zu verschulden, stimmt sie der Ehe mit dem „widerwärtig[en]“ (ALF, 5) reichen Oburn zu. Sie gelobt in einer Mischung aus Trotz und Resignation, sich dem Prinzip der Macht des Geldes zu unterwerfen:

Das Geld, mit dem der Seelenhandel getrieben wird, dem ich die Ideale meiner Jugend geopfert, ist ja der Schlüssel zu dem Reich dieser Welt, zu allen Quellen des Genusses und der Freude! Geld war mein Verhängniß – es soll mein Verhängniß bleiben, dem ich willig folge; gegen das ich länger nicht thöricht kämpfe! (ALF, 27)

Obwohl dieses Bekenntnis an das ihres Vaters erinnert, der ebenfalls nach bitteren Erfahrungen in der Jugend das Geld als das mächtigste Prinzip anerkennt – laut dem Pfarrer sei Geld „eine Zaubermacht“, „gegen die anzukämpfen, nutzlos ist“ und die den „Zutritt“ zu „Quellen“ der

„Freuden der Jugend“ (ALF, 7 f.) öffne – doch verweist der Begriff „Seelenhandel“ in dieser Erklärung auf eine andere Annahme. Mit „Seelenhandel“ bezeichnet die Protagonistin den Handel mit ihrer Person, d.h. ihre Zwangsehe, und behält somit, obwohl sie Oburn heiratet, ihren kritischen Blick auf das Prinzip Geld und auf die Ehe bei. Für diese Deutung spricht auch der Einsatz des Begriffs „Seelenhandel“ in Louise Aston's Streitschrift *Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung* in einem Abschnitt, in dem sie ihrer Kritik der Ehe formuliert:

Ich kann ein Institut nicht billigen, das mit der Anmaßung auftritt, das freie Recht der Persönlichkeit zu *heiligen*, [...] während nirgends grade das Recht mehr zu Füßen getreten und im Innersten verletzt wird; – ein Institut [...] das einen *Seelenbund* sanktionieren will, während es meistens nur den *Seelenhandel* sanktioniert. Ich verwerfe die Ehe, weil sie zum Eigentume macht, was nimmer *Eigentum* sein kann; die freie *Persönlichkeit* [...].²¹⁵

Hier wird eine sozialkritische Diagnose erstellt, die die Autorin im Roman literarisch verarbeitet hat: Während die Kirche die Ehe als das heilige Bündnis zweier Seelen präsentiert, hat die Ordnung des Warenhandels längst auch in diese Institution Einzug gehalten. So wird ein „*Seelenhandel*“ mit Frauen betrieben, die wie Ware gehandelt und zum „*Eigentum*“ des Mannes werden, der über alle Aspekte ihrer Existenz entscheidet. Johanna durchschaut diesen Prozess, das zeigen ihre Worte und ihr Widerstand: „Deine Geschichte, Vater, passt nicht auf mich!“ und „Ich lasse mich nicht verhandeln gegen schnödes Gold [...]“ (ALF, 12). Doch nach der emotionalen Manipulation ihres Vaters fügt sie sich schließlich in die Trauung.

Auf dem zweiten Schauplatz von Johannas Entwicklung, im Hause Oburn, wird ihre Rolle als „*Eigentum*“ anhand des Motivs des Schmucks veranschaulicht. Der Schmuck, den Oburn Johanna in der Werbungsphase schenkt, ist ein Sinnbild dafür, was er von ihr als Gattin erwartet, nämlich sinnlichen Genuss zu spenden und ein Statussymbol zu sein. So lässt Oburn die Pferde der Kutsche fast zu Tode treiben, um nach der kirchlichen Zeremonie so schnell wie möglich die Ehe zu vollziehen: „näher kommt die Stunde, in der mein Weib ganz mein eigen wird. Wie will ich schwelgen in ihren jungfräulichen Reizen! Wahrhaftig, sie ist schön, und werth, meine Frau zu sein!“ (ALF, 24). Er schickt sie nach Karlsbad, um die Begierde des Adels hervorzurufen und auf diese Weise an Prestige zu gewinnen (ALF, 31 ff.). Er kauft fortwährend Goldschmuck und Edelsteine für sie (ALF, 97) und verlangt, dass sie jederzeit geschmückt sei:

²¹⁵ Aston: *Meine Emancipation*, S. 45 f.

„Wo ist Dein Schmuck? Ich will nicht, daß meine Frau wie eine Nonne einhergehen soll! Rasch! Putze Dich! Zieh' ein reiches Gewand an, und schmücke mit den Rubinen Deinen weißen Hals.“ (ALF, 137). Auch ihr Verhalten und ihre Tätigkeiten sollen seinen Vorstellungen entsprechen: Sie soll stets „heiter“ sein (ALF, 97) und darf keine Hausarbeit verrichten (ALF, 127). Der Schmuck versinnbildlicht nicht nur Johannas Funktion als Dekorationsobjekt, er befindet sich darüberhinaus auch in einem offensichtlichen Gegensatz zum anfänglichen Wunsch der Protagonistin, zu „wachsen“ und „fort[zu]blühen“ (ALF, 6). So werden Johannas Wünsche nach lebendiger Entfaltung gleichsam abgetötet: durch das Legen der Rubine auf ihren Hals wird auch ihr Körper zu einem schönen, doch toten (Edel)Stein mortifiziert. Sie ist nun vollends lebloses Eigentum.

Missmutig doch gewissenhaft erfüllt Johanna ihre Pflichten als Statussymbol für Oburn, doch wird sie erneut herausgefordert, wenn diese Rolle sie in Gefahr bringt: So erweckt sie in Karlsbad in der Tat die Begierde von Adligen, wobei ein Prinz so weit geht, in ihr Schlafzimmer einzubrechen, um sie zu vergewaltigen. Johanna entkommt körperlich unversehrt, doch mit seelischem Schaden: Sie verfällt in einen „apathischen Zustand“ (ALF, 122). Nach der physischen Flucht aus dem Zimmer findet nun also auch eine Flucht in die Innerlichkeit statt, d.h. ein Versuch, der Besitzgier der Außenwelt durch den völligen Rückzug aus ihr zu entkommen. Damit gleitet sie in dieselbe Sprachlosigkeit hinein, die ihre Mutter und deren machtlose Position unter dem *pater familias* kennzeichnete: Die Pfarrersfrau verblieb stumm im Hintergrund, als ihre Tochter in den Eheverhandlungen auf ihrer Weiterbildung bestand. So führt der Roman eine Reihe von Reaktionen der Protagonistin auf Übergriffe vor: Widerstand, Ernüchterung, Gehorsam, Anpassung, Flucht und schließlich Apathie. Dabei hat sie es jedoch nicht geschafft, die Kontrolle über ihr Schicksal zu gewinnen.

Erst die Begegnung mit den Webern in der Fabrik, denen Oburn aufgrund ihrer Arbeitskraft ebenfalls den Status von Ware zugewiesen hat, hat weitreichende Folgen für Johannas Kampf um Selbstbestimmung. Zwei Momente sind dabei von Bedeutung – Zum einen die Erkenntnis, dass sie nicht die einzige ist, die in der Ordnung des Warenhandels benachteiligt wird:

Ihr [...] Gefühl sagte ihr, daß freundlicher Zuspruch und menschliche Behandlung diesen Leuten noch nöthiger sei, als die Erhöhung ihres Lohnes. Deßhalb sprach sie freundlich mit allen,

erkundigte sich nach den Familien und half nach Kräften, wenn sie von einer Krankheit oder einem Unfall hörte. (ALF, 127).

Eine „menschliche Behandlung“ meint hier einen zwischenmenschlichen Umgang, der auf die Anerkennung der Humanität des Gegenübers und nicht auf dessen Warenwert ausgerichtet ist. Johanna hebt sie neben der Lohnerhöhung hervor, da es sich hierbei in ihrer Sicht um die Kernproblematik des Pauperismus handelt: Solange die Weber als Ware gelten, werden sich die Fabrikbesitzer – aber auch die Gesellschaft, die im Zeitalter der Industrialisierung den Warenhandel als soziales Regulativ akzeptiert – auch nicht daran stoßen, wenn sie Hungerlöhne bekommen. Johanna, die sich selbst nach „menschliche[r] Behandlung“ geseht hat, entdeckt, dass sie diejenige sein kann, die sie anderen Marginalisierten bietet. So entdeckt sie durch einen Akt der Solidarität mit Mitleidenden, dass sie nicht nur das Objekt des Warenhandels sein muss, sondern auch ein tätiges Subjekt sein kann.

Der zweite Grund, aus dem Johannas Kontakt mit den elenden Arbeitern für sie zum Schlüsselerlebnis wird, bezieht sich auf die Veränderung ihrer Reaktionsmuster: Es geht ihr nun nicht länger um die Reflexion der Verhältnisse sondern um ihre Veränderung durch tatkräftiges Handeln. Die Nachricht über den Hunger und die Not der Weber reißt sie aus ihrem „apathischen Zustand“ (ALF, 122) und lässt sie in fieberhafte Bewegung geraten: „[r]asch als könnte jeder ungenützte Augenblick ihr verderblich werden, eilte sie [...]“ (ALF, 125). Sie übergibt dem Buchhalter „werthvolle goldene Ketten, Ringe, Geschmeide, Arm- und Stirnspangen“ (ALF, 125) zum Weiterverkauf, um für die Lohnerhöhung aufzukommen, und entlässt sämtliche „Köchinnen, Stubenmädchen, Bediente und Kutscher“ (ALF, 127). Schließlich verlässt sie auch das Haus, geht aufs Fabrikgelände und in die Heime der armen Familien und leistet dort Hilfe. So ist es durch den Einsatz für die armen Weber, dass Johanna ihre Erstarrung überwindet.

Die neugefundene Handlungsfähigkeit der Protagonistin wird anschließend einer Prüfung unterzogen. Oburn setzt Beleidigungen und Beschimpfungen ein, um Johanna einzuschüchtern, denn sie hat seinen Zorn erregt, als sie sich für die Elenden engagierte und aus ihrer Rolle als schöne und passive „Madame“ des Hauses ausbrach: Er schimpft sie eine „Närrinn [...] die ihren abgeschmackten Träumereien nachjage“ (ALF, 122) und nennt sie ein „Kind“ (ALF, 124). Das Ziel dieser verbalen Angriffe ist es, Johannas Glauben an ihren Verstand und ihre Fähigkeiten zu erschüttern, und sie in die ihr zugewiesene Rolle des Statussymbols zurück zu zwingen. Als dies erfolglos verläuft, gipfeln Oburns Bemühungen in der Taktik, die bereits einmal zuvor Johannas

Willen gebrochen hat, d.h. in der emotionalen Erpressung. Der Fabrikherr, der durch die Spekulation mit Tausenden von Talern nahezu sein ganzes Eigentum verloren hat, will sich der „Kasse“ (ALF, 144) des prinzlichen Geschäftspartners bedienen und akzeptiert dessen Forderung, als Gegenleistung den Körper seiner schönen jungen Frau zum Beischlaf einzubringen. Er teilt dies seiner Gattin mit und inszeniert ihre Rolle als ein „Opfer“ der „Liebe“:

»Es giebt nur dies *eine* Mittel, uns zu retten! [...] Du mußt -----!«
»Oburn,« schrie die Frau ihm entgegen,« Du willst mich verkaufen, wie eine Sache, wie Dein Eigenthum verhandeln! [...]»
»[...] Hier gilt es die Ehre vor der Welt, unsere ganze [...] Stellung! davon hängt der Werth unseres Lebens ab; und *sie* müssen wir gegen jedes Opfer erretten!« »Oburn – es ist nicht möglich – noch glaub' ich nicht, daß es Dir Ernst ist mit so schimpflicher Barbarei –«
»Es ist mein Ernst; ich bin entschlossen. Gerade an diesem Opfer will ich Deine Liebe erkennen! Es bleibt dabei!« (ALF, 150 f.)

In einer Art Spiegelung der Szene zwischen Tochter und Vater vom Anfang der Geschichte, gipfelt nun das Ende des Romans in der Konfrontation zwischen dem Hausherrn und der Gattin, in der es abermals um den Handel mit ihrem Körper geht. Wie der Vater sie an den Ehemann verkauft hat, so will es der Ehemann nun an den Geschäftspartner tun. Während die Ehe noch von Kirche und Familie abgesegnet wurde, wird hier aller Anschein des Anstands verlassen – die Striche vermitteln, dass es hier schlicht und einfach um den Verkauf des Körpers der Frau zur sexuellen Befriedigung geht. Johanna durchschaut auch diesmal den Vorgang als dehumanisierenden Warenhandel: „Du willst mich verkaufen, wie eine Sache, wie Dein Eigenthum verhandeln!“. Wenn der ‚Verkäufer‘ Oburn vom „Werth des Lebens“ und der Bedeutung von „bürgerliche[n] Stellung“ spricht, hat das wie die Lebensgeschichte des Vaters den Zweck, die Frau von die Vorherrschaft des Geldes zu überzeugen und sie zu einem gefügigen Tauschobjekt zu machen. Die Darstellung von de facto Prostitution als einem „Opfer“ der „Liebe“ rundet diesen Indoktrinationsversuch ab.

Doch diesmal bleibt es in der Tat lediglich bei einem Versuch, denn kurz nach diesem Gespräch verlässt Johanna das Heim Oburns und fährt in die „Hauptstadt“ (ALF, 153), um ein unabhängiges Leben anzufangen und letztendlich den lang gehegten Plan der Selbstentfaltung zu verfolgen. Die Aussicht auf ein Leben mit finanziellen Sorgen und Nöten, das ihr als geschiedener Frau gewiss bevorsteht, hindert sie nicht an ihrem Entschluss, und das macht das subversive Potential ihres Vorgehens aus: Sie bricht aus dem System aus. Schließlich ist es die

Angst vor der Armut, die dieses System am Laufen hält, denn der Vater und der Ehemann sind von panischer Angst getrieben, wenn sie Tochter oder Frau zum Verkauf zwingen, um ihren eigenen finanziellen Abstieg abzuwehren. So führt der Roman vor, dass sie die Vollstrecker und die Profiteure dieser Ordnung, aber letztendlich auch ihre Gefangenen sind.

In der Entwicklung der Protagonistin, die Phasen wie Bildungsidealismus und Desillusion, Gewalt und Apathie, Philanthropie und Rebellion umfasst, spielt die Konfrontation mit der Armut der Fabrikarbeiter eine entscheidende Rolle. Ob Arbeiter oder bürgerliche Frau – mit beiden wird in Tauschgeschäften mit Geld und Prestige gehandelt, die zwischen Großindustriellen, Besitzbürgern und Adligen betrieben werden. Weder Zynismus noch der völlige Rückzug helfen Johanna aus der Transformation von Objekt zu Subjekt; dies leisten erst ihre Tätigkeiten, die das System des Warenhandels usurpieren: Johannas Einsatz für die Arbeiter bedeutet für sie einen Verlust an Geld und Prestige, sodass sie dadurch dem Prinzip der Macht des Geldes trotz, nach dem alle zu streben haben. Erst durch diesen rebellischen Akt nimmt sie Einfluss auf das eigene Los und geht den Schritt zur Selbstermächtigung. Dabei markiert der Schmuckverkauf einen Wendepunkt in ihrem Mündigwerden: Als der Buchhalter Johanna fragte: „Gnädige Frau, Sie wollten wirklich zum Vortheile der Armuth sich von ihrem Schmucke trennen?«, antwortet sie: »Das will ich in allem Ernste! Jetzt, da ich mit den Zuständen der Armuth vertraut geworden, will ich solchen Schmuck nicht eher tragen, bis unsere Leute vor Noth geschützt sind!“ (ALF, 126). So ist die Emanzipation der bürgerlichen Frau abhängig von der Einsicht, wie sehr sie an der Ausbeutung teilhat und gleichzeitig selbst ausgebeutet wird. In dem Moment, in dem sich Johanna den Besitzverhältnissen widersetzt und selbst über das „Eigentum“ ihres Mannes entscheidet – den Schmuck, ihren Körper – emanzipiert sie sich, während gleichzeitig der Ruin ihres Mannes seinen Lauf nimmt.

1.5. Der politische Exkurs

Das Thema Armut wird in *Aus dem Leben einer Frau* auf mehrfache Art und Weise eingebracht. Zum einen durch die Worte von Figuren der Armen: So sprechen der Webermeister Schmidt und

der Pfarrer über ihr (sehr unterschiedliches) Erleben der Armut. Zum anderen über die Handlung: Anhand des Lebensweges der Protagonistin Johanna werden die Regeln einer Ordnung vorgeführt, innerhalb derer die Profiteure mit Menschen handeln, um ihr eigenes Abgleiten in die Armut abzuwehren. Drittens greift auch die auktoriale Erzählinstanz ein, wenn sie aus der Bilderwelt der Gespensterliteratur schöpft, um die bürgerlichen Ängste vor dem Elend darzustellen. Das Erzählen durch die Handlung, Figuren und Metaphern ist eine übliche Vorgehensweise, um die Geschichte eines Romans voranzutreiben, doch wird im vorletzten Kapitel von Louise Aston's Werk eine weniger übliche Ebene eingeführt: ein politischer Exkurs über den Pauperismus. Durch diesen Exkurs bricht Louise Aston mit der Konvention, die von der Mehrheit der Romanverfasserinnen und -verfasser der Zeit beachtet wurde, nämlich ihre Werke durchgängig als fiktionale Texte zu gestalten. Die politische Positionierung in dem Exkurs ist in ihren Implikationen für die Debatte über die soziale Frage von Bedeutung.

Nach Johannas philanthropischem Einsatz in der Fabrik vertieft sie sich in einen Bewusstseinsstrom über die Wirksamkeit ihrer Hilfe, die in allgemeine Reflexionen über eine Lösung für das Pauperismusproblem übergehen:

Bei all' ihrer Milde und Menschlichkeit, [...] konnte Madame Oburn doch bei den Werken der Wohlthätigkeit ein peinliches Gefühl nicht überwinden. Ihr richtiger Takt gab ihr das Bewußtsein, [...] daß in der Wohlthätigkeit selbst, und mag sie mit noch so viel christlicher Liebe prunken, eine Erniedrigung liege für die Bedürftigen [...]. Abgesehen von [...] der eigennützigem Wohlthätigkeit, welche ihre Gaben nur auf Abschlag himmlischer Belohnung spendet: wird nicht durch unsere socialen Verhältnisse selbst die milde Humanität gezwungen, die Miene der Herablassung anzunehmen, und einem entwürdigten Pariathum als Gnade und Segen gegenüber zu treten? Doch allmählich beginnt auch in den Massen das Bewußtsein der ewigen Menschenrechte, wie sie die französische Revolution proklamirt, die keine Form der Freiheit geben ohne ihren Inhalt; sondern den Anspruch auf eine Existenz, die in allem Reichthum der Schöpfung sich mit Freiheit auszubreiten berechtigt ist. (ALF, 128 f.)

Das christlich-wohltätige Geben, sei es aus Nächstenliebe oder aufgrund der „Belohnung“ im Jenseits, führe dem Text zufolge stets zu einer Erniedrigung der Empfänger. Darüberhinaus sei aber auch das Geben aus „Humanität“ zwangsläufig mit einer „Herablassung“ verbunden, die den Status der Bedürftigen als Außenseiter („Pariathum“) weiter befestige. Also gelte es, eine Lösung für die Not zu finden, die weder als christlicher „Segen“ noch als humanistische „Gnade“ inszeniert sei. Dies erfordere einen grundsätzlichen Perspektivenwechsel: So erhielten die „Bedürftigen“ kein Geschenk, sondern etwas, was ihnen aufgrund ihrer „ewigen

Menschenrechte“ bereits zustehen würde. „Freiheit“ im wahren Sinne sei nicht zu denken ohne den materiellen Wohlstand und den Zugang zu Möglichkeiten der Selbstverwirklichung („Reichthum der Schöpfung“). Die „Freiheit“ jedoch, die den Elenden gegenwärtig zugesprochen sei, stelle lediglich eine „Form [...] ohne [...] Inhalt“ dar, d.h. sei toter Buchstabe auf Papier, und der Rekurs auf die französische Revolution legt nahe, dass die „Massen“ ihren „Anspruch“ auf ein Leben in Wohlstand durch eine Revolution realisieren müssten. Zu der im Grunde frühmarxistischen Schlussfolgerung, dass die „Massen“ der armen Arbeiter allmählich ein „Bewußtsein“ über ihre Ausbeutung entwickeln würden, gelangt Johanna intuitiv – ausgehend von ihrem „Gefühl“ und „Takt“ gelangt sie zu dieser Einsicht. So werden die traditionell weiblich konnotierten Vermögen des Gefühls und der Intuition eingebracht, um die Protagonistin zu einer politisch subversiven Erkenntnis gelangen zu lassen.

Im weiteren Verlauf des knapp zweiseitigen Textes wird die Revolution explizit als die wahre Lösung für die soziale Frage bezeichnet: So werden die Aufstände vonseiten der „Associationen der Armuth“ als vorausdeutende Ereignisse dargestellt, handele es sich um die Tätigkeiten des „englische[n] Chartismus“ (die Arbeiterbewegung in England), um die „Schlachten in Lyon und Paris“ (die Julirevolution in Paris im Jahre 1830 und der Arbeiteraufstand in Lyon im Jahr 1831) oder um die „Experimental-Revolution in den schlesischen Gebirgen“ (der Weberaufstand in Schlesien im Jahre 1844, ALF 131). Stellenweise werden christliche Bilder eingebracht, doch sie verweisen nicht auf eine Versöhnung der sozialen Konflikte im Himmel, sondern untermalen den feurigen agitatorischen Ton im Text:

Die Besitzenden müssen nicht länger ihre Ohren verstopfen vor dem neuen Evangelium der Liebe, das ihnen gepredigt wird [...]. Die kleinen Geldtyrannen, welche [...] einen Despotismus en miniature ausüben, werden, [...] eine Revolution hervorrufen [...]. Darum, ihr Besitzenden! Erkennt die unveräußerlichen Menschenrechte an, [...] ehe sie euch proklamirt werden, von einer blutigen Association [...] des Krieges. (ALF, 133 f.)

Hier, am Schluss des knapp zweiseitigen Exkurses, wird bestätigt, was an seinem Anfang angedeutet wurde: Die „Associationen der Armuth“ würden die Anerkennung der „Menschenrechte“ durch die „Revolution“ erkämpfen, so wie sie es bereits während der Französischen Revolution getan hätten. Bei der Verbindung von biblischer und revolutionärer Rhetorik in dieser Drohung, die an die „Geldtyrannen“ bzw. Profiteure des Systems des Warenhandels gerichtet ist, handelt es sich um einen Rekurs auf den Inhalt der Schrift

Armenevangelium (1845) von Wilhelm Weitling, eines Vertreters des christlichen Frühsozialismus.²¹⁶ Weitling, zusammen mit einer ganzen Reihe französischer Sozialisten, wird im Text beim Namen genannt und als Denker gewürdigt: So wird die „kühne[] Kritik eines Proud'hon“ gelobt, ebenso wie „der phantastisch organisierte Communismus eines Cabet und Weitling“ und die „socialen Theorien eines Dezamy und Louis Blanc“ (ALF, 131).²¹⁷ Das Lob der theoretischen Beiträge dieser Denker, die allesamt einen Umsturz der Ordnung befürworteten, stärkt die Argumentation des Abschnitts über die bevorstehende Revolution.

Gleichzeitig rückt die hohe Wertschätzung von „socialen Theorien“, bzw. der synonym gebrauchten Begriffe der „Wissenschaft“, „Philosophie“ und der „neuen Gedanken“, den Exkurs in eine ideologische Nähe zum Jungen Deutschland. So hebt Ludwig Börne in *Ankündigung der Wage* (1818) die Bedeutung der „Wissenschaft“ für die Besserung „unser[er] verdorbenen Einrichtungen“ hervor und greift eine leblose „Gelehrsamkeit“ an.²¹⁸ Ähnlich dazu ist im Exkurs in *Aus dem Leben einer Frau* von einer „verfallene[n] Welt“ die Rede sowie von einer „Wissenschaft“, die „keine bestehende Einrichtung“ ungeprüft lasse (ALF, 132). Die „sklavische Gelehrsamkeit“, so dem Text zufolge, befinde sich im Dienste des gegenwärtigen „Recht[s]“ – jenes sei jedoch „von der Wissenschaft als ein Unrecht [nachgewiesen]“ worden (ALF, 133). So wird den „socialen Theorien“ zugesprochen, dass sie die Mängel der bestehenden Institutionen nachweisen und gleichzeitig die Gründung neuer und besserer herbeiführen.

„Die Arbeit der Denker wird und kann nicht vergebens sein; die Macht des Gedankens wird und muß die Welt unterwerfen“ (ALF, 132 f.), so die Erzählerin; also biete „die Arbeit der Denker“ auch die richtige Antwort auf die soziale Frage. Diese Position spiegelt sich im Aufbau des Exkurses wider: Der Text enthält zahlreiche explizite und implizite Bezugnahmen auf das Ideengut der Französischen Revolution, den christlichen Frühsozialismus und das Junge Deutschland. Doch ein Denker und eine seiner „Arbeit[en]“ nehmen unter all diesen Bezügen

²¹⁶ Er richtete sie an „arme Sünder und Sünderinnen“ mit der Aufforderung, „daraus ein Evangelium der Freiheit [zu machen]“. Weitling, Wilhelm: *Das Evangelium eines armen Sünders*. Bern: Jeuni 1845, S. 1. S. a. ders.: *Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte*. Bern: Jeuni 1845. Vgl. Schraepler, Ernst: *Handwerkerbünde und Arbeitervereine 1830–1853. Die politische Tätigkeit deutscher Sozialisten von Wilhelm Weitling bis Karl Marx*. Berlin: de Gruyter 1972.

²¹⁷ Es handelt sich um die Autoren und Aktivisten Pierre-Joseph Proudhon (1809–1865), Étienne Cabet (1788–1856), Théodore Dézamy (1808–1850) und Louis Blanc (1811–1882).

²¹⁸ Börne, Ludwig: *Ankündigung der Wage*. In: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Inge Rippmann u. Peter Rippmann. Düsseldorf: Metzler 1964, S. 667–684, hier S. 667 u. 674.

eine zentrale Stellung ein, ohne jemals beim Namen genannt zu werden: Mindestens drei Stellen in *Aus dem Leben einer Frau* weisen auffällige Parallelen mit Auszügen aus *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* (1845) von Friedrich Engels auf.²¹⁹

Die Lage der arbeitenden Klasse in England gehört zu den meistrezipierten deutschsprachigen Texten über die soziale Frage, die zwischen dem Weberaufstand in Schlesien im Jahre 1844 und dem *Manifest der Kommunistischen Partei* (1848) erschienen sind.²²⁰ Die Feldstudie des damals 24-jährigen Sohnes eines preußischen Textilfabrikanten erschien zwei Jahre vor Louise Aston's Roman. Der Nachlass der Autorin ist nur teilweise erhalten geblieben, doch es ist sehr wahrscheinlich, dass Louise Aston die *Lage* in ihren Studien berücksichtigt hat, da sie sich ausführlich mit frühsozialistischen Theorien auseinandergesetzt hat, wie die Verweise im Exkurs belegen.²²¹

Eine Übereinstimmung zwischen der Studie und dem Exkurs bezieht sich auf die Beschreibung des Verhältnisses zwischen der Industrie und dem Proletariat: So definiert Engels das „Proletariat“ als die „wichtigste Frucht [der] industriellen Umwälzung“,²²² während im Exkurs die „Industrie“ als „die Mutter des Proletariats“ (ALF, 130) bezeichnet wird. Noch deutlicher zu erkennen sind die Parallelen an den Urteilen über die Revolution in den beiden Texten: So registriert Engels einen „Groll, der über nicht gar zu lange – man kann sie fast berechnen – in einer Revolution ausbrechen muß, gegen die die erste französische [...] ein Kinderspiel sein wird.“²²³ Dabei sei der „Einsturz“ der Verhältnisse „so sicher [...], wie irgend ein mathematisches oder mechanisches Gesetz“.²²⁴ Die Erzählerin im Exkurs wiederum vernimmt eine „dunkle[] Gewalt, eine Gährung“ (ALF, 129), deren zwingende „Nothwendigkeit“ nicht „fortzuleugnen“ (ALF, 130) sei, und warnt vor dem Ausbruch einer „Revolution, [...] welche den ganzen Bau der Gesellschaft zusammenschüttelt; der gegenüber die

²¹⁹ In der vorliegenden Studie werden diese Bezüge zum ersten Mal erläutert. In der Forschung zu *Aus dem Leben einer Frau* existieren noch keine Hinweise auf diese Parallelen.

²²⁰ Zur Rezeption des Textes vgl. Mönke: Literarisches Echo, S. 24 und Peter, Lothar: Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: Lexikon der soziologischen Werke. Hrsg. von Georg W. Oesterdiekhoff. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS 2014, S. 188–189.

²²¹ Vgl. Wimmer: Die Vormärzschaffstellerin Louise Aston, S. 7. Laut Goetzingen befinden sich Teile des Nachlasses im Besitz der Familie Merx, in die ihre Schwester Eulalie Merx eingeheiratet hatte. Vgl. Goetzingen: Selbstverwirklichung, S. 175.

²²² Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse, S. 28.

²²³ Ebd., S. 28.

²²⁴ Ebd., S. 30 f.

französische Revolution nur ein politisches Kegelschieben war.“ (ALF, 133). Demnach sind die Ähnlichkeiten zwischen den Aussagen in den beiden Texten zu groß, um zufällig zu sein. Die Urteile aus der *Lage* werden im Exkurs nur leicht abgewandelt und werden zusammen mit anderen Bezügen als Argumente eingesetzt, um die prorevolutionäre Stoßrichtung des Textabschnitts zu untermauern. Einige Unterschiede zum Ausgangstext finden sich jedoch bei der Rezeption einer dritten Textstelle. So schreibt Engels über das Leben der Arbeiter vor der industriellen Revolution:

Auf diese Weise vegetierten die Arbeiter in einer ganz behaglichen Existenz und führten ein rechtschaffenes und geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, [...] sie brauchten sich nicht zu überarbeiten, [...] und verdienten doch, was sie brauchten. [...] Sie [...] gingen regelmäßig in die Kirche, politisierten nicht, [...] ergötzten sich [...], hörten die Bibel mit angestammter Andacht vorlesen, und vertrugen sich bei ihrer anspruchslosen Demuth mit den angeseheneren Klassen der Gesellschaft ganz vortrefflich.²²⁵

In der Studie lassen die Beschreibungen wie „vegetierten“ und „anspruchslose[] Demuth“ den Standpunkt des Erzählers erkennen, dass die Arbeiter bereits zu dieser Zeit hätten „politisieren“ und sich gegen die „angeseheneren Klassen“ auflehnen sollen. Ein Leben ohne das Bewusstsein über den Klassenkampf zu führen, so die Logik des Textes, bedeute nicht wirklich zu leben, sondern lediglich zu „vegetier[]en“. Der Besuch der Kirche und das Lesen der Bibel werden praktiziert, weil es sich so gehört, d. h. weil es sich um „angestammte[]“ gemeinschaftliche Rituale handele, und nicht, weil ein inniges Verhältnis zum Glauben bestehe. Im Vergleich dazu beschreibt der Webermeister Schmidt in *Aus dem Leben einer Frau* das Leben der Fabrikarbeiter vor der Verelendung folgendermaßen:

Sonntags ruhten wir uns aus, gingen mit unseren Kindern in die Kirche, und dankten dem lieben Gott für die Wohlthat der Ruhe. Dann gings in die Schenke; und bei einem Krüge Bier, bei einer Pfeife Taback vergaßen wir alle Lasten des Lebens. Mehr brauchen wir nicht – dabei waren wir glückliche Leute, und trösteten uns dafür, daß wir auf Erden nicht alle gleich sein können, mit der Hoffnung auf ein besseres Jenseits. (ALF, 155 f.)

²²⁵ Ebd., S. 12 ff.

Während in Engels' Studie die Arbeiter als Forschungsobjekte, d.h. gleichsam von oben herab, betrachtet und streng beurteilt werden, läßt Louise Astons Roman durch das literarische Mittel der Figurenrede sowohl zur Erkenntnis über die Lage der Arbeiter als auch zur Empathie mit ihren Gedanken und Gefühlen ein. Der Monolog des Webermeisters liefert einen Einblick in das Rasonieren eines Arbeiters, und es wird vorgeführt, wie prägend die Religion für seine Weltsicht sei. So wird in diesem Textabschnitt die Kirche nicht nur des Anstandes willen besucht, sondern es werden auch Gebete und Dank an Gott gerichtet. Zwar beschreibt der Weber die Arbeiter als „glückliche Leute“, doch die Tatsache, dass sie den Trost der Kirche benötigen, schwächt diese Aussage ab. Demnach existierte also wenn nicht ein Bewusstsein, dann doch zumindest eine Ahnung über die Missstände, doch sie wurden unterdrückt – vor allem durch das christliche Versprechen einer Belohnung im Himmel, aber auch durch die Sucht nach der Berausung durch „Bier“ und „Taback“. So deutet Engels in seiner Studie an, dass das Christentum die Arbeiter beschwichtigen würde (es versetze sie in einen Zustand der „anspruchslosen Demuth“ gegenüber den höheren „Klassen“), und zur gleichen Zeit (1844) formuliert Marx seine Kritik der Religion als dem „Opium des Volkes“.²²⁶ Demgegenüber gilt Louise Astons Interesse in *Aus dem Leben einer Frau* der Schilderung von Glaubensmustern mit literarischen Mitteln, um der Frage nachzuspüren, auf welche Art und Weise sie die Einstellung der Arbeiter zu einer Revolution beeinflussen.

Die im Roman vorgeführte revolutionäre Lösung der sozialen Frage speist sich damit aus den „socialen Theorien“ der Frühsozialisten, insbesondere der Untersuchung der Situation der Arbeiter in England von Friedrich Engels. Doch gehen diese Anknüpfungen nicht völlig bruchlos auf: Die körperliche Schwäche der fast verhungerten Figuren der Arbeiter, sowie die Tatsache, dass sie sich aufgrund von Johannes wohlütigem Einsatz doch nicht zum Streik erheben, rückt die im Exkurs postulierte Unausweichlichkeit einer Revolution in eine fragliche Zukunft. Auch wird Johannes Emanzipationsweg im Roman zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht, während das Schicksal der Arbeiter in Oburns Fabrik auf der Ebene der Handlung offen bleibt.

²²⁶ Marx, Karl: Einleitung. Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. MEW 1, S. 378.

1.6. Schreiben über das „Leben [...] mit seiner Noth“

Betrachtet man die scharfzüngige Verurteilung der Pfarrhausidylle auf der ersten Seite von *Aus dem Leben einer Frau*, wird die Anlage des Romans deutlich, explizit mit bestimmten literarischen Traditionen zu brechen, bzw. präziser gesagt, gewisse überlieferte Formen und Inhalte neu zu gestalten. Das *Vorwort* zum Text erläutert, welche ästhetischen Konzepte oder Konventionen abgelehnt und welche befürwortet werden. Dabei wird auch eine Begründung für den Einzug des Armutsthemas in die Literatur geliefert.

Bereits in den ersten beiden Sätzen in *Aus dem Leben einer Frau* werden zwei literarische Konzepte der Zeit gegeneinander ausgespielt: Die Erzählinstanz übt Kritik an dem populären Landpfarrergedicht *Luise*, und führt zu diesem Zweck ein ästhetisches Postulat von G. W. F. Hegel ins Feld. So seien Form und Inhalt der *Luise* zeitlich überholt und wirkten lächerlich: Es habe „der idyllische Kuhreigen [...] in unserer Litteratur ausgetönt“ und finde „kein Publikum mehr“ (ALF, 1). Dies sei dem ästhetischen Verfahren geschuldet: Das idyllische Versepos würde durch seine „friedliche[] Poesie“ die „breite Prosa des Lebens in ihre langathmigen Verse übersetz[en]“ (ALF, 1). Bei dieser Beschreibung rekurriert die Erzählinstanz auf das bekannte Urteil von G. W. F. Hegel: „Eine der [...] für den Roman passendsten Kollisionen ist [...] der Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse [...]“.²²⁷ Louise Astons Text zufolge besteht der grundsätzliche Mangel des Versepos daraus, dass er den „Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der [...] Prosa der Verhältnisse“ entschärft und ebnet, während der Roman ihn aufrechterhält und in Fülle schildert. Ein harmonisierendes literarisches Verfahren produziere „Genrebilder ohne Perspective und Hintergrund“ (ALF, 1), d.h. Werke ohne Tiefe und Wirklichkeitsbezug. Im Gegensatz dazu, so der Text, gehe es in der Literatur gerade darum, die „Kollisionen“, den „Konflikt“ und den „Zwiespalt“ zwischen individuellem Glückbestreben und dem sozialen Umfeld darzustellen und zu vermitteln. Demnach wird im ersten Absatz von *Aus dem Leben einer Frau* aufgrund einer Gegenüberstellung von zwei ästhetischen Konzepten der Zeit angesagt, dass im Mittelpunkt des Textes die „Kollisionen“ zwischen der Protagonistin und der Gesellschaftsordnung stehen würden.

²²⁷ Hegel, G. W. F.: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986, S. 393.

Das anfangs Angekündigte wird in *Aus dem Leben einer Frau* auch umgesetzt: Schließlich geht es in der Handlung vor allem um den „Konflikt“ zwischen der „Poesie des Herzens“ der Protagonistin Johanna und der „entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse“, d.h. dem System des Warenhandels. Und doch findet keine unveränderte Realisierung des Hegelschen Konzepts statt: So heißt es in Hegels *Ästhetik* im Anschluss an den zitierten Satz, der Roman stelle im Idealfall einen „Zwiespalt“ dar, „der [...] seine Erledigung darin findet, daß [...] die der gewöhnlichen Weltordnung zunächst widerstrebenden Charaktere das Echte und Substantielle in ihr anerkennen lernen, mit ihren Verhältnissen sich aussöhnen und wirksam in dieselben eintreten, [...]“.²²⁸ Diese Romanstruktur, die bereits im 19. Jahrhundert als das Modell des Bildungsromans²²⁹ galt, wird in *Aus dem Leben einer Frau* nicht auf diese Weise verwirklicht, denn der Entwicklungsweg der Protagonistin führt gerade nicht von dem Widerstand gegen die Verhältnisse bis zu ihrer Anerkennung, sondern genau umgekehrt. Im Laufe der Handlung erfährt Johanna zwar immer mehr über die „Weltordnung“, dies führt jedoch nicht dazu, dass sie sich mit ihr „aussöhn[t]“ und ein „wirksam[es]“ Mitglied der Gesellschaft wird, im Gegenteil: Sie erfährt immer mehr über die ungerechten und ausbeuterischen Aspekte der „Weltordnung“, und wird auf die Weise zu einem reifen und selbstständigen Individuum, indem sie sich erfolgreich gegen die „Verhältnisse[]“ auflehnt und aus ihnen ausbricht. Eine weitere, nicht weniger bedeutende Abwandlung des Romankonzepts bezieht sich auf die weibliche Hauptfigur: Johanna verlässt ihr Heim, reist, setzt sich kritisch mit dem Sittenkodex auseinander, sammelt Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht und mit unterschiedlichen Lebensmöglichkeiten. Dieser Bildungs- und Reifungsprozess war im Vormärz nur dem männlichen Geschlecht vorbehalten,²³⁰ und auch Hegel beschränkte Frauen auf die familiäre und sittliche Sphäre.²³¹ Demnach wird in *Aus dem Leben einer Frau* zwar an Hegels Romanmodell

²²⁸ Ebd.

²²⁹ Jacobs, Jürgen/Krause, Markus: Der deutsche Bildungsroman. Gattungsgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. München: Beck 1989, S. 24.

²³⁰ Vgl. Gutjahr, Ortrud: Anfänge und Entfaltung des weiblichen Bildungsromans. In: Einführung in den Bildungsroman. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 62–69.

²³¹ Hegel sprach aufgrund seiner Sicht der Geschlechterdifferenz den Frauen die Möglichkeit zur geistigen Entwicklung ab: So sei und bleibe die Frau eine „unentwickelte Einheit“, während der Mann „das Tätige“ sei. Vgl. Hegel, G. W. F.: Werke in zwanzig Bänden, Bd. 9. Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften II. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 516 – 519.

angeknüpft, doch werden auch einige wesentliche Aspekte neu gestaltet, um über die Lage von Frauen und über die Armut zu erzählen.

Der Begriff des „Lebens“, der durch die Bezeichnung „Prosa des Lebens“ (ALF, 1) in den Text eingeführt wird, befindet sich im Zentrum des im Roman beschriebenen literarischen Programms, denn der Anfang des Textes und das *Vorwort* kehren immer wieder dazu zurück. So wird im zweiten Absatz des Romans näher erläutert, was unter „Leben“ zu verstehen sei: Überall, so der Text, „dringt das Leben mit seinen [...] Gegensätzen, mit seiner Noth und Bedeutsamkeit [...] mit seinen Kämpfen“ (ALF, 1) ein. Spannungen und Konflikte kennzeichnen also dieses Lebenskonzept, das wenig gemeinsam hat mit dem emphatischen Lebensverständnis des Vitalismus, der ein halbes Jahrhundert später entwickelt werden soll.²³² An dieser Stelle im Text wird das Argument für den Einbezug des Elendsthemas in die Literatur formuliert: Da die Literatur das „Leben“ darstelle, müsse sie auch die „Noth“ darstellen, da sie ein wesentliches Merkmal des „Lebens“ sei.

Im *Vorwort* beschreibt die Verfasserin ihre Sicht auf das Verhältnis zwischen Leben und Kunst. Im ersten Satz werden sie gegenübergestellt: „Das Leben ist fragmentarisch; die Kunst soll ein Ganzes schaffen!“ (ALF, V). Die erste Feststellung wird mit Gewissheit verkündet, die zweite als Vorgabe formuliert, von der offen steht, ob sie erfüllt werden soll oder nicht. Angesichts der Wertschätzung für Konflikte und „Noth“ erscheint eine Erfüllung wenig wahrscheinlich. Zunächst wird gegenüber der ganzheitlichen bzw. harmonischen Kunstprodukten Achtung gezeigt: „Wer den reichen Zauber der Gestaltung besitzt, und die Idee zu bannen versteht in ewige Formen: der wird nach Maß und Regeln der Schönheit, auch dies [...] Leben zu einem harmonischen Kunstwerk zusammenfassen und sich selbst mit ihm unsterblich machen [...]“ (ALF, V f.) Die Verbindung der Begriffe und Bezeichnungen „Idee“, „ewige Formen“, „Maß“ und „Regeln der Schönheit“ weist unmissverständlich darauf hin, dass es sich um die Maximen der Weimarer Klassik handelt, die hier geehrt werden. Doch zeigen die weiteren Sätze, dass die Leitsätze der Autonomieästhetik nur deswegen zitiert werden, um sich im nächsten Schritt von ihnen zu distanzieren:

²³² Zum Vitalismus in der Literatur der Jahrhundertwende vgl. Wunsch, Marianne: Das Modell der „Wiedergeburt“ zu „neuem Leben“ in erzählender Literatur 1890-1930. In: *Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozeß*. Hrsg. v. Karl Richter u. Jörg Schönert. Stuttgart: Metzler 1983, S. 379-408.

Diese Blätter gehören in Dichtung und Wahrheit dem Leben an, und machen nicht Anspruch auf künstlerischen Werth! Darum sind sie fragmentarisch, wie diese ganze moderne Welt, aus deren gährenden Elementen sie hervorgegangen, ein Beitrag zur Charakteristik unseres Lebens! (ALF, V).

Die Verfasserin erhebt explizit keinen „Anspruch auf künstlerischen Werth“ für ihren Roman, und doch findet sich hinter dieser rhetorischen Selbstbescheidung die feste Überzeugung vom eigenen, andersartigen Kunstprogramm. Sie sagt sich von den Maximen der Klassik, durch die Referenz auf Goethes *Dichtung und Wahrheit* aufgerufen, los, und erklärt die Darstellung des „Lebens“ in der „moderne[n] Welt“ (mit seinen „Gegensätzen“, „Kämpfen“ und mit seiner „Noth“, ALF 1), zur höchsten Priorität. Es zählt nicht mehr, für die Ewigkeit zu schreiben („sich selbst [...] unsterblich [zu] machen“, ALF, VI), sondern vielmehr den „Zeitgeist“ (ALF, 1) in seiner „Charakteristik“ (ALF, V) einzufangen und zur Erhellung der Gegenwart beizutragen. Der Text baut eine Analogie zwischen dem konfliktreichen „Leben“ im Vormärz (das von sozialen, politischen und ökonomischen Umbrüchen geprägt war), und dem Medium der Literatur auf, das diese Merkmale in Inhalt und Form widerspiegeln und vermitteln soll. Die Bezeichnung „gährende[] Elemente“ verweist auf die Wahrnehmung einer allgemeinen Krise, „fragmentarisch“ auf ein zersplittertes Gegenwartsempfinden – beides Faktoren, die die „moderne Welt“ im Text kennzeichnen, und auch auf das Krisenbewusstsein der Moderne der Jahrhundertwende vorausdeuten.

Dass auf Louise Astons Werke nicht die Kriterien der „harmonischen Kunstwerk[e]“ anwendbar seien, erkannten bereits ihre Zeitgenossen – So stellte ein Rezensent ihres zweiten Romans fest: „Wir dürfen nicht mehr die schöne Form für einen schönen Gedanken oder für eine große Wahrheit verlangen [...]“.²³³ Die Bedeutung, die die Autorin dem „Zeitgeist“ und den Schilderungen der sozialen „Noth“ (ALF, 1) beigibt, findet sich gleichermaßen in der Romanpoetik des Jungen Deutschland.²³⁴ So beschrieb Ludwig Börne es als die Aufgabe des „Zeitschriftsteller[s]“²³⁵, die „Aussagen der Zeit zu erlauschen [...] und [...]“

²³³ Lydia. Eine Rezension in den „Blättern für literarische Unterhaltung“. In: Blätter für literarische Unterhaltung. Jg. 18. Nr. 304, S. 1215.

²³⁴ Vgl. Steinecke, Hartmut: „Blendlaterne des Ideenschmuggels“. Zum Gattungsverständnis des Jungen Deutschland. In: Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. München: Fink 1987, S. 101–115.

²³⁵ Börne: Ankündigung der Wage, S. 668.

niederzuschreiben“.²³⁶ Dabei solle die Beleuchtung der Konflikte und sozialen Missstände im Vordergrund stehen, denn er betont die Pflicht, die „offenen Wunden“ im „inneren Bau der [...] Gesellschaft zu erforschen“.²³⁷ Noch deutlichere Parallelen existieren zwischen Louise Astons *Vorwort* zu *Aus dem Leben einer Frau* und dem *Vorwort* von Ernst Dronke, dem Autor von sozialen Romanen, zu seiner Novellensammlung *Aus dem Volk* (1846). So bezeichnen beide ihre Erzählwerke als „Blätter“, um sie von der ganzheitlichen und vollendeten Dichtung der Klassik abzusetzen; auch Dronke formuliert als Anliegen seines Werkes, das zeitgenössische „Leben“ mit seinen „Gegensätze[n]“ darzustellen, und will es schließlich ebenfalls nicht nach den „Regeln“ der Autonomieästhetik „beurtheil[t]“ wissen.²³⁸ Doch gibt es auch einen wesentlichen Unterschied zwischen den Positionen Louise Astons und Ernst Dronkes: Während es Dronke um eine Instrumentalisierung der literarischen Form geht („die ‚Kunstform‘“ sei „das Mittel“²³⁹), spielt sie in Astons Äußerungen und Text eine weit wichtigere Rolle. Die Form solle „fragmentarisch“ sein wie das „Leben“ (ALF, V) und auf diese Weise das Bewusstsein der Zersplitterung der Gegenwart transportieren. Im Roman selbst wird dieser Vorsatz auch umgesetzt, denn der fiktionale Text wird durch den Einschub des politischen Exkurses gebrochen.

Louise Astons literaturprogrammatische Äußerungen im *Vorwort* und auf der ersten Seite von *Aus dem Leben einer Frau* malen das Bild einer selbstbewussten erzählerischen Stimme, die über ein fundiertes Wissen über ästhetische Postulate verfügt, deutlich Stellung zu ihnen bezieht und den Rahmen für ihr eigenes Werk setzt. Das Hervorheben des Zeitbezugs und der Konfliktdarstellungen findet sich in den Programmen des literarischen Vormärz, doch setzt Louise Aston stets auch ihre eigenen Schwerpunkte. Da sie das „Leben“ und den Konflikt als ästhetische Leitsätze postuliert, ermöglicht ihr das, die Grenzen der literarischen Konventionen – der Klassik, der Pfarrhausliteratur, aber auch Hegels Konzept des Bildungsromans – zu überschreiten, um über das Elend, die Frauen und die Gesellschaftsordnung zu schreiben. Der Konflikt und die Zersplitterung in Inhalt, Form und letztendlich auch in der Wirkung des literarischen Werkes – nach autonomieästhetischen Kriterien wäre das nicht akzeptabel. „Wir anderen“, so heißt es im *Vorwort*, verfassen im Unterschied zu den „ewigen Formen“ der

²³⁶ Ebd., S. 670.

²³⁷ Ebd., S. 671.

²³⁸ Dronke, Ernst: *Aus dem Volk*. Frankfurt a. M.: Rütten 1846, S. V–VI.

²³⁹ Ebd., S. VI.

klassischen Kunstwerke „flüchtige Zeilen“ (ALF VI). So antizipiert die Autorin Vorwürfe des Großteils der literarischen Szene und betreibt eine offensive Verteidigung gegen die Marginalisierung: Sie schließt sich selbst aus, bevor sie ausgeschlossen wird.

1.7. Unterhaltsamer Liebesroman und sozialer Roman

Wie zuvor erläutert, wird zu Anfang von *Aus dem Leben einer Frau* angekündigt, dass es keine einseitigen „Genrebilder ohne [...] Hintergrund“ (ALF, 1) enthalte, d.h. dass eine konfliktreiche und komplexe Erzählung mit aktuellem Zeitbezug zu erwarten sei. Eine Äußerung dazu, welchem „Genre[]“ der Roman zuzuordnen sei, gibt es nicht. Im Text selbst sind zwei Anliegen auszumachen, die sich teilweise in einem Spannungsverhältnis zueinander befinden: zum einen gibt es den Anspruch, zu unterhalten, und zum anderen den Impetus, über soziale Fragen aufzuklären.

Was Louise Astons Zeitgenossen unter einem „Unterhaltungsroman“ verstanden, beschrieb Karl Friedrich Rinne in seiner literaturgeschichtlichen Studie *Innere Geschichte der Entwicklung der deutschen National Literatur* (1842). Darin stellt er ein im „lesende[n] Publikum [...] immer steigende[m] [...] Bedürfnis“ fest, sich „in eine reine Idealwelt [zu] stürzen“, die dadurch entstehe, dass der „Schriftsteller“ eine „einfache[] Betrachtung“ der „Zustände“ liefere. Dies habe eine betäubende und handlungshemmende Wirkung auf die Leserinnen und Leser: „Hierdurch schwächt sich [...] das Gefühl für das handelnde Leben und für den Zusammenhang zwischen den Besonderen mit dem Allgemeinen [...]“.²⁴⁰ Also wird das Publikum durch das Lesen der Geschichte einer Einzelperson unterhalten (das „Besondere[]“) und es wird ihm keine Anregung zur Reflexion von größeren Zusammenhängen gegeben (dem Verhältnis zwischen dem „Besonderen“ und dem „Allgemeinen“). In *Aus dem Leben einer Frau* lassen sich Aspekte finden, die mit diesen Beschreibungen übereinstimmen. So weist bereits der Titel des Romans auf das „Besondere[]“, d.h. die Geschichte einer einzelnen Frauenfigur, hin.

²⁴⁰ Rinne, Karl Friedrich: *Innere Geschichte der Entwicklung der deutschen National Literatur*. Ein methodisches Handbuch für den Vortrag und zum Selbststudium. Leipzig: Hartung 1842, S. 408.

Eine „einfache[] Betrachtung“ bzw. Schilderung findet sich in den Abschnitten im Text, in denen mit starken Kontrasten und deutlicher Sympathienlenkung in der Figurenbeschreibung gearbeitet wird. So wird die Trauung zwischen Johanna und Oburn auf folgende Weise beschrieben:

Herr Oburn war ein Mann von 50 Jahren, klein und fett, mit einem würdevollen Hängebauch, einem vollen, aufgedunsenen, dunkelrothen Gesicht, mit einer unförmlichen, großen Nase, neben der sich eine zweite kleinere, [...] etablirt hatte. [...] Um den gemeinen breiten Mund zog sich ein Lächeln grober Sinnlichkeit [...]. An der Seite [...] schwankte ein bleiches Engelsbild, ein Mädchen mit dem höchsten Liebreiz geschmückt, voll Harmonie und Ebenmaaß. Ein echter Madonnenkopf mit unaussprechlich schönen Augen, einer kleinen, feingeschnittenen Nase, und einem Munde, den die Grazien um sein Lächeln hätten beneiden können [...]. (ALF, 20 f.)

Der drastische Kontrast in der Figurenbeschreibung lenkt die Sympathien der Leserschaft ganz offensichtlich. Die Erscheinung und der Charakter der Figuren stimmen in der Regel überein – der Leser und die Leserin dürfen direkte Schlüsse über Gut und Böse ziehen. Des Weiteren wird anschaulich vorgeführt, dass Johanna eine tugendhafte Frauenfigur sei, für dessen tragisches Eheschicksal die Leserschaft Mitleid empfinden solle. Vor allem die Leserinnen sind dazu angeregt, denn die Autorin greift hier auf ein Bild der idealen Weiblichkeit zurück, das in der Literatur des Biedermeier gängig war: das „Liebreizideal“²⁴¹ des weiblichen Engels.

Nachdem die Leserinnen also am Anfang des Romans dazu eingeladen werden, mit Johanna mitzufühlen, werden sie im mittleren Teil der Handlung auf eine abenteuerliche Reise nach Karlsbad mitgenommen. In der mondänen Ortschaft spielen sich auf Promenaden und Bällen Intrigen unter Baronen, Grafen, Fürsten, Hofdamen, Prinzessinnen und Schauspielerinnen ab. Szenen der Liebe oder Eifersucht kommen ebenfalls vor, wie etwa ein heimliches Treffen zwischen einem jungen Arzt und Johanna: „Als er die Pforte leise öffnen hörte, sprang er auf, stürzte mit ausgebreiteten Armen aus der Laube, umschloß mit unbeschreiblicher Leidenschaft das junge Weib, [...] und sagte mit dem Ton der glühendsten Liebe: ‚meine Johanna [...]!‘“ (ALF 34 f.). Die Pathos aus diesem Abschnitt ist auch in anderen vorhanden, so etwa wenn ein Prinz seine Zuneigung für Johanna beschreibt („Sieh, ich bin reich; [...] allen Glanz, alles Glück der Erde lege ich zu Deinen Füßen nieder.“ ALF, 56) und die Heldin ihn aufgrund ihrer Tugendhaftigkeit abweist, oder wenn ein Baron den Prinzen zum Duell herausfordert, um ihre Ehre zu verteidigen (ALF, 98). An diesen Stellen im Text wird also eine „Idealwelt“ errichtet, in der Gut und Böse klar voneinander getrennt sind, das Gute siegt und die Heldin ihre Tugend

²⁴¹ Wimmer: Die Vormärzschritstellerin Louise Aston, S. 15 f.

beweist. Also kommt hier *Aus dem Leben einer Frau* einem unterhaltsamen sentimental Liebesroman nahe. Im Großen und Ganzen erzählt Louise Astons Roman ja die Geschichte von Johannas Liebesleben, von ihrer Heirat mit 17 Jahren bis zum Ende ihrer Ehe.

Trotz der beschriebenen Merkmale des Textes greift es zu kurz, *Aus dem Leben einer Frau* ausschließlich dem Genre des Unterhaltungsromans zuzuordnen. Wie in den vorhergehenden Abschnitten erläutert, enthält der Roman durchaus auch zahlreiche Aspekte, die die Leserschaft zum Nachdenken über die Zustände, bzw. über das Verhältnis zwischen dem Individuum und der Gesellschaftsordnung anregt (d. h. über den „Zusammenhang zwischen den Besonderen mit dem Allgemeinen“²⁴² zu reflektieren). An den drei Orten im Roman (Pfarrhaus, Karlsbad, Fabrik) pflegt Johanna zwar romantische oder konfliktreiche Beziehungen mit Männern, aber sie sind gleichzeitig auch Schauplätze einer facettenreichen Ordnungskritik: Zuerst wird patriarchaler Missbrauch im Heim entlarvt, zweitens die aristokratische Gier, drittens die unheilvolle Allianz zwischen den Großindustriellen und dem Adel bei finanziellen Spekulationen. Sexuelle Gewalt ist dabei nicht von Macht zu trennen: Johanna dient als Ware in Tauschverhandlungen, mit denen die Männer ihre Position stärken, d.h. in den ehelichen Kalkulationen ihres Vaters, bei der versuchten Vergewaltigung durch den Prinzen, und als Handelsobjekt im Geschäft ihres Mannes. So wird im Großteil des Textes gerade keine heile Welt aufgebaut, sondern die Ausbeutung von Frauen und Armen in der Gesellschaftsordnung des Warenhandels vorgeführt. Das „Leben [...] mit seiner Noth“ darzustellen, wird als programmatisches Postulat etabliert und in den Schilderungen von Pfarrhaus, Ehe, Fabrik und Elend auch realisiert. Die im Roman zerstreuten Verweise auf Konzepte von Marx und Engels haben nicht den Zweck, die Leserschaft zu unterhalten, sondern eine Auseinandersetzung mit frühsozialistischer Gesellschaftskritik zu befördern. Das Aufbrechen des fiktionalen Textflusses durch einen politischen Exkurs mit revolutionärem Ideengut kommt so im Unterhaltungsroman des Vormärz nicht vor.

Doch nicht nur die offensichtlich politischen Elemente des Textes brechen mit Genrekonventionen, auch die Entwicklung der Protagonistin bricht mit den Konventionen des unterhaltsamen Liebesromans der Vormärzzeit. Ein Romanende, in dem die Frau ihren gewissenlosen Ehemann verlässt, um ein selbstbestimmtes Leben in der Großstadt zu beginnen, stellt ein Unikum sowohl in der deutschen als auch in der europäischen Literaturproduktion der

²⁴² Rinne: Innere Geschichte der Entwicklung der deutschen National Literatur, S. 408.

1840er-Jahre dar.²⁴³ Üblich für diese Zeit war etwa ein Ausgang wie im Roman *Jane Eyre* (1847) von Charlotte Brontë, erschienen im selben Jahr wie *Aus dem Leben einer Frau*, in dem die Heldin hinter der böartigen Erscheinung der männlichen Protagonisten eine edle Natur entdeckt und die beiden am Ende in Liebe zueinander finden. Ein weiteres Beispiel stellt der Roman *Indiana* (1832) der französischen Autorin George Sand dar, in dem die gleichnamige Protagonistin nach zahlreichen waghalsigen Abenteuern im groben Sir Ralph einen großmütigen Charakter entdeckt und mit ihm das Liebesglück auf einer Insel findet. Von Sands Erfolgsroman sind allein in Deutschland „sechs Übertragungen von verschiedener Hand“²⁴⁴ erschienen. Die Erziehungsratgeber, besorgt angesichts der Popularität beim weiblichen Publikum, warfen ihm „wegen [...] freizügige[r] Haltung in Liebes- und Ehefragen“ Amoralität vor.²⁴⁵ Obwohl Indianas Erlebnisse weit über die zeitgenössischen Vorstellungen von normgerechtem weiblichen Verhalten hinausgehen, endet er doch in einem harmonischen und versöhnlichen Schluss. Im Vergleich dazu ist das Erzählende von *Aus dem Leben einer Frau* weitaus radikaler; hier gibt es keine Insel und kein Liebesglück, sondern eine Trennung.

Louise Aston war mit den Genrekonventionen des zeitgenössischen Liebesromans gut vertraut, denn dafür spricht die Tatsache, dass ihre Protagonistin Johanna in Karlsbad die *Indiana* liest und in ihr teilweise ihre eigenen Umstände beschrieben sieht (ALF, 68). Dies gilt es zu beachten, wenn die Frage danach gestellt wird, wie die Ambivalenz zwischen der konventionellen und unterhaltsamen und der unkonventionellen und provozierenden Dimension des Romans zu erklären sei. Louise Aston war sich also des Erwartungshorizonts bewusst, der mit einem Roman von einer Autorin verbunden wurde, insbesondere wenn er das Liebesleben der Protagonistin beschrieb. Also stellen das weibliche Geschlecht der Autorin, die Gattung des Romans und der Titel *Aus dem Leben einer Frau* Signale dar, die bei den Zeitgenossen die Erwartung aufkommen lassen, dass sie einen Unterhaltungsroman zum Thema Liebe lesen werden. Da diese Erwartungen nur teilweise bedient werden, kann das nur bedeuten, dass die Autorin mit ihnen eine Kalkulation betrieben hat: Unter dem „Schafspelz“ des Unterhaltungs-

²⁴³ Katherine R. Goodman schreibt über die Szene, in der sich Johanna dazu entscheidet, Oburn zu verlassen: „For scenes such as this, narrated from the woman's perspective, there is no literary tradition.“ Goodman: *German women and autobiography in the nineteenth century*, S. 60. S. a. Hammerstein: *Selbst – Geschichte(n) – Schreiben*, S. 300.

²⁴⁴ Wiedemann: *Eros und Macht*, S. 127 f.

²⁴⁵ Ebd.

und Liebesromans brachte sie revolutionäres Ideengut vor allem unter eine Gruppe, die davon wenig Kenntnisse hatte – die Leserinnen. Auch war es ihr auf diese Weise möglich, wenig Verdacht bei der Zensur zu erwecken.

Die Auseinandersetzung mit dem Pauperismus stellt demnach nicht nur in der Entwicklung der Protagonistin ein Schlüsselmoment dar – sie ist es auch, die den Liebesroman politisch macht und die Genregrenzen der Unterhaltungsliteratur überschreiten lässt. So gibt es eine Parallele zwischen der Verknüpfung der Frauenfrage und der sozialen Frage im Text und Louise Astons Verbindung des unterhaltsamen Liebesromans und des sozialen Romans.

2. „Aufmerksam sollen die Leute werden auf unsere Noth“. Louise Otto: *Schloß und Fabrik* (1846)

2.1. „ich werde [...] den Armen [...] manche Wohlthat erzielen können“. Die Dekonstruktion des Weiblichkeitsideals der Wohltätigkeit

Mit dem Anfang der Romanhandlung um Pauline Felchner liegt eine für die Literatur der 1840er-Jahre recht übliche Konstellation vor: Die Heldin ist eine junge Frau, die im Pensionat einer größeren deutschen Stadt Erfahrungen mit Freundschaft, Liebe und Streitigkeiten sammelt. Gegen Mitte des ersten der drei Bände des Romans setzt eine Veränderung ein: Nach Abschluss der schulischen Laufbahn kehrt sie heim zu ihrem inzwischen verwitweten Vater. Der Witwer ist Fabrikbesitzer, das Haus der Familie befindet sich in der unmittelbaren Nähe der Fabrik. Dort begegnet sie zum ersten Mal dem Elend, das auf dem Fabrikgelände herrscht, was ihr bisheriges Leben erschüttert. Paulines Umgang mit dieser Situation ändert sich im Laufe der Handlung: Zunächst unterstützt sie arme Familien durch wohlthätige Spenden, bald empfindet sie jedoch, dass Gespräche mit ihrem Vater notwendig seien, und schließlich reflektiert sie die Möglichkeiten und Grenzen ihres Einsatzes für die Armen. In einer Entwicklung, die für die Protagonistin zu einer inneren Zerreißprobe wird, gelangt Pauline schließlich zu einer wachsenden Sensibilität für die Widersprüche zwischen den Rollenerwartungen, die an sie als bürgerliche Frau herangetragen werden, und der Wirklichkeit des Fabrikelends.

Während ihres Aufenthalts in der Stadt kann Pauline aus dem wohlthätigen Spenden noch Befriedigung schöpfen, woraus zunächst der Wunsch erwächst, sich ganz der Armenfürsorge zu verschreiben:

[...] wer durch Armuth unglücklich ist, dem kann man helfen – darum freue ich mich darauf, wenn ich in das Vaterhaus komme, ich werde dort wohl den Armen, denen mein Vater Arbeit und Brod giebt, noch manche Wohlthat erzielen können. (SF 1, 97)

Vor der Heimkehr zum Vater erklärt Pauline es also zu ihrem Lebensinhalt, die Not der Arbeiter zu mildern. Sie ist zuversichtlich, dass die Problematik der Armut einfach zu lösen sei und dass die Praxis der „Wohlthat[en]“ ihr persönliche Erfüllung und ein beschauliches Leben bieten werde: „es wird dort in der friedlichen Einsamkeit mein Glück ausmachen“ (SF 1, 97). Der Widerspruch zwischen den Erwartungen der Protagonistin und der Wirklichkeit kündigt sich jedoch bereits auf der Heimfahrt an, als sie in der Kutsche über das Fabrikgelände fährt:

Ein paar zerlumpte Frauen, die Eine von ihnen ein schreiendes Kind auf dem Arm, saßen auf einem Stein, an dem der Wagen nahe vorbei kam. [...]
»Laßt's nur gut sein [...]« sagte ein zerlumpter Mensch, der hinzutrat, [...] »[...] wenn Dir der Wurm auch noch verhungert an der Brust, wie die Andern, die auf dem Kirchhof liegen [...]«
(SF 1, 118 f.)

Die Konfrontation mit den Hungertoden von Säuglingen erschüttert die Heldin zutiefst („Pauline hörte das [...] mit Grausen“, SF 118) und weckt bereits leise Zweifel an der Abhilfe, die ihre Wohltätigkeit leisten könnte. Diese Zweifel werden bei dem ersten Ereignis, das sie als „Wohlthat“ organisiert, dem Verteilen von Weihnachtsgeschenken an die Kinder der Fabrik in einer geschmückten Halle, weiter bestätigt. Statt sich zu freuen, schreien die Kinder vor Furcht, während die Familienmitglieder „die Gaben tadelten, oder darüber lachten“ (SF 1, 138 f.), da schließlich Lebensmittel, Heizungsvorräte und Kleidung weitaus nötiger seien als Spielzeug. Die Erwartung der Heldin, ein rührendes und besinnliches Weihnachtsglück für die Armen – und für sich als deren gefeierte Wohltäterin – zu veranstalten, erweist sich demnach als falsch. Pauline hatte sich „ausgemalt“, dass sie „aus Rührung“ weinen würde, stattdessen weint sie jedoch „aus [...] Jammer“ (SF 1, 132) und muss erkennen, dass die mildtätigen Gaben, die etwa den Armen in der Stadt aushalfen, angesichts der Existenzbedingungen der Fabrikarbeiter völlig unangemessen sind.

Diese Erfahrungen bewegen die Protagonistin dazu, ihr Vorgehen zu ändern: Sie lässt sich nun von den Arbeitern selbst mitteilen, was an Hilfe benötigt wird, und bezahlt bei Bedarf für Nahrung, Kleidung oder ärztliche Verpflegung. Doch Fälle der extremen Not, wie etwa der eines siebenjährigen Mädchens, dem eine Dampfmaschine den Arm abreißt und das trotz Paulines Aufkommen für die Arztkosten zu Tode verblutet (SF 1, 205 ff.), intensivieren die Bedenken der Protagonistin gegenüber der Wohltätigkeit als einem geeigneten Lösungsansatz für das Elend in der Fabrik. Pauline versucht bei mindestens drei Gelegenheiten, ihren Vater zur

Einschränkung der Kinderarbeit, der Erhöhung der Löhne und der Kürzung von Arbeitszeiten zu bewegen (SF 1, 142 f., SF 2, 211 f., SF 3, 136 f.). Doch wird ihr Sprechen durch Drohungen und Erniedrigungen unterbunden: „Wie ich aber weiter sprechen wollte, ward er so böse, wie ich ihn noch niemals gesehen, und verbot mir bei seinem höchsten Zorn, jemals wieder über solche Dinge zu sprechen, welche ich nicht verstände – ja er lachte mich geradezu aus“ (SF 1, 142). Das angespannte Verhältnis zwischen der Arbeiterschaft und der Fabrikleitung gipfelt am Ende des Romans in einem Aufstand, in dem die Arbeiter die aus England importierten Dampfmaschinen zerstören und Lebensmittel aus Felchners Haus stehlen. Ein letztes Mal hört Felchner nicht auf seine Tochter, die ihm zu friedlichen Verhandlungen rät, sondern lässt Soldaten rufen, die das Fabrikvolk beschießen. Im Tumult trifft eine Kugel auch Pauline, die ergeben ihren schnellen Tod akzeptiert (SF 3, 170). Die auktoriale Erzählinstanz berichtet dann, dass die Trauer um sie den Vater bald danach ins Grab getrieben habe (SF 3, 173) und die Verhältnisse in der Fabrik größtenteils zum vorherigen Stand zurückgekehrt seien.

Paulines Vorsatz vom Anfang des Romans, sie „werde [...] den Armen, [...] manche Wohlthat erzielen“ (SF 1, 97), stellt mehr als einen Ausdruck der liebenswürdigen Selbstlosigkeit der Protagonistin dar: Er entspricht der damals vorherrschenden Geschlechterordnung, die Weiblichkeit mit Wohltätigkeit in Verbindung brachte. Der Heldin wird die mildtätige Rolle durch einen Lehrer des Pensionats nahegelegt: Gustav Thalheim erwartet von ihr, „die Freundin der Armen“ zu sein und „niemals die schönen Regungen des Mitgefühls [zu] ersticken“ (SF 1, 97 f.). Der Rekurs auf eine unterstützende Rolle und auf die Pflege von „schönen“ Gefühlen spiegelt zentrale Aspekte eines weiblichen Idealtypus wider, der seit Mitte des 18. Jahrhunderts die kulturelle bzw. gesellschaftliche Konstruktion von Weiblichkeit dominierte: In *Émile* (1762) definiert Jean-Jacques Rousseau die weibliche ‚Natur‘ als gefühlszentriert und dienend.²⁴⁶ Wie Silvia Bovenschen nachgewiesen hat, befindet sich im Mittelpunkt des *empfindsamen Weiblichkeitsentwurfs*, der sogenannten ‚schönen Seele‘, die „moralische Integrität“²⁴⁷, die zum Einsatz komme, wenn die Frau ihre wichtigste Rolle erfülle:

²⁴⁶ Dieser Weiblichkeitsentwurf wurde durch Sophie de La Roches empfindsamen Briefroman *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) und die *Moralischen Wochenschriften* in Deutschland verbreitet. Vgl. auch Christoph Martin Wielands Schrift *Weibliche Bildung* (1786) und Theodor Gottlieb Hippels *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* (1792).

²⁴⁷ Bovenschen: *Imaginierte Weiblichkeit*, S. 194.

als der Nährboden für die Vervollkommnung des Mannes zu dienen.²⁴⁸ Es ist somit kein Zufall, dass gerade ein Lehrer Pauline die Anweisung gibt, vorbildliche Moralität zu demonstrieren, den „schönen Regungen“ (SF 1, 97 f.) freien Lauf zu lassen und eine dienende Tätigkeit auszuüben, denn die Erziehungsmaßstäbe für bürgerliche Mädchen wurden zur damaligen Zeit auf der Grundlage des empfindsamen Weiblichkeitsentwurfs entwickelt.

Der Konnex von bürgerlicher Identität und „moralischer Integrität“ (SF 1, 97) spielt für Paulines Selbstverständnis eine wichtige Rolle, gerade weil sie von den adligen Schülerinnen sowohl aufgrund ihrer bürgerlichen Herkunft als auch ob ihrer Armenfürsorge verspottet und ausgegrenzt wird: „Die Gefährtinnen hier haben oft gesagt [...] daß ich zu den Niedriggeborenen gehöre – so will ich es beweisen, daß es mein Stolz sein soll, eine Schwester dieser Armen zu sein“ (SF 1, 97). Indem Pauline den sozialen Ausschluss seitens des Adels zu einer bürgerlichen Identität der moralischen Überlegenheit umwertet, vollendet sie (vorerst) den Prozess der *Internalisierung des bürgerlichen empfindsamen Weiblichkeitsentwurfs*. Wie Tod Kontje beschreibt, spielten gerade die Frauen eine wichtige Rolle in der Abgrenzung von den angeblich amoralischen Adligen, indem sie als Garanten der Tugend – „paragons of domestic virtue“²⁴⁹ – fungierten. Für ihr Bestreben, der empfindsamen Frauenimago zu entsprechen, erhält Pauline von ihrem männlichen Umfeld Bestätigung und Lob: Der Lehrer lobt sie (SF 1, 97 f.) und dem an ihr interessierten Mann, namentlich Franz Thalheim, „erschein[t]“ sie wie ein „Engel“, der die Armen „aus dem Abgrund emporhebt“ (SF 1, 142). Das Bild des Engels war in der Literatur der Biedermeierzeit verbreitet und verwies unter anderem auf die weibliche Tugend der Mildtätigkeit.²⁵⁰ Diese Charakterisierung Pauline Felchners haben auch einzelne Forschungsbeiträge hervorgehoben: So beschreibt Franziska Schöbler ihr Handeln als eine „Geste der fürsorgenden Mildtätigkeit“,²⁵¹ die sich „jenseits [...] der systemischen Veränderung“

²⁴⁸ Ebd., S. 175.

²⁴⁹ Vgl. „The self-understanding of the bourgeoisie was closely tied to its attitudes [...], which distinguished it from – and made its members feel morally superior to – the aristocracy. [...] The triumph of the middle class was predicated on the domestication of its women.“ Kontje: *German Women, Novel and Nation*, S. 4 f.

²⁵⁰ Sengle, Friedrich: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*. Bd. 2. Stuttgart: Metzler 1972, S. 1032.

²⁵¹ Schöbler, Franziska: Frühsozialistische Kapitalismuskritik und die (literarische) Ausbeutung von Weiblichkeit. Zu Ernst Willkomm und Louise Otto. In: *Geld und Ökonomie im Vormärz*. Hrsg. von Jutta Nickel. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 57–75, 73.

befinde, sodass „ein bürgerliches Weiblichkeits[...]bild zementiert“ werde.²⁵² Jedoch gilt es, die Fremd- und Selbstwahrnehmung der Protagonistin über den gesamten Handlungsverlauf genau zu beobachten, da sich diese im Verlauf des Romans offenbar ändert, zumal die Protagonistin hier eine Entwicklung durchläuft.

Bei aller Hingabe an die Erfüllung der idealen Weiblichkeitsrolle lassen die ernüchternden Erfahrungen mit der Armut in der Fabrik Pauline zu der Erkenntnis gelangen, dass ihr wohlthätiger Einsatz kaum Wirkung habe bzw. „nur ein[en] Tropfen“ in der „Flut des Unglücks“ (SF 1, 98) darstelle. Darauf folgt die Entscheidung, sich für systematische Veränderungen einzusetzen, und zwar auf dem Wege des Einflusses auf das Familienoberhaupt. Mit diesem Vorgehen gelangt Pauline schon an *die Grenzen des den Frauen zugewiesenen Wirkungsbereiches*: Zwar würde hier noch zutreffen, dass sie wie vorgegeben durch „einfühlende Sensitivität [...] im privaten Kreis wirk[t]“; auch kann ihr Vorgehen als „erzieherische[] [...] Aufgabe[] im häuslichen Bereich“²⁵³ aufgefasst werden. Der besagte Lehrer, ein Vertreter des Bürgertums des Vormärz, begrüßt explizit die Erziehung von männlichen Familienmitgliedern zu „Milde und Menschenliebe“: „Pauline giebt vielleicht einem Fabrikherrn, [...] die Hand und läßt es die Aufgabe ihres Lebens sein“, dass „sie ihn zur Milde und Menschenliebe stimmt“ (SF 3, 142). Doch Pauline geht es gerade nicht (nur) um die Taten der „Milde und Menschenliebe“ (zu denen etwa das Schenken von Spielzeug zählen würde), sondern sie ist an bedeutsamen ökonomischen Fragen interessiert: an der Höhe der Gehälter, den Arbeitszeiten und an der Einstellung von Arbeitskräften. Sie spricht Empfehlungen zur medizinischen Versorgung der Arbeiter und zur Gründung eines Schulangebots aus. Sie liest Bücher zu diesen Themen, sucht die Arbeiterfamilien in ihren Wohnräumen auf und nimmt ihre Verbesserungsvorschläge entgegen. Sie macht Vorschläge, die direkt die finanziellen und organisatorischen Strukturen der Fabrik betreffen.

Die heftige Reaktion des Vaters rührt daher, dass seine Tochter *die häusliche Sphäre verlässt* – buchstäblich, indem sie in die Fabrik geht, und im übertragenen Sinne, indem sie in den Bereich von Wirtschaft und Fabrikleitung vordringt. Aus diesem Grund nimmt er ihr sowohl ihre Bewegungsfreiheit – er schließt sie im Haus ein, als sie aufs Fabrikgelände gehen will (SF 3, 139) – als auch das Recht, zu sprechen. Felchner unterdrückt wiederholt die Stimme seiner

²⁵² Ebd.

²⁵³ Gutjahr: Bildungsroman, S. 31.

Tochter, indem er sie infantilisiert und ihr Urteilsvermögen in Frage stellt: So meint er herablassend, ihre Reformvorschläge seien „eben wie die eines Kindes“ (SF 2, 212) und schimpft sie eine „Närrin“ (SF 2, 123; SF 3, 138). Die Einschüchterungen gipfeln nicht zufällig darin, dass er ihre Sittlichkeit und Weiblichkeit angreift: „Für diese [...] Bande kann ein sittsames Mädchen bitten?“ (SF 3, 138). So sind es letztlich die Normen sittlicher Weiblichkeit, die der Vater als Waffe benutzt, um seine Tochter in ihre Schranken zu weisen. Die Verbote, Einschüchterungen und Erniedrigungen haben zur Folge, dass Pauline ihr eigenes Denken und ihre Fähigkeiten in Frage stellt:

Ich suchte ihn [dem Arbeiter Franz] darauf deutlich zu machen, wie glücklich es mich selbst machen würde, wenn ich all' dies Elend verschwinden sähe, [...] wie ich aber selbst ganz unbekannt sei mit aller Leitung des Fabrikwesens, und wie es mir nicht zukomme, ich mithin auch nicht im Stande sei, andere Einrichtungen zu bewerkstelligen, durch welche die Arbeiter besser gestellt, und die Kinderhände erspart würden – ja daß ich nicht einmal wisse, ob dies wirklich möglich sei, wenigstens sagten mir Alle, welche Fabriken zu leiten hätten, es sei nicht möglich [...]. (SF 1, 144)

Zwar führt Pauline ihren Einsatz – die wohltätigen Spenden, die Überzeugungsarbeit gegenüber ihrem Vater – bis zum Ende des Romans fort, doch ist die anfängliche Zuversicht in ihr Vermögen, das Fabrikelend zu lindern, einer tiefen Unsicherheit gewichen: Sie sei „unbekannt“ mit der Sache, sei „nicht im Stande“ zu helfen, „wisse“ nicht, ob Änderungen „möglich“ seien. Im dritten Band von *Schloß und Fabrik* entwickelt Pauline schließlich eine fatalistische Haltung, in der sie sich dem Unvermeidlichen fügt, so auch dem Streik der Fabrikarbeiter, der „so kommen mußte“ (SF 3, 168). Von einer begeisterten Befürworterin des bürgerlich-empfindsamen Frauenideals entwickelt sich die Protagonistin im Laufe des Romans zu einer von Resignation gezeichneten Figur, die ihr böses Schicksal akzeptiert. Sie muss erkennen, dass sie das Ideal der Weiblichkeit nicht ausleben kann, da es mit der Wirklichkeit des extremen Fabrikelends unvereinbar ist. Ein potenzieller alternativer Frauenentwurf, im Rahmen dessen sie die öffentliche Sphäre für sich erschließen könnte, wird vom Vater gewaltsam im Keim erstickt. Der Widerspruch zwischen dem *Frauenideal* und der *Wirklichkeit* reibt Pauline innerlich auf und gipfelt letztlich in ihrem Tod.

In *Schloß und Fabrik* wird das bürgerlich-fürsorgliche Weiblichkeitsideal nicht lediglich reproduziert, sondern es wird aufgezeigt, dass es in der historischen Realität des Elends der 1840er-Jahre zum Scheitern verurteilt ist. Wie Silvia Bovenschen betont hat, handele es sich bei

den Frauenentwürfen aus dem 18. und 19. Jahrhundert stets um „Bilder, Zuschreibungen, Projektionen“²⁵⁴ die „nur in der Imagination [...] zur vollen Entfaltung“²⁵⁵ hätten gelangen können. Louise Ottos Wahl des Themas des Fabrikelends eignet sich dafür, diese These zu demonstrieren, weil die Wirklichkeit der Armut die Realitätsferne des Frauenideals umso deutlicher vor Augen führt. Pauline Felchners Geschichte kreist um die Vorgabe des bürgerlich-empfindsamen Weiblichkeitsideals, dass Frauen durch mildtätige Gaben zur Lösung des Pauperismusproblems beizutragen hätten. Ihr Scheitern ist keins in dem Sinne, dass sie ihr Ziel nicht erreicht, weil sie Arbeit und Mühe scheut, ganz im Gegenteil: Sie ist eine eifrige Schülerin des Idealmusters, doch ihre Versuche, es in die Praxis zu überführen, lassen sie seine Sinnlosigkeit erkennen, sodass sie es schließlich aufgibt. Nicht die Fähigkeiten der Frau erweisen sich als ungenügend für die Erfüllung des Weiblichkeitsmusters, sondern das Muster erweist sich als völlig ungeeignet, um auf die Not der Arbeiterschaft zu antworten. Der Roman entfaltet demnach ein subversives Potenzial des Scheiterns, indem er die Heldin zunächst die wohltätigen Vorgaben an die bürgerliche Frau erfüllen lässt. Pauline verfällt zunehmend in eine passive Rolle und das letztendliche Ergebnis, ihr Tod, deckt die Gefahr auf, die der Annäherung an das Ideal inhärent ist. So beschreibt der Roman eine Ordnung, in der immer realitätsfernere Imaginationen auf immer härtere Realitäten stoßen, und deren Folgen für die Trägerinnen jener Imaginationen, die bürgerlichen Frauen.

2.2. „Drinne in den elenden Wohnungen der Fabrikarbeiter“. Die räumlichen Aspekte der Not

In den sozialen Romanen der 1840er-Jahre hatten die Beschreibungen der Wohnräume und der Lebensbedingungen der Armen häufig die Rolle, ein „Zwei-Welten-Muster“²⁵⁶ darzustellen, innerhalb dessen Armut und ausschweifender Reichtum in unmittelbarer geografischer Nähe

²⁵⁴ Bovenschen: Imaginierte Weiblichkeit, S. 265.

²⁵⁵ Ebd., S. 194.

²⁵⁶ Fischer: Englische Gespenster, S. 122.

zueinander koexistieren und strikt voneinander getrennt bleiben. Obwohl ein Kontrast dieser Art im Titel von *Schloß und Fabrik* angedeutet sein könnte, ist er nicht wirklich Gegenstand des Romans. So gibt es kaum Passagen, die eine opulente Welt des aristokratischen Reichtums („Schloß“) schildern würden, dafür aber eine Fülle von Schilderungen der Wohn- und Arbeitsräume auf dem Fabrikgelände („Fabrik“). Diese Raumbeschreibungen haben vor allem die Funktion, den wesentlichen Unterschied zwischen der bereits bekannten, ‚alten‘ Armut und den Merkmalen des ‚neuen‘ Elends der 1840er-Jahre vorzuführen.

Zu Beginn des Romans, wenn die Pensionatszeit der Hauptfigur Pauline geschildert wird, wird in zwei Absätzen die Armut zum Thema. In der ersten Szene dringt ein Mädchen in den Hof des Pensionats vor, um Nahrung zu erbitten, und wird von den adligen Schülerinnen verspottet (SF 1, 60 f.). In der zweiten Passage bemüht sich ein Lehrer des Pensionats, seinen Geldmangel geheim zu halten, um dem Hohn der Umwelt zu entgehen (SF 1, 18). In diesen Szenen geht es also um die Stigmatisierung, die die Armen erfahren. Die Episoden handeln vom Konflikt zwischen den Bedürfnissen der Figuren und den Anstandsnormen der Umwelt – eine Konstellation, die in den Gesellschaftsromanen der 1840er-Jahre durchaus gängig war.²⁵⁷ Sobald jedoch in *Schloß und Fabrik* die Handlung in das Fabrikmilieu wechselt, ändert sich die Darstellung der armen Figuren und ihrer Lage grundlegend. Während in der städtischen Armut räumliche und sinnliche Aspekte des Mangels kaum erwähnt werden, spielen sie hier eine wesentliche Rolle:

Es war [...] schneidend kalt drinnen. Drinnen in den elenden Wohnungen der Fabrikarbeiter. Auf den meisten Heerden war längst das letzte im Walde aufgelesene Reisholz verbrannt, und wo ja noch ein paar Stücklein Kohlenvorrath waren, da glimmten sie in einem alten großen Ofen, der nur die empfangene Wärme von sich gegeben hätte, wenn ein großes Feuer ihn hätte zu durchhitzen vermocht. Durch die halb mit Papier verklebten, mit Lumpen verstopften Fenster drang unaufhörlich ein eisiger Luftstrom ein. – Auf verfaultem Stroh lagen die halbnackten Kinder [...]. Die Mutter lag daneben in einer großen, weiten Bettstelle – das Weib lag weder auf Stroh, noch auf Federn, sondern auf den Latten des Gestelles, zum Kopf hatte sie die zerrissene Pelzjacke ihres Mannes, zur Decke einen alten wollnen Rock, den sie am Tage trug. (SF 3, 147 f.)

²⁵⁷ Vgl. etwa den Roman von Fanny Lewald *Jenny* (1843), in dem die Figuren gegen das Verbot von Mischehen zwischen Juden und Christen ankämpfen.

In der zitierten Passage stehen also nicht Konflikte bezüglich der Anstandsnormen, sondern die materiellen Lebensbedingungen und ihre Auswirkung auf die Figuren im Vordergrund. Hier spielen Spott oder Ächtung keine Rolle mehr, stattdessen geht es um die Zerstörung von Körper und Geist durch die äußerste Not. Die Armen sind sprach- und namenlos, durch die Existenzbedingungen im Raum beherrscht und erdrückt, und all ihre Tätigkeiten sind dem bloßen Überleben gewidmet. Die vorausgegangenen Schilderungen der städtischen Armut, die der Leserschaft auch aus anderen Romanen geläufig war, dienen in *Schloß und Fabrik* als Kontrastfolie zum Fabrikelend. Die Akribie, mit der an dieser und anderen Stellen im Roman die Lebensumstände von armen Arbeitern geschildert werden, vermittelt den neuen und extremen Charakter dieser Armut, die zum damaligen Zeitpunkt dem bürgerlichen Lesepublikum völlig unbekannt war.

Es war sicherlich ein Anliegen des Romans, die höheren Schichten über den Pauperismus zu informieren – wie zuvor erläutert, hatte Louise Otto selbst vor einer Reise in das Industriegebiet Oederan selbst kaum Kenntnis von der Armut der Lohnarbeiterschaft. Die intensive Rezeption und der Verkaufserfolg von *Schloß und Fabrik* belegen, dass die sächsische Bevölkerung ebenfalls wenig über die Not wusste. Doch haben die Deskriptionen im Text keinen berichtenden Gestus, denn neben sachlichen Beschreibungen kommt auch ein Vokabular vor, das eine emotionale Wirkung bei der Leserschaft evozieren soll. Dies ist etwa dort erkennbar, wo die Folgen des Mangels auf den Zustand der Kinder beschrieben werden:

[...] diese Kinder sahen bleich und abgezehrt aus [...] durch den matten Schein der düster brennenden, kleinen Oellampe wenig beleuchtet, ward ihr Ansehen noch unheimlicher, und sie glichen in den schmutzigen Lumpen, in welche sie gehüllt waren, mit den struppigen Haaren, die ungekämmt in die ausdruckslosen Gesichter hereinhängen, eher unheimlichen Kobolden als lebenden Menschenkindern. (SF 1, 210 f.)

Spärliches Licht und die nächtliche Uhrzeit, Kälte und Feuchtigkeit, schmutzige Lumpen, Dunst und üble Gerüche, Dunkelheit und schwere Luft gehören zu den Motiven aus der „Topik der Armut“,²⁵⁸ die für die sozialen Romane der 1840er-Jahre charakteristisch waren. Es handelt sich um Topoi aus der Schauerliteratur, die eine spukhafte Atmosphäre erzeugen. So taucht in der zitierten Passage das Wort „unheimlich“ zweimal innerhalb weniger Zeilen auf, und auch der

²⁵⁸ Fischer: Englische Gespenster, S. 110.

Vergleich mit „Kobolden“ verstärkt den Eindruck des Übernatürlichen. Wenn die Erzählinstanz die Arbeiterkinder mit „Kobolden“ vergleicht, wohl wissend, dass es sich bei diesen um „Menschenkinder[]“ handelt, bringt sie damit zur Sprache, dass sie durch die Existenzbedingungen ihrer menschlichen Seite beraubt wurden: Der Hunger, die Kälte und die harte Arbeit versetzen sie aus dem Bereich des Menschlichen in die Sphäre des Unmenschlichen. Es ist kein Zauber, der den körperlichen Verfall herbeigeführt hat, sondern materielle, durchaus greifbare elende Lebensbedingungen.

Eine weitere Passage, in der die Auswirkungen des Elends beschrieben werden, ist die Reaktion der bürgerlichen Protagonistin Pauline, als sie das Fabrikgelände besucht. Es ist das erste Mal, dass sie sich zusammen mit den Arbeiterfamilien in einem Raum der Fabriksiedlung aufhält. Anlass ist die Weihnachtsbescherung, die sie für deren Kinder veranstaltet:

Wie ich nun so die armen Kinder, die über den hellen Lichterglanz mehr vor Furcht, als vor Freude schrieen [...] – wie dann ihre Angehörigen, [...] den Raum der Stube erfüllten, wie von dieser meist in zerlumpte und unreinliche Sachen gekleideten Menge ein erstickender Dunst in der geheizten Stube entstand, [...] – so ward mir unheimlich zu Muthe, und ich fing an zu weinen. (SF 1, 138 ff.)

In dieser Szene bekommt Pauline die erdrückende Macht der materiellen Aspekte des Mangels – Dunkelheit, Schmutz, Dunst – zu spüren. Der Aufenthalt im Raum der Armut hat zur Folge, dass die Auswirkungen der Not von ihrem Bewusstsein Besitz ergreifen, und dass sie in dieselbe Sprachlosigkeit abgleitet wie die elenden Arbeiter.²⁵⁹ Dass Pauline vor der Dunkelheit erschrickt, während die Kinder im Gegensatz dazu Angst gerade vor dem Licht haben, führt vor, wie stark Existenzbedingungen die Sinneswahrnehmung und den Blick auf die (Um)Welt formen.

Ob bei der Beschreibung der „elenden Wohnungen“ der Familien, der koboldhaften Kinder oder der erschütterten bürgerlichen Protagonistin, die Elendsschilderungen in *Schloß und Fabrik* bedienen nicht das zeittypische literarische Muster von der Armut als einer Erfahrung der Scham für die Figuren. Stattdessen wird ein Phänomen beschrieben, dessen räumliche und sinnliche Qualitäten die Figuren überwältigen und ihre Menschlichkeit zerstören. Die gefährdete Humanität der Figuren der Armen ist ein wichtiges Thema im Roman, das auch durch weitere Bilder dargestellt wird, wie etwa durch die Beschreibung von tierähnlichen Zuständen.

²⁵⁹ Eine ähnliche Szene befindet sich in Fanny Lewalds Reisebericht über das Elendsviertel in London. S. das einleitende Kapitel in der vorliegenden Studie: „Einleitung. Ein Unwohlsein“.

2.3. Die „thierischen Züge“ der armen Fabrikarbeiter. Pauperismus und Humanität

Während zahlreiche andere Autorinnen und Autoren der Erzählliteratur über das Elend aus dem Bilderrepertoire der Schauerliteratur schöpfen, rekurriert Louise Otto auf die Metapher des Tieres. Franziska Schößler stellte fest, dass in *Schloß und Fabrik* der „Topos des ‚vertierten Arbeiters‘“ eingesetzt werde, da „die Grenze zwischen Tier und Mensch verhandelt und [...] eine radikale Ausschlussgeste vorgenommen wird“.²⁶⁰ Doch ist es nötig, die Frage danach zu stellen, wovon genau die armen Arbeiter ausgeschlossen werden, was die Ursache dafür ist und wie eine (Re)Integration aussehen würde.

Es ist vor allem die auktoriale Erzählinstanz, die sich in *Schloß und Fabrik* im Laufe der Handlung mehrmals der Metapher des Tieres bei der Beschreibung der Fabrikarbeiter bedient. Den Beginn macht ein auswärtiger Besucher auf dem Fabrikgelände, der die „thierischen Züge der ältern Fabrikarbeiter“ (SF 2, 109) wahrnimmt. Die Beschreibung einer Pause, die die Kinder von der Arbeit an den Maschinen unternehmen, ruft Assoziationen an ein Rudel junger Tiere hervor, die zum Teil kauend in der Sonne liegen, zum Teil um Nahrung kämpfen:

Eine Schar blasser, in Lumpen gehüllter Kinder hatte sich müde auf einen sonnigen Platz gelegt, einzelne von ihnen kauten an harten Brotrinden, andere warfen auf diese neidische Blicke. [...] Jaromir warf einige kleine Münzen unter die Kinder, welche mit tierischem Geschrei darüber herfielen, [...] sich darum prügelten und herumzerrten [...]. (SF 2, 105)²⁶¹

In der Szene, in der die Kinder gespendete Weihnachtsgeschenke erhalten, legt die Erzählinstanz nahe, dass ihre diesbezüglichen Gefühle und Reaktionen eher „thierischer“ als menschlicher Natur seien:

[...] dies waren bleiche, schwächliche, dürftig in unreinliche Lumpen gehüllte Kinder, welchen man es ansah, [...] wie in diesen trüben, niedergeschlagenen Augen ein Ausdruck thierischen, stummen Duldens lag. Diese kleinen, blassen Kinder hatten einander seltsam angestarrt, wie man sie zu den [...] Christbäumen geführt [...]. Sie hatten die Gaben hingenommen ohne Dank und

²⁶⁰ Schößler: Frühsozialistische Kapitalismuskritik, S. 73.

²⁶¹ Ähnlich verläuft eine Szene zu Beginn des Romans, in der Münzen aus einer Kutsche geworfen werden und die Arbeiterinnen und Arbeiter sich „mit einem thierischen Freudengeschrei“ danach bücken (SF 1, 120).

Jubel, beinahe ohne Freude – und nur einem groben Instinkt folgend das Obst zum Munde geführt [...]. (SF 1, 132)

Mit der Bezeichnung „thierisch“ fasst die Erzählinstanz also eine Reihe von Merkmalen in der körperlichen Erscheinung, der Haltung und in den Interaktionen der Figuren der elenden Arbeiter zusammen, die ein Dasein beschreiben, das von einer Art „Verwilderung“ (SF 1, 141) gekennzeichnet sei. Die Bezeichnung „tierische[s] Geschrei“ weist darauf hin, dass auch die Sprachfähigkeit davon betroffen sei. Im Großen und Ganzen handelt es sich um wesentliche Fähigkeiten und Verhaltensmuster, die die Zugehörigkeit zur Spezies der Menschen ausmachen.

Über den Topos des Tieres findet ein Ausschluss aus der Menschlichkeit statt. Genauer findet hier ein Rekurs auf die Ideengeschichte der Humanität statt, in der „Tier“ und „Mensch“ als Metaphern für Entwicklungsstufen fungieren. Demnach arbeite sich der Mensch aus einem wilden, tierähnlichen Zustand heraus, indem er seine Fähigkeit des Sprechens, seine Vernunft und sein Rechtsbewusstsein entwickelt. So realisiere er seine *humanitas*.²⁶² Eben dieses Vermögen fehlt offensichtlich den Figuren in den zitierten Abschnitten aus *Schloß und Fabrik* – statt Sprechen gibt es unartikulierte Geschrei, statt durch Vernunft werden sie durch Instinkte geleitet und statt einem Rechtsbewusstsein herrscht der physische Kampf um Geldstücke, d. h. es wird das Recht des Stärkeren praktiziert. Wenn der auktoriale Erzähler die Bezeichnung „thierisch“ benutzt, rückt er die Frage nach dem anthropologischen Status der elenden Fabrikarbeiter in den Vordergrund. An den humanistischen Diskurs anknüpfend, positioniert er sie auf der Stufe des tierhaften Zustands, auf der es an ethischen Fähigkeiten mangle, um die *humanitas* zu verwirklichen.

In diesem Zusammenhang stellen sich zwei Fragen: nach dem Auslöser bzw. der Ursache für den regressiven Zustand und nach dem richtigen Weg zur vollen Menschlichkeit. Beide Fragen werden in *Schloß und Fabrik* angesprochen, jedoch nicht mittels der Deskriptionen seitens der Erzählinstanz, sondern durch die Figurenrede der zwei Protagonisten. Der Arbeiter Franz Thalheim diskutiert in einer Reihe von Gesprächen mit der Industriellentochter Pauline Felchner die Lage der Fabrikbevölkerung. Er erklärt zum einen, dass es die Lebensbedingungen des extremen Mangels seien, die die Betroffenen „zu niedrer Thierheit herabgedrückt“ (SF 2,

²⁶² Gutjahr: Bildungsroman, S. 33 f.

72 f.) hätten.²⁶³ Zum anderen sieht er als den Weg zur Entwicklung der ethischen Vermögen vor allem die Bildung an, d. h. ganz praktisch verstanden, „die Nahrung des Schulunterrichts“ (SF 1, 141) ab dem Kindesalter. Die Befürwortung der Bildung als dem idealen Mittel für die Förderung der *humanitas* stellt einen offensichtlichen Rekurs auf die Prinzipien der Humanität dar. Erinnerung sei an die These von Johann Gottfried Herder in den *Briefen zu Beförderung der Humanität* (1794), der die „*Bildung zur Humanität*“ forderte.²⁶⁴ Des Weiteren heißt es: „Die Bildung [...] ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß, oder wir sinken, [...], zur rohen Thierheit, zur *Brutalität* zurück.“²⁶⁵ Im Vergleich dazu stellt Franz Thalheim über die Kinder in der Fabrik Folgendes fest: „ihr Geist erstarrt ohne die Nahrung des Schulunterrichts, und ihr Herz vertrocknet [...] ihre Sitten werden verderbt, alle ihre edleren Gefühle erstickt, weil man sie gänzlicher Verwilderung Preis giebt“ (SF 1, 141). Die beiden Aussagen stimmen augenscheinlich größtenteils überein: Ohne die fortwährende Bildung von „Herz“, „Sitten“ und „Gefühle[n]“ finde beim Menschen ein Absinken in die „Thierheit“ bzw. „Verwilderung“ statt.

Doch enthält Thalheims Position in *Schloß und Fabrik* auch wesentliche Aspekte, die bei Herder nicht vorhanden sind: Zum einen würden „Frost und Hunger“ sowie die „anhaltende[] Arbeit, zu welcher man sie [die Kinder] benutzt“ (SF 1, 141), ebenfalls maßgeblich zu der „Verwilderung“ beitragen. Somit reiche die Bildung allein als ein Präventionsmittel gegen den Verlust von Menschlichkeit nicht aus – zuallererst müssten die materiellen Grundbedürfnisse gewährleistet werden: Der „Schulunterricht“ sei nicht wirksam, wenn Blöße, Kälte und Hunger den Alltag bestimmen würden. Des Weiteren findet bei den Fabrikarbeiterinnen und -arbeitern kein *Rückfall* an sich statt, denn sie hatten die Ebene der verwirklichten *humanitas* niemals zuvor erreicht. Eher als um die Forderung in Herders Sinne, die Bildung nicht zu vernachlässigen, um kein sittliches Degradieren zu riskieren, geht es bei Thalheims Forderungen darum, die materiellen Rahmenbedingungen und die Bildung *überhaupt erst* zu gewährleisten. Zuletzt geht es auch um gesellschaftliche Inklusion: So habe jedes Kind das Recht darauf, dass „es lernen darf, wie man ein Mensch wird“ (SF 2, 72), so auch jene aus den unteren Ständen.

In seiner Beschäftigung mit dem Status der elenden Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter knüpft *Schloß und Fabrik* also an die humanistische Denktradition an und setzt einen eigenen

²⁶³ An anderer Stelle heißt es: zum „Thier [...] herabgestoßen“ (SF 1, 139 f.).

²⁶⁴ Herder, Johann Gottfried: *Briefe zu Beförderung der Humanität*. Werke in zehn Bänden. Bd. 7. Hrsg. von Hans Dietrich Irmscher. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1991, S. 148.

²⁶⁵ Ebd.

Schwerpunkt: Während die großen Namen dieser Denkschule wie etwa Wilhelm von Humboldt die Notwendigkeit von hochwertigen Bildungseinrichtungen betonten oder Friedrich Schiller im Rahmen der ästhetischen Erziehung die Rolle der Kunst hervorhob, in der sich der Geist in der Freiheit und dem Erhabenen üben sollte, führt der Roman *Schloß und Fabrik* vor Augen, dass zunächst die grundlegende Existenz materiell gesichert sein muss, bevor von der Förderung des Geistes überhaupt die Rede sein kann. Es sind somit die „unmenschlichen“ Lebensbedingungen, die den körperlich, geistig und emotional verwilderten Zustand verursachen. Es wird damit eine unbedingte Humanisierung der Lebens- und Arbeitsbedingungen für die Lohnarbeiterschaft gefordert. Auf diese Weise findet eine Aktualisierung des Gedankengutes der *humanitas* statt, indem es mit Elementen einer bestimmten Perspektive auf die soziale Frage angereichert wird.

Die drei erläuterten Abweichungen stellen eine Anpassung der humanistischen Prinzipien an die Herausforderungen des Pauperismus dar, und sie erhalten im Roman eine Art bevorzugte Stellung: So bringt die Erzählinstanz das Bild des Tieres zur Sprache, anschließend bezieht sich Thalheim auf dieses Bild und formuliert eine Empfehlung dazu in einer Reihe von ausführlichen Dialogen mit Pauline, den Arbeitern und anderen Figuren. Es ist somit recht offensichtlich, dass die Sympathien der Leser auf eben diese Sichtweise der sozialen Frage gelenkt werden, dass diese Auffassung im Roman den größten Raum erhält und als die bestmögliche präsentiert wird.

Doch obwohl Franz Thalheims Position in *Schloß und Fabrik* favorisiert wird, gibt es doch eine Passage im Roman, die ihr scharf widerspricht. Während er im Gespräch mit Pauline Felchner von seiner Vision einer Gesellschaft erzählt, die dank der Einlösung seiner Forderungen aufblüht und prosperiert, wird er von der Arbeiterin Liese unterbrochen. Die junge Frau, die aufgrund von Arbeitsunfällen und Hunger zwei Kleinkinder verloren hat, ist außer sich vor Schmerz:

Franz hatte sich im Selbstvergessen zu so langer schnell und feurig gesprochener Rede hinreißen lassen. – Plötzlich hielt er inne – ein schrillendes, widerliches Gelächter klang [...] durch die friedliche Abendruhe [...].

Das Gelächter hatte die lange Liese ausgestoßen, welche jetzt mit raschen Schritten des Wegs gekommen war.

»Könnte noch Alles gut werden?« rief sie mit [...] wie wahnsinniger Stimme. »Würde Alles gut? Was denn? ‘s liegen viel Kinderleichen auf dem Kirchhofe, von den verfluchten Maschinen zerrissen – das wird doch nicht wieder gut, die stehen nicht wieder auf [...]! Gute Menschen aus Kindern – ei ja doch, gute Menschen, die gut arbeiten und gutwillig sich die Kinder verderben und sterben lassen – immer Eins von Beiden, verderben – sterben – verderben – sterben.«

Sie sang die letzten Worte mit kreischender Stimme ab und ging ihres Weges. (SF 2, 74)

Die arme Arbeiterin Liese verkörpert den Typus der wahnsinnigen Seherin, die – für ihre Mitwelt unangenehme doch letztendlich wahre – Warnungen ausspricht. Ihr Wahnsinn wird hier als Scharfsicht inszeniert, die sich aus Lebenserfahrung – Mutterschaft, Verlust und Schmerz – speist. Ihre laute Kritik („mit kreischender Stimme“) zerstört den stillen Frieden („friedliche Abendruhe“), den Thalheims Rede erzeugt hat und weist damit darauf hin, wie fragil seine humanistischen Prinzipien eigentlich sind. Die Ideale des enthusiastischen Thalheim, der auf die Rolle der humanistischen Bildung vertraut, werden von der lebenserfahrenen Liese als naiv verspottet, denn sie durchschaut eine Verknüpfung zwischen dieser Bildung und einem sozioökonomischem System, in dem Menschen als austauschbare Teile einer umfassenden Produktionsmaschine gehandhabt werden. Die Erziehung „zu guten Menschen“ bedeutet laut Liese eine Erziehung zu produktiven, aber auch gehorsamen Arbeitern, die sich duldsam zu Tode ausbeuten lassen, dieses System und seine Opfer (wie etwa die „Kinderleichen auf dem Kirchhofe“) nicht in Frage stellen, und ihre Kinder in dasselbe entlassen, um diesen zynischen Zyklus endlos zu wiederholen.

Aus Lieses Mund kommt somit die schärfste Kritik der humanistisch geprägten Sichtweise auf die soziale Frage, die sonst von der Erzählinstanz und den Hauptfiguren im Laufe des Romans immer wieder hervorgehoben wird. Es wiederfährt ihr das für ihren Charaktertyp übliche Schicksal: Franz und Pauline empfinden zwar kurzweilig Mitleid für sie, machen sich jedoch keine weiteren Gedanken über ihre Worte. Auch ist dies im Text ihr nahezu einziger Auftritt. Somit findet die Spannung zwischen dieser sehr kurzen Passage und dem Roman als Ganzem keine Auflösung, bzw. es bleibt der Zweifel, den ihre Kritik an dem im Text dominanten humanistischen Blick auf den Pauperismus aufwirft, für die aufmerksamen Leserinnen und Leser erhalten.

2.4. „Ändern hieße die Ordnung stören“. Der Aufstand

Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass die Figuren der Armen in *Schloß und Fabrik* häufig in einer passiven Rolle dargestellt sind – sei es als Opfer der materiellen und räumlichen Not, sei es als Objekte einer anthropologischen Kategorisierung durch die Erzählinstanz und andere Protagonisten, wenn die Tiervergleiche herangezogen werden. Es gibt jedoch auch eine andere Seite in der Darstellung, d. h. es gibt Abschnitte, in denen die Figuren der Armen aktiv das Wort ergreifen und handeln. Wie zu zeigen ist, setzen sich diese Passagen vor allem damit auseinander, wie die Armen die gesellschaftliche Ordnung wahrnehmen und wie sie ihre Position darin beurteilen.

Von Anfang an vermitteln die Worte der armen Figuren den Wunsch nach einer Änderung des status quo. Bei der ersten Erscheinung der Figur eines armen Arbeiters im Roman, beklagt er im Gespräch mit seiner Frau den Hungertod ihrer Kinder und droht mit gewaltsamen Protest: „[...] wenn Dir der Wurm auch noch verhungert an der Brust, [...] – da seh’ ich nicht mehr mit ruhig zu.“ (SF, 118). In einer anderen Szene reitet ein Graf über das Fabrikgelände und ruft bei den Arbeitern, die sich in der Mittagspause befinden, Überlegungen darüber hervor, wie es wäre, die gesellschaftlichen Rollen zu tauschen: „Ich mögte wohl wissen, wie unser eins aussähe in solch’ feinem Rock‘ [...] und wenn wir nicht zu arbeiten brauchten [...].“ (SF 2, 103). Auch im Rahmen dieser Wunschvorstellung klingt das Verlangen an, die bestehende Hierarchie umzudrehen bzw. umzustürzen. So wird der Aufstand der Arbeiter bereits hier, im ersten Band, angedeutet, während er schließlich am Ende des dritten Bandes stattfindet.

Je weiter die Handlung voranschreitet, desto mehr werden aus vereinzelt, kurzen Sätzen der Armen ausführlichere Reflexionen und Dialoge über ihre Lage, bis sie schließlich handeln. Die Geschichte über einen besonders grausamen Todesfall, der gegen Ende des dritten Bandes stattfindet, verbreitet sich schnell unter der Arbeiterschaft in der Fabrik: Eine schwangere Arbeiterin stirbt einen schmerzhaften Tod, wie auch ihr Kind, als ein Aufseher sie dazu zwingt, schwere Maschinenteile hochzuheben (SF 3, 117). Daraufhin entscheiden die Arbeiter, nach der Beerdigung ihre Arbeit nicht wieder aufzunehmen. Sie zerstören mehrere Maschinen, brechen in Felchners Haus ein und plündern Essensvorräte und Mobiliar. Schließlich werden sie vom Militär bezwungen, die Anführer werden von der Polizei bestraft und es wird der zuvor bestehende Zustand auf dem Fabrikgelände wieder eingeführt. Die Erzählinstanz legt

nahe, dass die tödlich verunglückten „dort oben“ (SF 3, 174) selig geworden seien, doch kommen zum Schluss die Armen selbst nicht mehr zu Wort. Da sie zuvor nicht auf himmlische Gerechtigkeit gehofft und vehement für Änderungen im Hier und Jetzt gekämpft haben, ist kaum davon auszugehen, dass sie die Rückkehr zu den alten Verhältnissen langfristig akzeptieren werden.

Die Passage im Text, die diesen Widerstand erläutert, befindet sich in der Mitte des Romans. Es handelt sich um einen anonymen Brief, der in der Fabrik ankommt und begeisterte Zustimmung hervorruft. In ihm heißt es: „Ändern hieße die Ordnung stören, sagt man. Aber der jetzige Zustand ist kein geordneter, er ist eine Unordnung [...].“ (LSF, 165). Die Tatsache, dass „Millionen hungern und mit der Armut kämpfen“ (LSF, 166) entziehe der bestehenden Ordnung ihre Legitimität. Dieser Abschnitt wurde von den Zensurbehörden gestrichen – ein Beleg dafür, für wie gefährlich sie eine Kritik mit diesartiger Argumentation einschätzten.

So gibt es in *Schloß und Fabrik* einen wesentlichen Unterschied zwischen einerseits den Urteilen des Erzählers und andererseits der Einstellung der Figuren der Arbeiter im Hinblick auf das Verhältnis zwischen den Elenden und der Gesellschaftsordnung. Im ersten Fall wird die Sphäre des Elends als vertiert und verwildert moniert und ihre Integration in den Bereich von Bildung, Ordnung und Vernunft befürwortet. Im zweiten Fall wird die Ordnung selbst in Frage gestellt, könne sie doch nicht im Recht liegen, da sie den Pauperismus überhaupt hervorgebracht habe und weiterhin aufrechterhalte, und es wird der gewaltsame Protest als einziger Ausweg gesehen. Diese Dissonanz zwischen Erzähler und Figuren wird im Roman bis zum Ende nicht eindeutig aufgelöst. Zwar nimmt der Aufstand der armen Arbeiter ein blutiges und tragisches Ende und wird vom Erzähler als Misserfolg beschrieben. Doch fällt auch auf, dass an keiner Stelle im Text, weder vonseiten des Erzählers noch vonseiten Franz Thalheims, substantielle Gegenargumente zum Urteil der „Unordnung“ gebracht werden.

2.5. Zwischen „vernünftige[r] Weiterentwicklung“ und dem „Umsturz aller gegebenen Verhältnisse“

Neben der Beschreibung der Not und ihrer Auswirkungen gehört das Thema des Auswegs aus dem Elend zu den Fragen, denen in *Schloß und Fabrik* viel Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die zwei Hauptfiguren, Pauline Felchner und Franz Thalheim, erkunden und erproben Wege der Abhilfe. Im Laufe der Handlung versucht Franz, die Rolle eines Vermittlers zwischen den verfeindeten Lagern des Fabrikumfelds einzunehmen.

Franz Thalheim tritt erstmals gegen Ende des ersten Bandes von *Schloß und Fabrik* in Erscheinung. Im Vergleich zu den anderen Arbeitern fällt in seinen Gesichtszügen „etwas Abenteuerliches“ auf, ein Nebeneinander von „Schmerz[]“ und „Unzufriedenheit“ sowie „edlen und [...] milden Empfindungen“ (SF 1, 134). Sein Werdegang ist ungewöhnlich: Obwohl er aus einer Schusterfamilie kommt, schickte sein Vater seine Söhne neben einer Handwerker Ausbildung auch in die Schule und an die Universität. Franz arbeitet freiwillig in der Fabrik, um das Studium seines Bruders finanziell zu unterstützen. Er wird von den anderen Arbeitern mit einer Mischung aus Stolz und Necken „Literat“ genannt, da er eine Sammlung von Erzählungen verfasst hat, die „die Not der Fabrikarbeiter [...] schildern“ (SF 1, 136). Aus seiner Empfindung der gesellschaftlichen Bedeutung, die die Frage des Fabrikelends einnimmt, erwächst der Wunsch, diese auch anderen zu vermitteln:

Ich weiß, daß meine Bücher allein [...] Nichts ändern können – aber sie helfen dazu beitragen, daß man unsere Sache prüfen lernt, daß hochherzigen Menschen, welche [...] für die Freiheit und den Fortschritt in geistreichen Schriften zu kämpfen – zu genügen glaubten, wenn sie die Sache der Bürger führten – daß diesen die Augen aufgehen werden, daß es noch unter der Classe der Bürger eine noch tiefer gestellte giebt, [...] – dann werden sie auch unsre Sache führen [...]. (SF 2, 187)

Franz sieht eine Parallele zwischen den Bestrebungen der bürgerlichen Schicht, mehr „Freiheit“, Einfluss und Wohlstand zu gewinnen, und dem Weg, der der Arbeiterschaft bevorsteht. Die schulische Laufbahn hebt Franz zwar von der Arbeiterschaft ab, gleichzeitig ermöglicht sie ihm jedoch, einen Dialog mit den Vertretern des Bürgertums zu führen. Darin, so legt es die obige Passage nahe, besteht eine Chance für eine Allianz im Sinne gemeinsamer Zwecke, die es zu nutzen gelte.

Thalheims Schulung in einem bürgerlichen Milieu bedingt einen Gegensatz, der über den offensichtlichen zu den Fabrikarbeitern hinausgeht: Ein enormes Vertrauen in die Ordnung, das in ihm verankert wurde, unterscheidet ihn von den anderen Arbeitern. Als eine kommunistische Schrift²⁶⁶ die Fabrik erreicht, die von „einer neuen Ordnung der Dinge“ (SF 2, 83) handelt und zur Vereinigung der Arbeiter in der Revolution aufruft, nimmt Franz dank seiner bürgerlichen Verankerung vor allem deren destruktive Dimension wahr: „Verändert können, müssen unsere Zustände werden – aber nicht durch einen Umsturz aller gegebenen Verhältnisse, sondern durch deren vernünftige Weiterentwicklung und Fortbildung.“ (SF 2, 85). Im Unterschied dazu findet sein Freund und Mitarbeiter Wilhelm in der Schrift die Ansichten deutlich ausgedrückt wieder, die er zuvor nur unklar geahnt hatte: „ich habe wohl manch’ Mal schon gedacht, [...] aber ich habe es noch niemals gesagt, nun sagen es Andere statt meiner!“ (SF 2, 81). Zwar werden die Passagen, in denen Franz das Schreiben liest, als quälender innerer Kampf inszeniert – „bald fühlte er sein Herz, seine Schläfe, seine Adern heftig pochen“ (SF 2, 88) – doch letztendlich gewinnt sein Ordnungssinn die Überhand, und das sowohl in der Originalfassung des Romans (LSF, 169) als auch in der zensierten Version: „Ha! Das ist es! Auch mit der Religion wollen sie ein Ende machen [...]! Und da wachen laut in meiner Brust Tausend Stimmen auf und schreien dagegen [...]“ (SF 2, 94 f.). Es ist die Besinnung auf das „Gewissen“, „Gott“ und die fromme Mutter (SF 2, 94), dank derer Franz der „Versuchung“ (SF 2, 89) des „Communismus“ (SF 2, 80) widersteht. Somit ist die Erziehung zu einer christlichen Weltanschauung und zu der gewissenhaften Achtung der „Ordnung der Dinge“ (SF 2, 82) bei ihm letztendlich stärker als der Wunsch, das Elend durch radikale Veränderungen aus der Welt zu schaffen. In der zensierten Fassung des Romans gelangt Franz unter anderem dadurch zu innerer Ruhe, dass er ein hoffnungsvolles Gedicht über die Lage der Armen verfasst – ein Nachweis für seine Überzeugung, dass Literatur zu einer „vernünftige[n] Weiterentwicklung und Fortbildung“ (SF 2, 85) der Gesellschaft beitragen werde, im Rahmen derer das Elend ausgemerzt werden wird.

Der Gegensatz, den Franz zwischen seinen bildungsbürgerlichen Ansichten und den Entwicklungen im Fabrikumfeld empfindet, verschärft sich im Laufe der Handlung. Seine Bemühungen, beim Fabrikbesitzer Felchner höhere Gehälter oder eine medizinische Notversorgung bei Maschinenunfällen durchzusetzen, scheitern (SF 2, 134). Trotz Thalheims

²⁶⁶ Es handelt sich um Auszüge aus dem verbotenen ersten Band von Hermann Püttmanns *Rheinischen Jahrbüchern zur gesellschaftlichen Reform* (1845).

Mahnungen widmet sich Wilhelm der Organisation eines Streiks in der Fabrik (SF 2, 184). Franz ist gezwungen einzusehen, dass sein Buch weder eine Einsicht noch ein Einlenken der beteiligten Parteien bewirkt hat (SF 2, 79). Im letzten Drittel des Romans vereinsamt er zunehmend: Die Bewohner des Fabrikgeländes wenden sich desto mehr von ihm ab, je mehr er versucht, auf sie einzuwirken. Seine Vermittlungsversuche und Warnungen vor einem Blutvergießen stoßen letztlich auf taube Ohren. Die Spannungen kulminieren in dem Aufstand der Fabrikarbeiter und Thalheim verstirbt, ebenso wie Pauline, an einer Schusswunde.

Franz Thalheim wird in *Schloß und Fabrik* als eine Figur entworfen, die das Potenzial hat, als ein Vermittler zwischen verschiedenen Welten zu agieren: Er verfügt sowohl über die unmittelbare Erfahrung des Fabrikelends als auch, dank seiner Ausbildung, über das Abstraktionsvermögen und die sprachlichen Fähigkeiten, um seine Erkenntnisse und Empfehlungen für die breitere Öffentlichkeit verständlich zu formulieren. Er ist zugleich Fabrikarbeiter und gebildeter Bürger, Handwerker und Künstler. In diesem Dualismus, so legt der Roman nahe, liegt die Chance für Thalheims Vermittlerrolle – zwischen den Arbeitern und dem Fabrikbesitzer oder zwischen Bürgern und Arbeitern beim Vorantreiben einer gemeinsamen Agenda: ihrem Stand zu einer besseren sozialen und ökonomischen Lage zu verhelfen. Thalheims Vorstellung von einer Vermittlung zwischen armen Arbeitern und dem Bürgertum gestaltet sich vor allem als ein Appell zum Zusammenschluss über das Medium der Literatur, ein Vorhaben, das jedoch letztendlich keine Früchte trägt. Er modelliert den Weg des Aufstiegs für den vierten Stand nach dem der bürgerlichen Schicht, doch teilen die Arbeiter diese Ansicht nicht mit ihm. Im Gegenteil, die unmittelbare Not in Form von Hunger, Kälte, Blöße und tödlichen Maschinenunfällen lässt die Arbeiter die Achtung vor der Ordnung aufgeben. Das Romanende, in dem der Aufstand scheitert, führt vor, dass Gewalt nicht die Lösung des Elendsproblems darstellen sollte. Doch nicht minder wichtig ist, dass sich schließlich auch Thalheims Vision von einer „vernünftige[n] Weiterentwicklung und Fortbildung“ (SF 2, 85) als illusionär erweist.

2.6. „Sollte jemand an diesem Zitat Anstoß nehmen“. Der Roman und die soziale Frage

Ab den 1830er-Jahren konzentrierte sich die Gattungsdiskussion in Deutschland zunehmend auf den Roman als die literarische Form, die dem Thema Pauperismus gerecht werden könne.²⁶⁷ Louise Otto stattet in *Schloß und Fabrik* den Roman mit Aspekten der sozialen Frage aus, etwa indem sie nichtfiktionale Exkurse einfügt, die Liebesgeschichte mit der Elendsfrage verbindet und einen Schluss konzipiert, der im Vergleich zu anderen Romanen über den Pauperismus eine Neuheit darstellt.

In *Schloß und Fabrik* wird der Erzähltext durch Auszüge aus zwei nichtfiktionalen Texten unterbrochen. In beiden Fällen handelt es sich um politische Texte, die unterschiedlichen ideologischen Lagern entstammen und dementsprechend verschiedene Lösungsansätze im Hinblick auf die Elendsfrage vorstellen. Die Auszüge aus dem verbotenen Band von Hermann Püttmanns *Rheinischen Jahrbüchern zur gesellschaftlichen Reform* (1845)²⁶⁸ liefern eine Beschreibung der „Vereinigung“ des „Kommunismus“ (LSF, 165) und rufen zum Kampf gegen das „Kapital“ und den „Heuchlerkram [...] unserer bürgerlichen Gesellschaft“ (LSF, 164) auf. Zum anderen handelt es sich um einen Abschnitt aus *Mehr als zwanzig Bogen*, einer politischen Schrift des Vormärz-Autors Karl Heinzen, in dem vor der Einbuße von individuellen Rechten und Freiheiten im kommunistischen System gewarnt und der vernunftgeleitete reformatorische Fortschritt gepriesen wird (SF 3, 39 ff.).²⁶⁹ Die Auszüge sind in die Entwicklung Franz Thalheims eingebunden: Der erste Text erreicht ihn als ein anonymes Schreiben und der zweite wird ihm von seinem Bruder, dem Lehrer Gustav, vorgelesen. In diesen Szenen rufen die Texte bei ihm eine intensive, innerlich zerreißende, intellektuelle Auseinandersetzung hervor, sowohl in Form von inneren Monologen als auch von Dialogen mit Gesprächspartnern, dem Arbeitskollegen Wilhelm und dem Lehrer Gustav. Die Rückschlüsse, zu denen er gelangt, bestimmen sein weiteres Vorgehen: Während sich Wilhelm begeistert der Streikorganisation hingibt, lehnt Franz den Aufruf ab, entscheidet sich für den vernunftgeleiteten

²⁶⁷ Steinecke, Hartmut: Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. München: Fink 1987, S. 130.

²⁶⁸ LSF, S. 162 ff. Die Zitate stammen aus den Beiträgen „Über das Geldwesen“ von Moses Heß, „Versammlungen in Elberfeld“ mit der Debatte zwischen Moses Heß, Friedrich Engels und Gustav Adolf Köttgen und „Communismus, Sozialismus, Humanismus“ von Hermann Semmig, s. Anmerkung in LSF, S. 324.

²⁶⁹ Heinzen, Karl: Mehr als zwanzig Bogen. Darmstadt: C. W. Leske 1845.

Fortschrittsglauben und warnt sein Umfeld vor dem Einsatz von Gewalt, um Veränderungen herbeizuführen.

Die Erzählinstanz scheint Thalheims Standpunkt zu befürworten – dies ist am deutlichsten an der Fußnote zu erkennen, die sich zu Beginn des anonymen Schreibens befindet: „Sollte jemand an diesem Zitat Anstoß nehmen, so versichere ich im voraus, daß ich es gebrauche, um es zu widerlegen.“ (LSF, S. 162). Doch statt eine argumentative Widerlegung der Thesen des Schreibens zu liefern, beschreibt sie Thalheims emotionale Zerrüttung: „ich muß hinaus in’s Freie – mir wirbelts im Hirne – mir ist, als wollt’ es mir die Brust zersprengen“ (SF 2, 87). Die Zensurbehörde befand, dass die angekündigte Widerlegung nicht stark genug ausfalle, und ordnete vor diesem Hintergrund die Entfernung beider Exkurse aus dem Buch an.²⁷⁰ Die Exkurse, die im Grunde von Lösungsansätzen für die soziale Frage handeln, treiben nicht nur Thalheims Entwicklung voran, sie werden auch in der Handlung inszeniert: so findet zum einen ein Aufstand statt und zum anderen bemüht sich Thalheim, durch seine Erzähltexte über das Elend und durch seine Verhandlungen mit der Fabrikleitung Reformen in Gang zu bringen. Demnach war es nicht so sehr ein Anliegen des Romans, eine Lösung zu propagieren, als vielmehr verschiedene Lösungsentwürfe zu präsentieren und dem Lesepublikum die Entscheidung zu überlassen. Hier war also eine aktive Teilnahme der Leserschaft gefragt: Sie mussten ihre eigene Wahl treffen.

Ein weiterer Lösungsansatz für die Elendsfrage, der vor allem in den sozialen Romanen der damaligen Zeit populär war, war die Erwartung, dass die bürgerliche Frau soziales Heil bringen würde.²⁷¹ Ein Aspekt der Erzählung, der Pauline in die Rolle der potenziellen Hoffnungsträgerin rückt, ergibt sich aus ihrer Liebe zu Franz. Die Fabrikantentochter Pauline Felchner und der Arbeiter Franz Thalheim lernen sich während ihrer ersten mildtätigen Veranstaltung, der Weihnachtsbescherung der Kinder der Fabrik, kennen und treffen die Abmachung, dass er ihr stets über die Notfälle in der Siedlung Bescheid gibt. Im Laufe der gemeinsamen Hilfsaktionen entwickeln sie Gefühle füreinander und leiden, weil ihre Liebe aufgrund ihrer unterschiedlichen Herkunft verboten ist. Bei den Leserinnen und Lesern wird die

²⁷⁰ Ludwig: Nachwort, S. 349.

²⁷¹ Der soziale Roman *Das Engelchen* (1851) von Robert Prutz ist nach der Titelfigur Angelica benannt, die die Stieftochter des tyrannischen Fabrikherren ist. Sie bringt soziales Heil und Erlösung, indem sie zusammen mit dem Sohn des Webermeisters den Fabrikanten eines Betruges überführt. Vgl. Adler: Der soziale Roman, S. 208.

für den Liebesroman typische Erwartung erweckt, dass die beiden am Ende des Romans allen Hindernissen zum Trotz zueinander finden werden. Als sie während des Aufstands durch verirrte Kugeln der von Felchner bestellten Soldaten erschossen werden,²⁷² wählt Otto einen tragischen gleichzeitigen Liebestod als Schlussszene und Ende ihrer Beziehung (SF 3, 170). Dieses Ende bricht mit den Genrekonventionen der Liebesromane der Zeit und lässt die Leserinnen und Leser von *Schloß und Fabrik* mit einem Gefühl der Irritation zurück. Die Konflikte, sowohl persönliche als auch soziale, werden im Roman nicht gelöst.

Die Liebenden als Vertreter verfeindeter sozialer Schichten und ihre Liebesbeziehung als Vehikel der sozialen Versöhnung spielen eine wichtige Rolle im englischen ‚Verwandten‘ des deutschen sozialen Romans, dem *social* oder *industrial novel* der 1840er- und 1850er-Jahre. Ähnlich wie in *Schloß und Fabrik* werden darin „Spannungen zwischen politischen Gruppen und Klassen in Spannungen zwischen den Geschlechtern übersetzt und auf dieser Ebene Möglichkeiten der Versöhnung suggeriert“.²⁷³ Dank ihrer einführenden Sensitivität und vorbildhaften Sittlichkeit vermittelt die junge Frau zwischen den verfehdeten Industriellen und den Arbeiterinnen und Arbeitern. Durch die Eheschließung findet eine Versöhnung statt, die pars pro toto für die ganze Gesellschaft steht: „In *industrial novels* [...] steht die Liebesgeschichte für eine nationale, politische und soziale Auseinandersetzung; ihr glückliches Ende suggeriert die Möglichkeit einer Ideologie, welche die Interessengegensätze [...] verbindet.“²⁷⁴ Louise Otto, der die englischen Romane ob ihrer Beliebtheit im Deutschen Bund sicherlich bekannt waren, entschied sich gegen eine Harmonisierung durch die Liebesgeschichte: In *Schloß und Fabrik* wird weder privates Glück verwirklicht noch die soziale Frage gelöst. Die Heilung und Deskandalisierung der sozialen Konflikte in der Romanwelt enthielt sie den deutschen Leserinnen und Lesern vor.

Schloß und Fabrik unterscheidet sich von zahlreichen anderen Romanen über die Elendsfrage dadurch, dass der Schluss keine ideale Lösung für die soziale Frage präsentiert. So

²⁷² Gerhart Hauptmanns soziales Drama gibt ein weiteres Beispiel von einem Unschuldigen, der im Gefecht stirbt, obwohl er gegen Gewalt ist: Der Weber Hilse wird von einer verirrten Kugel getroffen. Hauptmann, Gerhart: Die Weber. In: Sämtliche Werke. Bd. 1. Hrsg. von Hans-Egon Hass. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1966, S. 479.

²⁷³ Schabert, Ina: Die Ideologie der Liebesgeschichte. In: Englische Literaturgeschichte. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung. Stuttgart: Kröner 1997 (= Kröners Taschenausgabe Bd. 387), S. 532–535, 533.

²⁷⁴ Ebd.

endeten viele der sozialen Romane von Ottos Zeitgenossen mit einer ausdrücklich gutgeheißenen Zerstörung der Fabrik und der verkündeten Rückkehr zur agrarischen Produktionsweise, wie etwa Ernst Willkomm's *Eisen, Gold und Geist* (1843) und *Das Engelchen* (1845) von Robert Prutz.²⁷⁵ In *Schloß und Fabrik* ist von einer Rückkehr zur Handwerker- und Bauernidylle keine Rede, stattdessen von einer ernüchternden Rückkehr zum Status quo. Paulines Vater stirbt an Gram, und nach den Verhaftungen der Aufständischen und den Belohnungen der Geheimpolizisten wird die Fabrik von Paulines Bruder so weitergeführt wie zuvor.

Das letzte Kapitel von *Schloß und Fabrik* unterscheidet sich deutlich von den vorherigen – statt ausschweifenden Dialogen spricht nur die Erzählinstanz und zwar in einer Reihe von auffallend kurzen Sätzen und Feststellungen. Der Ton ist lakonisch und zum ersten Mal im Roman macht sich der Erzähler explizit bemerkbar, denn das Kapitel fängt folgendermaßen an: „Was nun weiter geschah? Was soll's weiter? Man weiß es ja wie das alle Mal kommt und alle Mal endet. Es ist hart, so Etwas wieder erzählen zu müssen, wieder erzählen zu hören! –“ (SF 3, 171). Die Resignation des Erzählers verweist nicht nur auf eine Enttäuschung aufgrund des blutig niedergeschlagenen Streiks im vorangegangenen Kapitel, sondern auch vor allem auf die Skepsis im Hinblick darauf, dass das Erzählen über das Elend zu einer Besserung der Zustände führen könne. Auffällig ist der Kontrast zwischen diesem Pessimismus und dem Elan von Franz Thalheim, der sich von seinen Werken über die Armut verspricht, dass den Entscheidungsträgern „die Augen aufgehen“ und dass diese dazu beitragen, dass „auf dem Wege friedlicher Fortentwicklung“ (SF 2, 187) eine Besserung der Lage der Armen herbeigeführt werden würde. Nach drei Bänden ausführlicher Beschäftigung mit dem Thema Armut scheint der Erzähler jeglichen Bezug dazu verloren zu haben. Dabei geht es ihm nicht nur um die erhoffte Wirkung der Erzählung wie bei Thalheim, sondern auch um die Frage, ob sie die Ereignisse angemessen vermitteln könne: Denn darüber „ob in der Fabrik des Herrn Felchner wirklich großer Nothstand der Arbeiter geherrscht habe – [...] waren die Meinungen [...] sehr getheilt – ein jeder [...] bildete sich [...] seine eigene selbst.“ (SF 3, 171). Armut, so der Erzähler, sei ein Thema, bei dessen Wahrnehmung die Leser und Betrachter besonders stark von ihrer Weltanschauung beeinflusst und gelenkt werden. Auch die Leser des Romans, so wird hier impliziert, werden unterschiedliche „Meinungen [...] bilde[n]“, obwohl sie dieselben Worte gelesen haben. Um

²⁷⁵ Adler: Der soziale Roman, S. 204.

„Unklarheiten“ möglichst zu verhindern, bemüht sich der Erzähler an dieser Stelle um einen berichtenden Gestus:

Im Publikum, in den Zeitungen trug man sich mit allerhand abenteuerlichen Gerüchten voller Unklarheiten und Widersprüche. Endlich begnügte man sich mit dem Bericht der in der Kürze festgestellten Thatsachen. [...]

August und Wilhelm kamen in's Zuchthaus. Anton erhielt eine Medaille.

Der Geheimrath von Vordenbrücken bekam einen Orden [...]. (SF 3, 171 ff.)

Hier greift der Erzähler also zum „Bericht“ und zu „Thatsachen“, zu lakonischen Sätzen, zu Feststellungen, die listenartig angeführt werden. Diese Entscheidung am Ende des Romans wird zu einer Aussage über den Zusammenhang zwischen dem Roman als Erzählform und der sozialen Frage: So bietet die Romanform zwar die Möglichkeit, sich eine eigene „Meinung[]“ über den Pauperismus zu „bilde[n]“, doch müsse sie durch nichtfiktionale Formen ergänzt werden, um „Gerüchten“ vorzubeugen.

2.7. „spielend lernen“. *Schloß und Fabrik* und die Leserschaft

Die Struktur von *Schloß und Fabrik* erschließt sich erst dann, wenn man sie in Hinblick auf die Frage nach Louise Ottos Romanentwurf über die soziale Frage analysiert. Eine wesentliche Rolle spielt dabei die Figurenlandschaft. In der Forschung wurde zwar festgestellt, dass *Schloß und Fabrik* „ein Tableau der Gesellschaft jener Zeit“²⁷⁶ entfaltet, doch wurde nicht genauer analysiert, auf welche Art und Weise Louise Otto dies erzählerisch vollbringt und wie dies mit ihrem Konzept eines Romans über die soziale Frage zusammenhängt.

Bei den Figuren im Roman fällt zunächst auf, dass sie aus einer breiten Palette von sozialen Milieus stammen, vom alten Adel über die industrielle Bourgeoisie bis hin zum Bauern. Mit der Ausnahme der Hauptfiguren Pauline und Franz, spielt eine innere Entwicklung kaum eine Rolle, stattdessen sind sie vor allem in lange Dialoge und Streitgespräche verwickelt, in denen sie ihre Meinungen und Urteile zum Ausdruck bringen. Dabei stehen vor allem ihre

²⁷⁶ Adler: Der soziale Roman, S. 208.

ideologischen Ansichten über das Elend im Vordergrund. So tritt das ältere gräfliche Paar von Hohenthal nur dann in Erscheinung, wenn es „eine widerwärtige Zeit, wo nicht einmal mehr der gemeinste Pöbel in seinen Schranken bleiben will“ (SF 2, 167) beklagt. Mit ihnen streitet ihre Tochter Elisabeth, die behauptet, dass eine Unterdrückung der „untern Classen“ (SF, 165) stattfinde, die das Elend verursache. Die junge Gräfin wiederum bespricht die Wege, den Armen zu helfen, mit ihrer Freundin Pauline Felchner, die auf dem benachbarten Grundstück wohnt. Pauline tauscht ihrerseits Argumente über die Lebensbedingungen der Fabrikarbeiter mit ihrem Vater und Bruder aus, die ihre Darstellung der Not als übertrieben ablehnen. Felchners Angestellte, die Fabrikarbeiter, tauschen unter sich Geschichten über Hungertode und Maschinenunfälle aus. Ein Bündnis mit ihnen einzugehen, versuchen die in der Nähe arbeitenden Eisenbahnarbeiter, die einen Streik für höhere Löhne veranstalten. Beide Gruppen werden von Geheimpolizisten überwacht, wie auch Franz Thalheims Bruder und der Lehrer Gustav, mit dem Franz lange Gespräche über die Nachteile der gewaltsamen Lösung der sozialen Frage und die Vorteile des vernunftorientierten Fortschrittsglaubens führt. Auf diese Weise kreisen die Überlegungen, Sorgen und Stellungnahmen in der Figurenrede im Roman auffallend häufig um das Thema des Elends und der Elenden. Sogar in den Liebesgeschichten von Pauline Felchner und Elisabeth Hohenthal tauschen sich die Verliebten oft über die Lage der Arbeiterinnen und Arbeiter aus.

Der Umstand, dass die Autorin den sozialen und politischen Standpunkten der Figuren so viel Raum gewährte, führte dazu, dass der Roman im 20. Jahrhundert häufig das Verdikt der „Tendenzliteratur“²⁷⁷ oder „Trivilliteratur“²⁷⁸ erhielt. Doch dazu beigetragen hat sicherlich auch, dass Louise Otto selbst ihren Text als „Tendenzroman“ bezeichnete, wohl wissend, dass es schon damals „als ein untergeordnetes Genre“²⁷⁹ angesehen wurde. In rückblickenden Zeitungsartikeln, mehrere Jahrzehnte nach der Veröffentlichung von *Schloß und Fabrik*, sprach sie von ihrem „Bestreben“, im „Gewande der Poesie“ über „unsre[] Verhältnisse[]“²⁸⁰ zu schreiben.²⁸¹ Die Metapher des „Gewandes“ legt nahe, dass die literarische Form

²⁷⁷ Ludwig: Nachwort, S. 354.

²⁷⁸ Adler: Historische Spezifikation des sozialen Romans, S. 304.

²⁷⁹ Otto, Louise: Vor dreißig Jahren. In: Neue Bahnen, Bd. 13, Nr. 9 (1878), S. 65.

²⁸⁰ Otto, Louise: Zur Antwort. Handgeschriebenes Blatt. Abgedruckt in Joeres: Otto-Peters, S. 133.

²⁸¹ Mit den Begriffen „Tendenz“ und „Gewand“ rekurriert sie auf bekannte Stichworte der 1840er-Jahre: So schrieb Ernst Dronke im Vorwort zu seiner Novellensammlung, die als programmatischer Text der

instrumentalisiert wird, um eine (politische) Botschaft bzw. einen ideologischen Standpunkt zu transportieren. Doch die Merkmale einer Tendenzdichtung im engeren Sinne – etwa eine betonte Einseitigkeit der Stellungnahme, ein Überwiegen von Bekehrungsansichten oder die Propagierung eines Lösungsweges – treffen auf *Schloß und Fabrik* nicht zu. Zum einen präsentiert der Roman, wie zuvor erläutert, eine breite Palette von sozialen und ökonomischen Fraktionen durch die Figuren und die Figurenrede. Zum anderen kann von der Propagierung eines Lösungsweges nicht die Rede sein, führt der Text doch ein Scheitern sämtlicher Zugänge vor – der Wohltätigkeit, des Aufstands, auch Reformen werden zwar besprochen, aber nie erfolgreich umgesetzt. Es scheint also ein Missverhältnis zwischen programmatischer Willensbekundung und literarischer Ausführung zu geben.

Was also meint die Autorin mit den Bezeichnungen „Tendenzroman“ und „Gewand“ und was bedeutet dies für *Schloß und Fabrik*? Ihre Handschriften und Artikel geben Aufschluss über eine nuancierte Sicht ihres Romans. So erklärt Otto, dass sie sich an gewisse ästhetische Prinzipien halten wolle, wie etwa „daß der Autor für seine Ansichten nicht persönlich auftrete, sondern sie resultieren lasse durch seine Charaktere, ihre Handlungen und deren notwendige Folgen.“²⁸² Es geht ihr also nicht darum, die Kunstform zu instrumentalisieren oder zu missbrauchen, auch nicht um die Propagierung einer einzigen Lösung für den Pauperismus. Die folgenden Ausführungen verdeutlichen, was sie als die Aufgabe der Romanform ansieht:

Es ist das Bestreben vieler u. das meinige, durch Romane gerade diejenigen für die Zeitfragen zu interessieren, zu begeistern u. sie über vieles in all unsren Verhältnissen aufzuklären, welche eben erst noch einer Anregung bedürfen, um geistig daran teilzunehmen. Willkommen geheißen wird diese Anregung [...], wenn sie im Gewande der Poesie [...] kommt [...].²⁸³

deutschen sozialen Erzählliteratur gilt, seinem Werk liege die „Tendenz“ der „Wahrheit“ zugrunde, die er in das „Gewand der Novelle gekleidet“ habe. Vgl. Dronke: *Aus dem Volk*, S. 5. Das Verständnis der literarischen Form als „Schmuck“ oder „Gewand“ war insgesamt charakteristisch für das Literaturprogramm des Jungen Deutschland und den Vormärz der 1840er-Jahre. Vgl. Steinecke: *Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann*, S. 116 f. Vgl. Sengle, Friedrich: *Weltanschauungs- und Tendenzroman*. In: Ders.: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution, 1815–1848*. Bd. 2: *Die Formenwelt*. Stuttgart: Metzler 1972, S. 912–916.

²⁸² Otto, Louise: *Frauenfrage und Belletristik. Eine offene Antwort*. In: *Neue Bahnen*, XXVI, Nr. 18 (1891), S. 137–139.

²⁸³ Otto, Louise: *Zur Antwort*. Handgeschriebenes Blatt. Abgedruckt in Joeres: *Otto-Peters*, S. 133.

Das Ziel der Autorin ist also gerade nicht die Vermittlung einer bestimmten politischen Position, sondern eine „Anregung“ zur Teilnahme am gesellschaftlichen und politischen Leben überhaupt. Dabei kann sich die Leserschaft das ideologische Lager nach eigenem Urteil und Befinden auswählen. Nicht das Eintrichtern einer Meinung ist ihr Anliegen, sondern der Ansporn zur eigenen Meinungsbildung. Es geht um das Wecken des Interesses für die soziale Frage, für das der Roman eine Art umfangreichen Überblick der möglichen Positionen liefert. Das „Gewand[] der Poesie“ fungiere dabei gleichsam als Köder, um ein möglichst breites Publikum anzulocken, das Versprechen der Unterhaltung, das mit der Romanform einhergehe, führe zur Aufklärung über die soziale Frage.

Eine Gruppe in der Leserschaft hat die Autorin dabei besonders im Auge – die Frauen: So ist es ihr erklärtes Ziel, sie „aus der Teilnahmslosigkeit, mit welcher sie bisher bei [...] den sozialen Fragen der Gegenwart verharreten [...] empor[zu]heben“.²⁸⁴ Im Anschluss erläutert sie: Solange Frauen die „Gelegenheit zu systematisch fortgesetztem Unterricht verweigert“ bleibe, „müssen wir in allem spielend lernen, auch in der Politik.“²⁸⁵ Literatur, insbesondere der Roman, ist für Louise Otto demnach das Medium schlechthin, durch das die Leserinnen „spielend lernen“ können und müssen. Die Mittel der Literatur lassen sie erkennen, empfinden, und eine imaginäre Teilnahme an der Diskussion über die soziale Frage ausüben. Es geht dabei also nicht um ein Lernen im Sinne des Memorierens von Fakten, sondern um ein Ausprobieren, Üben, Stärken der eigenen Urteilsfähigkeit in der Sphäre der Phantasie. Demnach bietet *Schloß und Fabrik* den Raum für das „spielend[e]“ Lernen über den Pauperismus, da er die Leserinnen zur Auseinandersetzung mit sämtlichen ideologischen Positionen zu diesem Phänomen anregt, die in der Vormärz-Gesellschaft existierten.

Die intensive Reflexion und Meinungsbildung, die Louise Otto in ihren Leserinnen hervorbringen möchte, zeichnet sie gleichsam bei ihren Figuren vor: Die Protagonisten in *Schloß und Fabrik* müssen um Erkenntnisse über die soziale Frage regelrecht ringen, sowohl mit ihrer eigenen Weltanschauung als auch in den heftigen Streitgesprächen mit ihren Mitmenschen; dabei machen sie auch Fehler, gehen als Verlierer aus Diskussionen hervor oder scheitern in ihren Vorhaben – und laut den programmatischen Äußerungen der Autorin ist auch die Leserschaft

²⁸⁴ Otto, Louise: Über das erwachende Interesse der Frauen an der Politik. Sächsische Vaterlandsblätter, 4. Jg. Nr. 26 (15.02.1844), S. 103–104. Zitiert nach Joeres: Otto-Peters, S. 81.

²⁸⁵ Ebd.

genau dazu eingeladen. Die Teilnahme an der Diskussion sei wichtiger als Rechthaben und letztendlich verfüge niemand über das ganze Wissen über die Elendsfrage, nicht einmal die Autorinnen und Autoren der Erzählliteratur über das Elend, wie der Roman zeigt. So ist in *Schloß und Fabrik* Franz Thalheim der Autor von zwei Büchern über das Elend und verfolgt damit das folgende Ziel:

Aufmerksam sollen die Leute werden auf unsere Noth, das ist es ja, was ich damit bezwecke. Wenn noch andere Leute, [...] von unserm Elend hören, so werden weise Gesetzgeber und gerechte Regierungen uns doch vielleicht ein besseres Loos verschaffen. [...] Ich glaube, vieles Schlimme und Unheilvolle besteht nur deshalb in der Welt, weil allein Diejenigen, welche darunter leiden, es kennen, den Andern es aber fremd bleibt und daher sie, welche die Macht und gewiß auch den Willen hätten zu helfen – nur eben deshalb nicht mit ihrer Hilfe kommen, weil sie gar nicht wissen, daß man ihrer bedarf und wie viel es zu helfen giebt! (SF 2, 15 f.)

Thalheims Vertrauen in die Herrschenden stellt die aufklärerische Verbindung zwischen der Einsicht in einen problematischen Sachverhalt und der vermeintlich zwangsläufig daraus folgenden Veränderung zum Besseren her. Doch wird im Roman dargestellt, dass sich Franz' Hoffnungen über die Aufklärungswirkung seiner Prosa nicht verwirklichen: Von den Regierenden, die er erreichen wollte, liest sie nur die Geheimpolizei, mit der Folge, dass er überwacht und als gefährlicher Revolutionär eingestuft wird (SF 2, 205 f.). Der Fabrikherr Felchner erwägt es nicht einmal, das Buch zu lesen, und zeigt sich deutlich unbeeindruckt von seinen potenziellen Auswirkungen: „vor einer Sache, die bloß auf dem Papiere steht, erschrecke ich nicht.“ (SF 2, 204). Die Arbeiter können entweder nicht lesen, oder sie werfen Franz vor, dass „den Menschen [...] zeigen, daß dieses Unglück besteht“ nur ein Teil der Lösung sei und er sich an dem Aufstand beteiligen solle (SF 2, 80). Die einzige Figur, auf die die Erzählungen auf aufklärende Weise wirken, ist Pauline. Nachdem sie sie gelesen hatte, wandte sie sich an ihren Vater, um ihn von Reformen zu überzeugen und stieß dabei, wie bereits erläutert, auf unnachgiebigen Widerstand (SF 1, 142).

Demnach wird über die Figur eines Verfassers von sozialer Literatur eine Ebene eingeführt, auf der die Aufgabe der sozialen Literatur selbst zum Thema wird. Zwar gehe das Konzept von der Aufklärung der Machthaber im Roman nicht auf, doch sei der erste Teil von Thalheims Ansatz nach wie vor zu beachten: „Aufmerksam sollen die Leute werden auf unsere Noth“. Wenn die „weise[n] Gesetzgeber und gerechte[n] Regierungen“ nicht reagieren, dann, so

legt der Text nahe, liege die Verantwortung umso mehr auf den „Leute[n]“, d. h. der Leserschaft des Romans, an der öffentlichen Debatte über den Pauperismus teilzunehmen und sich sozial und politisch zu engagieren.

Mit *Schloß und Fabrik* entwirft Louise Otto ein Romankonzept, in dem das Panorama von Vertreterinnen und Vertretern verschiedener gesellschaftlicher Schichten eine entscheidende Rolle spielt. Die Erzählinstanz ordnet den Figuren soziale und ökonomische Verhaltensweisen, Denkgewohnheiten und politische Präferenzen zu und macht sie auf diese Weise zu Repräsentanten, die pars pro toto die unterschiedlichen ideologischen Lager in der Diskussion über das Elend verkörpern. Wenn sie nun diese Akteure in das unmittelbare Umfeld der Not, d. h. in die Fabrik, versetzt, sind die Bedingungen dazu gegeben, dass ihre Konflikte in potenziierter Form stattfinden. Auf diese Weise inszeniert der Roman ein literarisches Durchspielen diverser Konfliktszenarien, durch das die Leserschaft „spielend lernen“ kann und zur aktiven Teilnahme an der Diskussion über die soziale Frage angeregt werden soll.

3. Die „Kräfte emanzipieren“. Bettina von Arnim: *Armenbuch* (1844)

3.1. Die Gattungstriade: Vermittlung von Faktenkenntnis, Emotion und Reflexion

Bettina von Arnims *Armenbuch*²⁸⁶ ist ein Textkonvolut über die Armut in den deutschen Ländern, entstanden ab 1843. In ihm werden Dokumentation, Abhandlung und Erzählung zusammengeführt: Den Anfang des Buches machen Statistiken über die Armenbevölkerung aus, in der Mitte befinden sich Denkschriften von Armutsforschern und an dritter und letzter Stelle platziert Bettina von Arnim fiktionale Texte aus eigener Feder, das *Nachwort* und das Märchen *Heckebeutel*.²⁸⁷ Die Erzählerin im *Nachwort* und im *Heckebeutel* ist Bettina von Arnims literarisches Alter Ego „Bettine“, das sie in ihrem ersten Erzählwerk entwirft und dessen

²⁸⁶ Arnim, Bettina von: *Armenbuch*. In: *Werke und Briefe in vier Bänden*. 3. Bd.: Politische Schriften. Hrsg. von Wolfgang Bunzel, Ulrike Landfester, Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1995, S. 369–555. In dieser Arbeit wird nach dieser Ausgabe zitiert, im Folgenden: AB (*Armenbuch*) und BvA 3 (3. Bd. der *Werke und Briefe*).

²⁸⁷ Da das *Armenbuch* Fragment geblieben ist, blieb die Quellenlage bis ins späte 20. Jahrhundert umstritten. Im Jahr 1929 stellten Bettina von Arnims Nachfahren Teile ihres schriftlichen Nachlasses zur Auktion und im Katalog der Firma Henrici befanden sich auch die Materialien zum *Armenbuch* (vgl. BvA 3, S. 764 f., S. 1047 f.). Die erste Publikation des *Armenbuches* fand im Jahr 1962 in der Herausgeberschaft von Werner Vordtriede statt: Vordtriede, Werner: *Bettina von Arnims Armenbuch*. In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* (1962), S. 379–518. Aus dem Konvolut der Texte wählte er nur die in Bettina von Arnims Handschrift. Die Deutsche Klassiker Ausgabe von Bettina von Arnims Gesamtwerk aus dem Jahr 1995 beinhaltet neben den Handschriften auch die Armenlisten. Da sich auf ihnen Markierungen zu Seiten- und Bogenzahl befanden, wurden sie als eindeutiger Bestandteil des Buches angesehen. Der größte Teil der Originalschriften wird heute im Freien Deutschen Hochstift Frankfurt, dem Goethe-Schiller-Archiv Weimar und der Biblioteka Jagiellońska in Krakau aufbewahrt. Zur Editions-geschichte des *Armenbuches* vgl. Frühwald, Wolfgang: *Die Not der schlesischen Weber*. Zu Bettine von Arnims *Armenbuch* 1844. In: *Herzhaft in die Dornen der Zeit greifen... Bettine von Arnim 1785–1859*. Hrsg. von Christoph Perels u. Konrad Feilchenfeldt. Freies Deutsches Hochstift. Frankfurt a. M. Ausstellung 1985, S. 269–280; Schultz, Hartwig: *Bettine von Arnims Armenbuch*. Probleme einer kritischen Edition. In: *editio* 1 (1987), S. 224–233; Härtl, Heinz: *Bettinas „Armenbuch“*. Das überlieferte Material und seine Edition. In: *Internationales Jahrbuch des Bettina-von-Arnim-Gesellschaft* 3 (1989), S. 127–136.

Eigenschaften in jedem der weiteren eine spezifische Ausgestaltung erfahren, so auch im *Armenbuch*.²⁸⁸

Kaum ein Beitrag der Forschung widmet sich ausführlicher der Wirkungsabsicht der triadischen Gattungsstruktur des *Armenbuches*. Im Rahmen der Debatte über die Elendsfrage in den 1830er- und 1840er-Jahren wurden entweder Reportagen oder Erzähltexte publiziert. Mit der Verbindung von Dokumentation, Abhandlung und Fiktion entwickelt Bettina von Arnim jedoch einen neuen Blick auf das Elendsthema.

In ihrem Aufsatz *Jenseits der Schicklichkeit* argumentiert Ulrike Landfester, dass die „Anordnung“ der Texte im Konvolut „keinerlei System“ offenbare.²⁸⁹ Doch machte der Rückgriff auf Statistik, Denkschrift und Erzählung eine umfassendere Auseinandersetzung mit der Frage des Elends auf vielen Ebenen in bewusster Abweichung von üblichen Pfaden möglich. Im Vergleich zum *Königsbuch* (1843) räumt Bettina von Arnim zudem dem Zahlenmaterial im *Armenbuch* (1844) deutlich mehr Platz ein: Als Arnim Anfang des Jahres 1843 bei den Brüdern Grimm den Schweizer Lehrer Heinrich Grunholzer kennenlernte und er ihr von seinem Vorhaben erzählte, das berüchtigte Armenviertel Voigtland²⁹⁰ aufzusuchen, spendete sie sofort Geld für sein Unterfangen und bat ihn, ihr seine Notizen weiterzuleiten. Seine Beobachtungen fügte sie dem *Königsbuch* als dokumentarischen Anhang hinzu. Während aber das *Königsbuch* überwiegend aus fiktionalen Texten Bettina von Arnims und lediglich einem kurzen dokumentarischen Anhang besteht, wächst im *Armenbuch* der dokumentarische Teil so sehr an,

²⁸⁸ Diese Arbeit richtet sich nach dem Prinzip, zwischen „Bettina von Arnim“ als der realen Person und „Bettine“ als poetischem Selbstentwurf im Erzählwerk zu unterscheiden. Siehe dazu auch Bäumer, Konstanze / Schultz, Hartwig: Bettina von Arnim. Stuttgart: Metzler 1995, S. VIII. Der Gestaltung Bettines im *Armenbuch* ist ein eigenes Kapitel in dieser Arbeit gewidmet, s. „Literarisch-politischer Selbstentwurf: Ein sozial engagiertes Genie“.

²⁸⁹ Landfester: *Jenseits der Schicklichkeit*, S. 273.

²⁹⁰ Das Voigtland befand sich im Norden Berlins vor dem Hamburger Tor. Dort lebten die armen Familien, die sich die Miete in der Stadt nicht mehr leisten konnten und trotz der Arbeit im Handwerk auf die Unterstützung der Armenhilfe angewiesen waren. Vgl. Geist, Johann Friedrich/Kürvers, Klaus: Das Berliner Mietshaus 1740–1862. Eine dokumentarische Geschichte der „von Wülcknitzschen Familienhäuser“ vor dem Hamburger Tor, der Proletarisierung des Berliner Nordens und der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole. München: Prestel 1980; Fassbinder, Horant: Berliner Arbeiterviertel 1800–1918. Berlin: VSA 1975; Liebchen, Günter: Zu den Lebensbedingungen der unteren Schichten im Berlin des Vormärz. In: Untersuchungen zur Geschichte der frühen Industrialisierung vornehmlich im Wirtschaftsraum Berlin/Brandenburg. Hrsg. von Otto Büsch. Berlin: Colloquium 1971. S. a. Schmid, Pia: Bettine von Arnim und die Soziale Frage. In: Internationales Jahrbuch des Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, 22/23 (2010/2011), S. 111–128, 115–125.

dass er letztlich den größten Raum im Konvolut einnimmt. Die Entscheidung für dieses Vorgehen lässt sich zum einen mit dem großen Interesse des Lesepublikums begründen, den der Anhang im *Königsbuch* ausgelöst hatte. So intensiv wurde er in den Berliner Salonkreisen besprochen, dass Bettina von Arnim Grunholzer verkündete: „Ihre Berichte sind mehr wert als mein ganzes Buch.“²⁹¹ Offensichtlich erkannte sie, dass ihre Schrift den Zeitgeist getroffen hatte und dass die Öffentlichkeit nach Zahlen über die Armut verlangte. In Berlin kursierten viele Gerüchte und fragmentarische Informationen über das Ausmaß des Elends, sodass die Zahlen eine Klarheit über den Zustand brachten, die zuvor gefehlt hatte. Diese Einschätzung der Bedeutung des Zahlenwerks begründet durchaus auch dessen erste Position im Konvolut – die Anordnung ist demnach nicht willkürlich.

Die Veröffentlichung der Armenlisten war ein wichtiges Motiv für die Entstehung des *Armenbuches*, doch lässt sich die Schrift nicht darauf reduzieren. Die Präsentation von Zahlen kann nicht die alleinige Intention gewesen sein, allein aufgrund der Tatsache, dass das Buch ein Märchen enthält, eine Gattung, die üblicherweise nicht zur Vermittlung von Fakten genutzt wird. Um das Konzept der Gattungstriade zu verstehen, muss man Bettina von Arnims Verständnis von *Lesen* und *Einsehen* Beachtung schenken. *Einsehen* meint hier Einsicht, Verstehen: In einem Brief an Wilhelm von Humboldt erklärt sie, die Listen aus den Elendsgebieten dienten „nicht zum Lesen, sondern zum Einsehen, was diese Leute dort gelitten“²⁹². *Einsehen* ist ein faktengestützter Erkenntnisvorgang, der Verstand und Vernunft anspricht. *Einsehen* hat eine unmittelbare und frappierende Wirkung:

[...] die Acten, so wie sie sind, können von der Censur nicht abgewiesen werden [...]. Und umso frappanter, als sie ganz schmucklos neben einander aufgereiht stehen und alles Wichtige [...] [der von] mir gemachten Mittheilung ist um so einleuchtender neben vollkommen unverfälschten Zeugnißen.²⁹³

Die Schmucklosigkeit, die Reihung und Verknappung sind die Merkmale, die zur Bildung einer Erkenntnis über das tatsächliche Ausmaß der Notlage beitragen. Das *Lesen* von fiktionalen Texten hingegen betrachtet die Autorin als Prozess der kreativen Aneignung, der die Phantasie

²⁹¹ Geist: Das Berliner Mietshaus 1740–1862, S. 228.

²⁹² Brief von Bettina von Arnim an Wilhelm von Humboldt, 22.6.1844. Zitiert nach BvA 3, S. 1079.

²⁹³ Meyer-Hepner, Gertrud: Der Magistratsprozeß der Bettina von Arnim. Weimar: Arion 1960, S. 111.

aktiviert.²⁹⁴ Auch dieses *Lesen* spielt eine wesentliche Rolle. Das statistische Material ist zwar von höchster Relevanz, da Bettina von Arnim überzeugt davon ist, dass der Blick auf die Fakten die Leser und Leserinnen regelrecht überwältigen muss. Dahinter steht die entschieden aufklärerische Überzeugung, dass Erkenntnis zwangsläufig zum Handeln zum Wohle der Menschheit führt. Zugleich macht sie an dieser Textstelle aber deutlich, dass sich statistisches Material und Erzähltext gegenseitig bekräftigen und ergänzen sollen, denn sie verspricht sich von ihrem Nebeneinander eine „um so einleuchtender[e]“ Wirkung. Zahlen sind wichtig, aber sie allein reichen nicht aus, um die Fülle des Gegenstands darzustellen. Gewisse Wahrheiten und Erfahrungen des Elends können nicht durch Rechnungen vermittelt werden, sondern nur durch das Erzählen:

Wie berechnet man eine solche That der Empörung wenn die Mutter dem Neugeborenen Säugling der in ihrem Leib darben mußte, keine Nahrung geben kann und das Kind muß sterben und sie muß sich aufraffen in ihrer Schwäche zur Arbeit.²⁹⁵

Durch das *Lesen* dieser Sätze, die in der Tat eine eigene, kurze Geschichte über eine arme Arbeiterin darstellen, ist eine „Empörung“ vermittelbar, die mit dem *Einsehen*, dem Verstehen einer Zahlenreihe, nicht erzielbar ist. Aus diesem Grund enthält das *Armenbuch* neben Zahlenlisten auch den Erzähltext *Heckebeutel*, in dem die Protagonistin von großer Armut betroffen ist. Die *Erfahrung* des Teufelskreises des Elends, in dem sich die Heldin befindet, ist etwas, das nur durch das Medium der Erzählung vermittelbar ist und nicht „berechnet“, d.h. nicht in Zahlen ausgedrückt werden kann.²⁹⁶

Eine weitere Ebene, über die sich das *Armenbuch* dem Elendsphänomen annähert, ist die der ökonomie- und gesellschaftsphilosophischen Theorie, indem es Auszüge aus mehreren Abhandlungen über den Pauperismus einschließt. Zu ihnen gehört etwa ein Auszug aus *Über Industrialismus und Armuth* des Philosophen Georg Svederus oder ein Artikel von Wilhelm

²⁹⁴ Wie wichtig Arnim in ihrem Verständnis von *Lesen* die Aktivierung der Phantasie der Leserinnen und Leser und ihre Mit-Schöpfung war, ist vor allem an ihren großen romantischen Briefwerken ersichtlich. Die assoziative und dialogische Struktur der Texte forderte die Leserschaft zu einer „produktive[n] Rezeption [...] in Form eines kreativen Aneignungsprozesses“ auf. Bäumer/Schultz: Arnim, S. 14.

²⁹⁵ Arnim, Bettina von: Briefe und Konzepte 1837 bis 1846. Hrsg. von Heinz Härtl. In: Sinn und Form 40, H. 4 (1988), S. 694–710, 699. Zitiert nach BvA 3, S. 760.

²⁹⁶ Eine genauere Betrachtung des Märchens folgt im Kapitel: „Die Versprechen der Leistungsgesellschaft: *Heckebeutel*“.

Wolff über die Lebensbedingungen in den Sammelunterkünften von armen Webern in Schlesien.²⁹⁷ Ihre Funktion im *Armenbuch* besteht darin, den Leserinnen und Lesern das Phänomen der Massenverelendung in den 1840er-Jahren in einem ökonomischen Kontext zu erläutern.²⁹⁸

Während es in der Pauperismuskritik der 1840er-Jahre vorkam, dass Textauszüge aus Denkschriften als Exkurse in Romane eingefügt wurden – Beispiele dafür finden sich unter anderem in Louise Astons und Louise Ottos Romanen – ist ein Textentwurf, in dem Statistik, Denkschriften und Erzählungen miteinander verknüpft werden und sich gegenseitig bekräftigen, der einzige seiner Art. Die Gattungstriade im Konvolut spricht sowohl die Ratio als auch die Emotionen und die Phantasie der Leserinnen und Leser an. Nur durch diesen umfassenden Zugang, so legt es diese Struktur nahe, kann man dem Phänomen des Pauperismus in aller Vollständigkeit gerecht werden. Die Zahlen informieren auf objektive Weise über das Ausmaß des Elends, die Abhandlungen setzen die Massenverelendung in einen sozioökonomischen Kontext, während der Erzähltext individuelle Schicksale von Armen vermittelt.

3.2. Statistisches Großprojekt unter dem Deckmantel eines „Werk[es] der Menschenliebe“

Die Platzierung der Armenlisten auf der ersten Stelle im *Armenbuch* sowie ihr Umfang – sie machen zwei Drittel der Schrift aus²⁹⁹ – zeugen von der Bedeutung, die Bettina von Arnim ihnen beimisst. Die Rubriken in den Armenlisten – Name, Familienstand, Alter, Beruf und Eigentum –

²⁹⁷ Der Publizist Wolff (1809–1864), dessen Bericht über einen grausamen Fabrikherren Gerhart Hauptmann als Quelle für seine Figur im Drama *Die Weber* (1892) dienen soll, war mit Friedrich Engels und Karl Marx eng befreundet und zählte zu den Mitgründern des Bundes der Kommunisten. Rey, William H.: Der offene Schluß der Weber. Zur Aktualität Gerhart Hauptmanns in unserer Zeit. In: *The German Quarterly* 55.2 (1982), S. 141–163.

²⁹⁸ Eine genauere Betrachtung der Abhandlungen folgt im Kapitel: Die Abhandlung „Über Industrialismus und Armuth“: Vom gestörten Verhältnis zwischen dem armen Arbeiter und der Gesellschaft.

²⁹⁹ In der Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags.

stellen die Lebenslage der armen Familien exakt dar, entweder in Aufzählungen oder in kurzen Sätzen:

a) Laufend No. B) Haus No c) Stand und Namen. d) Handthierung e) Alter. Jahre f) Familie g) Bemerkungen über Verdienst, Ausgaben, Lebensunterhalt häusliche und andere Verhältnisse.³⁰⁰

a) 23. b) 30. c) Inliegr. C. Schrödter. d) spinnt e) 54. f) M. Fr. 3 Kind. g) Er ist ein alter Soldat beinah taub. Die Frau verdient kaum das Brodt.³⁰¹

Lempert, 50 Jahr [sic] alt, seine Frau 47. Er verdient die Woche 11 Sgr., die Auslagen abgerechnet. Davon muß aber die Miethe, 6 Rthlr. jährlich, bestritten werden. Klassensteuer kann er schon lange nicht mehr entrichten. Kartoffeln und Brot sind die einzigen Nahrungsmittel. Er war sehr wehmütig, denn sein Freund [...] ist vor 14 Tagen gestorben. Dieser hat einen Sohn hinterlassen, 9 Jahr alt, der in einem Winkel des Jammers saß und fleißig spulte. [...]. Eine Bettstelle mit schmutzigem Stroh und einem Lappen darauf ist das Nachtlager für Beide.³⁰²

Die Zahlen in den Listen lassen keinen Zweifel daran, dass diese Familien trotz Arbeit hungern. Bettina von Arnim widerlegt damit die sowohl bei Hofe als auch in Salonkreisen vorherrschende Meinung, die Nachrichten über das Ausmaß des Hungers und des Elends seien übertrieben.³⁰³

Über die unzureichende Information der Öffentlichkeit über das wahre Ausmaß des Elends tauschte sich Bettina von Arnim in ihrer brieflichen Korrespondenz mit Heinrich Grunholzer aus. Er formulierte die Notwendigkeit einer umfassenden Datenerhebung durch eine koordinierende Person: „Es muß ein Man [sic] auf mehrere Jahre ganz dem Geschäfte gewidmet, u. derselbe in allen Theilen des Landes von tüchtigen Leuten unterstützt werden.“³⁰⁴ Bettina von Arnim fasste den Entschluss, eben dieser „Man“ zu sein und ein *statistisches Großprojekt* über die Armut in den deutschen Ländern ins Leben zu rufen. Wie die Entstehungsgeschichte des *Armenbuches* zeigt, suchte sie sich Mitstreiter, die ihr statistische Armenlisten für den ersten Teil des Buches lieferten. Sie leitete das Unterfangen, indem sie die Listen sammelte, ordnete und für die Publikation vorbereitete.

Zur Leitung dieses Großprojektes gehörte die Aufgabe, sich an die breitere Öffentlichkeit zu wenden, um die Armenlisten einzuwerben. Um Statistiker und Armutsforscher auch

³⁰⁰ Verzeichnis der ärmsten Weber-Familien und Spinner so wie einzelner anderer Armen zu Dorf und Hof – Göhlenau bei Friedland. AB 385.

³⁰¹ Ebd., AB 388.

³⁰² Armenliste aus Leutmannsdorf, AB 371.

³⁰³ So warf der preußische Justizminister Friedrich Carl von Savigny Heinrich Grunholzer vor, dass sein Vogtland-Bericht in Bettina von Arnims *Königsbuch* übertrieben sei. BvA 3, S. 1050 f, 1054.

³⁰⁴ Zitiert nach BvA 3, S. 1053 f.

außerhalb von Preußen zu erreichen, ließ Arnim im Mai 1844 in der *Magdeburger Zeitung* einen Aufruf mit folgendem Wortlaut abdrucken:

Bekanntlich hat die geniale Frau Bettina v. Arnim den schönen und rühmlichen Entschluß gefaßt, dem Armenwesen in Deutschland ihre besondere Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu widmen. Die Ergebnisse dieser ehrenvollen Thätigkeit will Frau Bettina von Arnim zusammenfassen und in einem besondern ausführlichen Werke der Oeffentlichkeit übergeben. Zur Förderung dieses Werkes der Menschenliebe sind wir nun ermächtigt, in diesen Blättern einen Aufruf an Alle, welche über den Zustand des Armenwesens in Gemeinden, Kreisen, Bezirken, Provinzen u.s.w. des gesamten Deutschen Vaterlandes genaue Auskunft zu geben vermögen, hiermit zu erlassen und dieselben zu ersuchen der Frau Bettina von Arnim getreue Berichte darüber zukommen zu lassen.³⁰⁵

Arnims Vorhaben wird im Aufruf als ein harmloser, sogar „schöne[r] und rühmliche[r]“ Akt der Wohltätigkeit („Werk[] der Menschenliebe“) dargestellt, der durchaus zu den christlichen Pflichten einer Dame gehöre. Die Bezeichnung „die geniale Frau Bettina v. Arnim“ gründet auf dem großen schriftstellerischen Ruhm, der ihr als Verfasserin von *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* zuteil wurde und trägt dazu bei, ihr Vorhaben als ein Geschenk einer talentierten Künstlerin an eine dankbare „Oeffentlichkeit“ zu inszenieren. Da die Rolle der Koordinatorin dieses statistischen Großprojekts in den politisch unruhigen Zeiten des Vormärz und angesichts drohender Haftstrafen nicht ungefährlich war, war die Selbstinszenierung als mildtätige und kunstbegabte Dame sehr geschickt. Die Darstellung des Unterfangens als Wohltat, Kunstwerk und Geschenk lenkte vom politisch subversiven Charakter des statistischen Großprojekts ab.

Dass Bettina von Arnim bewusst eine öffentliche Selbstinszenierung als mildtätige Dame und dem statistischen Projekt als einem „Werk[] der Menschenliebe“ anstrebte, um der polizeilichen Aufmerksamkeit zu entkommen, ist an den Unterschieden zwischen dem öffentlichen Zeitungstext und ihrer privaten Briefkorrespondenz mit den Armutsforschern erkennbar. Als sie eine briefliche Anfrage an Wilhelm Schlöffel aus Schlesien richtete, der durch seine kritischen Beiträge über das Elend der Arbeiterinnen und Arbeiter in der *Breslauer Zeitung* und der *Schlesischen Chronik* bekannt war, kam der Papierfabrikant ihr umgehend und umfangreich nach. Er schickte die Listen und zeigte sich begeistert: „Mein Zweck ist erreicht, ich sehe mich endlich verstanden.“³⁰⁶ Der Grund, weswegen sich Schlöffel „endlich verstanden“

³⁰⁵ *Magdeburger Zeitung*, Nr. 113, 15.05.1844. Zitiert nach BvA 3, S. 1073.

³⁰⁶ Goethe und Schiller Archiv Weimar, 03/362 a. Zitiert nach ebd., S. 1070.

fühlt, ist der, dass er und Bettina von Arnim dasselbe Ziel haben: Die Öffentlichkeit durch Zahlen über das wahre Ausmaß der Armut zu informieren.

In der Korrespondenz mit Grunholzer wird aus dem wahren Anliegen der Listensammlung kein Hehl gemacht; so ist von „amtlichen Armenberichte[n]“ der „Armendirection“ die Rede, die „oberflächlich“ seien, sowie von der Aussichtslosigkeit aller Hilfsversuche „ohne die genaueste Kentniß der Sachlage.“³⁰⁷ Die Armenfürsorge sammelte Quellenmaterial lediglich sporadisch, denn die Träger der Armenhilfe waren in einem „schwer durchschaubare[n] Mit- und Nebeneinander Gemeindeverwaltungen, Kirchen, milde Stiftungen, Wohltätigkeitsvereine und gemischte Kommissionen aus Vertretern der Bürgerschaft und der Verwaltung [...]“.³⁰⁸ Bettina von Arnim erkannte, dass die Dokumentation der Armut lückenhaft war, was sie auf Versäumnisse der Obrigkeit zurückführte. Mit dem statistischen Großprojekt verfolgte sie den Anspruch, eben diese Lücke zu füllen.

Gegenüber Grunholzer, Schlöffel, Pinoff und den anderen Armutsforschern, die ihr Armenlisten für das *Armenbuch* lieferten, verzichtet Bettina von Arnim also auf die Inszenierung eines mildtätigen Werks. Im Buch finden sich sogar Textstellen, die belegen, dass sie der Wohltätigkeit gegenüber in Wahrheit eher feindselig gestimmt ist: so spricht Bettine im *Nachwort* von der „Wohltat“ als einem „Zustand der Erniedrigung“ für den Armen (AB, 520). Das bedeutet, dass Bettina von Arnim die gesellschaftlich akzeptable Mildtätigkeit vor allem als Deckmantel nutzt, um ihre wahre Anliegen zu verwirklichen, d. h. um ein Netzwerk und eine Sammlung statistischer Daten aufzubauen.³⁰⁹

Bettina von Arnim war nicht die einzige, die bestrebt war, statistisches Material über das Elend zu veröffentlichen, doch war sie als Frau, hohe Adlige und Schriftstellerin mit diesem Unterfangen eine Ausnahmeerscheinung. Auch das Projekt, das sie unternahm, war als solches etwas Besonderes: In den 1830er- und 1840er-Jahren entstanden zwar zahlreiche Sozialreportagen, die Quellenmaterial über die Armen enthielten.³¹⁰ Auch die Denk- und

³⁰⁷ Zitiert nach BvA 3, S. 1052.

³⁰⁸ Abel: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland, S. 337.

³⁰⁹ Nachweislich wurde Arnim auf ihren Aufruf die Schrift *Die Armen-Verhältnisse des Kreises Bielefeld* zugeschickt, sowie Abhandlungen, Nachfragen und Bittbriefe aus Heidelberg, Reutlingen und München. BvA 3, S. 1074 f.

³¹⁰ Philipp Lindemann übergibt in *Die Eigentumslosen im Amte Eutin* (1832) im Namen der Armen an den Großherzog eine Reihe von Angaben über die Lebensumstände und Steuerbelastungen der Armen. Weitere Beispiele sind die Schriften *Der Arme im Wohlstand oder vorteilhafteste Armenhülfe auf dem*

Flugschriftliteratur über die Massenverelendung erlebte zu der Zeit einen Aufschwung.³¹¹ Doch im Unterschied zu den Sozialreportagen und der Flugschriftenliteratur verfolgt der umfassende dokumentarische Teil des *Armenbuches* das Anliegen eines *statistischen Großprojektes*. Während die Autoren der Sozialreportagen die Zahlen aus einzelnen Regionen erforschten, war Bettina von Arnim die erste Schriftstellerin, die das Ziel hatte, Material aus dem *gesamten* deutschen Gebiet in *einer* Schrift zu bündeln. Als „Dokumentaristin avant la lettre“³¹² übte sie eine Vorreiterrolle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus. Dieses Verdienst wird auch nicht durch den Umstand geschmälert, dass die Obrigkeit das Erscheinen des *Armenbuches* schließlich verhindert hat.

3.3. Die Abhandlung *Über Industrialismus und Armuth: Vom gestörten Verhältnis zwischen dem armen Arbeiter und der Gesellschaft*

Der Rekurs auf ökonomiephilosophische Abhandlungen im mittleren Teil des *Armenbuches* stellt einen völlig neuen Aspekt in Bettina von Arnims literarischer Praxis dar. In ihren früheren Werken gibt es sogar Belege für eine Skepsis gegenüber der Philosophie.³¹³ Spuren dieser Skepsis finden sich noch im *Armenbuch*. So schrieb die Akademie der Wissenschaften eine

Lande durch Armenbeschäftigung (Nürnberg, 1840) von Johann Karl Porsch oder *Über die Noth der Leinenarbeiter in Schlesien und die Mittel ihr abzuhefen. Bericht an das Comité des Vereins zur Abhilfe der Noth unter den Webern und Spinnern in Schlesien* (Berlin, 1844) des Breslauer Regierungsassessors Alexander Schneer. Vgl. Jantke, Carl / Hilger, Dietrich (Hrsg.): *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur*. Freiburg: Alber 1965.

³¹¹ Unter den Materialien zum *Armenbuch* befinden sich zwei solcher Schriften: *Armuth und die Mittel ihr entgegen zu wirken. Von einem Mann aus dem Volke* (Anonym, Leipzig 1844) und *Sendschreiben an den verehrlichen Handwerkerstand Deutschlands über den Pauperismus. Mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Sachsen* (Anonym, Leipzig 1845), sowie ein Manuskript mit Literaturhinweisen und -auszügen. BvA 3, S. 756.

³¹² Bunzel, Wolfgang: Autorin ohne Werk, Publizistin undercover, Dokumentaristin avant la lettre. Zum 150. Todestag der Schriftstellerin Bettine von Arnim. In: *Forschung Frankfurt* 27, H. 3 (2009), S. 18–22.

³¹³ So wurden in der *Günderode* die bewusstseinserweiternden Vorteile der Poesie im Vergleich mit dem starr empfundenen philosophischen Denken gepriesen. S. dazu Bäumer/Schultz: Arnim, S. 35.

Preisfrage über den Pauperismus aus und Bettine verurteilte die preisgekrönte Denkschrift als „Hochmüthige[] Philosophie“ (AB, 513), die nicht angemessen auf die unmittelbare Not antworte.³¹⁴ Und doch gehören zum *Armenbuch* Auszüge aus Denkschriften philosophischen Charakters, etwa aus *Über Industrialismus und Armuth* des schwedischen Philosophen Georg Svederus.³¹⁵ Dies spricht dafür, dass sich Arnims Position gegenüber philosophischen Systemen und ihrer Rolle in der Auseinandersetzung mit der Elendsfrage geöffnet hat. Doch hat sie einen wichtigen Vorbehalt: Wie ihre Ablehnung der preisgekrönten Schrift zeigt, weist sie Beiträge von Denkern zurück, die den Status quo befürworten. Jene Denkschrift sieht die Armen als moralisch korrupte Verbrecher und sucht nach Wegen, um sie in Armenhäusern und -kolonien zu isolieren und strenger zu disziplinieren. Im Unterschied dazu sieht Svederus die Armen als benachteiligte Arbeiter, die in menschenunwürdigen Bedingungen leben. Seine Analyse richtet ihr kritisches Augenmerk auf ein ökonomisches System, das den Pauperismus in diesen Dimensionen überhaupt erst ins Leben gerufen hat.

Ein genauer Blick zeigt, dass Bettina von Arnim die gewählten Denkschriften nur teilweise wörtlich zitiert.³¹⁶ In großen Teilen besteht das Verhältnis zwischen Svederus' und Arnims Text in der Paraphrase. Jedoch werfen die Unterschiede ein Licht darauf, dass Arnim an Svederus' Ideen anknüpft und eigene Schwerpunkte setzt. In dem Textauszug, den Arnim ausgewählt hat, beschäftigt sich Svederus, wie der Titel seines Kapitels erläutert, mit dem „Wesen der menschlichen Arbeit und [der] Geringschätzung ihrer Würde“.³¹⁷ Der Vergleich zwischen Bettina von Arnims *Auszug aus: Georg Svederus, Über Industrialismus und Armuth* und Svederus' Originaltext zeigt auf den ersten Blick zahlreiche Ähnlichkeiten. So schreibt Svederus etwa:

³¹⁴ Vgl. zu Bettines Kritik der Handhabung der Elendsfrage vonseiten des akademischen Betriebes den Abschnitt: „Die Entlarvung einer Irreführung“.

³¹⁵ Diese Schrift erschien Arnim von solcher Relevanz, dass sie sie als eigenes Buch im Arnim'schen Verlag in Berlin herausgab: Svederus, Georg: *Über Industrialismus und Armuth*. Charlottenburg 1844. Svederus (1796–1888) war ein schwedischer Schriftsteller und Philosoph, der Anfang der 1840er-Jahre nach Berlin kam als er seine Heimat verlassen musste, da er mit der Zensur in Konflikt geraten war. S. BvA 3, S. 1134 f.

³¹⁶ Die editionsphilologische Forschung hat die Originaltexte ermittelt, sodass sie mit Arnims Texten verglichen werden können. Siehe den Stellenkommentar zum *Armenbuch* in BvA 3, S. 1117–1139.

³¹⁷ Svederus: *Über Industrialismus und Armuth*, zitiert nach BvA 3, S. 1123.

Aber nur der Fabrikherr, sein Chemiker und Mechaniker werden sich des Zusammenhangs ihrer Arbeit mit der Gesamtarbeit bewußt, und also der Würde ihrer Arbeit froh. Die große Masse der eigentlichen Arbeiter ist gleich den Galeerensclaven an die einfache bis zu ihrem Tode endlos wiederkehrende Bewegung geschmiedet, deren Verhältniß zur Totalität sie nicht begreift. Hier also ist in Wahrheit tiefe Armuth, in und bei der Arbeit, völliger Mangel des Bewußtseins im Arbeiter von seinem Antheil an der gemeinsamen Aufgabe, bei rathloser und zugleich sehr einseitiger Kraftanstrengung.³¹⁸

Im Vergleich dazu schreibt Arnim:

Nur der Fabrickherr sein Chemicker und Mechaniker werden des Bewußtsein [sic] des Thatsächlichen Genusses froh. Die große Masse der Arbeiter gleich Galleeren Sclaven sind an die bis zum Tode immer wiederkehrende insipide Bewegungsmechanik gefesselt. von deren Verhältniß zum ganzen sie nichts begreift. hier ist bittere Armuth in und bei der Arbeit selbst. Das heißt völliger Mangel des Bewußtseins beim Arbeiter von seinem wenn auch noch so bescheidenen Antheil an der Lösung der großen gemeinsamen Aufgabe der Menschheit bei rastloser und zugleich sehr einseitiger Kraftanstrengung. (AB, 502 f.)

Svederus argumentiert mit Blick auf die industrielle Produktion, dass das Verhältnis des Arbeiters zur „Totalität“, der „Gesamtarbeit“ und der „gemeinsamen Aufgabe“ gestört sei. Die Ähnlichkeiten mit dem von Karl Marx stammenden Postulat über die Entfremdung des Arbeiters vom Produktionsprozess sind offensichtlich. Doch erscheint das *Kommunistische Manifest*, in dem Marx' Theorie ihre erste gewichtige Ausformulierung erfährt, vier Jahre nach Svederus' Schrift. In Arnims Auszug fällt auf, dass für sie dieser Aspekt nicht so relevant ist, da sie im ersten Satz den Begriff der „Gesamtarbeit“ auslässt. Sie spricht von einem „Verhältnis zum ganzen“ im Sinne der Gesellschaft statt der Produktion, von dem „Antheil an der Lösung der großen gemeinsamen Aufgabe der Menschheit“ statt von dem „Antheil an der gemeinsamen Aufgabe“ der industriellen Fabrikarbeit. Diese Auslassungen und Verschiebungen, die auch im weiteren Verlauf des Textes bemerkbar sind, weisen darauf hin, was Arnim an Svederus' Thesen am meisten fasziniert: das gestörte Verhältnis zwischen dem Arbeiter und dem Ganzen („dem ganzen“) der Gesellschaft, bzw. zwischen dem Elenden und der „Menschheit“. Aufgrund der subtilen Änderungen in der Wiedergabe von Svederus' Worten kann der Rückschluss gezogen werden, dass sie den armen Arbeiter als jemanden wahrnimmt, dem systematisch verwehrt ist, ein „lebendig wirckendes Glied seines Geschlechts“ (AB, 503) zu sein. Weniger im

³¹⁸ Ebd.

Antagonismus zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter sieht sie die Wurzel des Problems vor allem im mangelhaften Verhältnis zwischen der Einzelperson und dem „Organismus“ der Gesellschaft (AB, 503).

Während sich Svederus für den Lösungsansatz stark macht, dass den Arbeitern ein „Antheil an der Production“³¹⁹ zuerkannt wird, sind Bettina von Arnims Erwartungen vor allem an eine Obrigkeit gerichtet, die mit einem „Minsterium für die Armen“ (AB, 507) für Gerechtigkeit sorgt. Gewissenhaft gibt Bettina von Arnim Svederus' Analysen wieder, beispielsweise, dass im Rahmen der Preissenkungen die Gehälter der Armen leiden, die „Waaren [...] schlechter“ werden, die „niedrigen Preiße“ die „Consumenten“ zur „Genußsucht“ verführen sowie dass der „Gewinn [...] blos auf den Kapitalisten fällt“ (AB, 506 f.), doch was ihr besonderes Interesse weckt, ist das Urteil, dass sich der „fabrickarbeiter [sic] [...] unter seinem Herrn empfinde[t]“ (AB, 503). Schließlich gibt sie die zuerst angeführten Urteile wortgetreu wieder, während der Satz über die Erniedrigung des Arbeiters sie dazu anregt, selbst eine Passage zu schreiben und sie in die Wiedergabe von Svederus' Text im *Armenbuch* einzufügen. Diese Passage ist die längste aus Arnims Hand in diesem Text. In ihr stellt sie fest, dass der Fortschritt der Gesellschaft daran gemessen wird, wie sie ihre schwächsten Mitglieder behandelt: „eine höhere Stufe zu ersteigen daß ist die Verpflichtung eines jeden dem die Leitung des Ganzen anvertraut ist. die kann nur in der möglichen Hebung des leidenden Theiles liegen“ (AB, 504). Außerdem wird ersichtlich, dass das wichtigste Entwicklungsziel der Gesellschaft die Emanzipation sei: So führen die „immer [...] entwickelteren [...] Kräfte [...] des Volkes“ zur „Totale[n] Emancipation des Volkes“ (AB, 504).

Die Stigmatisierung und Isolierung von Armen, die Geringschätzung ihrer Arbeitskraft, der gestörte Zusammenhalt der Mitglieder im „Organismus“ der Gesellschaft, die Bedeutung der regulierenden Rolle des Staates sowie die Massenverelendung als eine Frage der Emanzipation – all diese Impulse und Themen greift Arnim auf, wenn sie im *Nachwort* des *Armenbuches* ihre eigene Position zur Elendsfrage entwickelt.

³¹⁹ Ebd., S. 1130. Diese Forderung stimmt mit einem der bekanntesten Grundsätze von Karl Marx überein, laut dem sich die Arbeiter das Eigentum über die Produktionsmittel sichern müssen.

Bettina von Arnim behandelt den theoretischen Text Svederus' als Material, das sie teils übernimmt und teils überformt.³²⁰ Sie referiert soziale und ökonomische Thesen und setzt eigene Akzente, etwa die Sicht auf die Gesellschaft als Organismus oder die Bedeutung der Förderung jedes Individuums.³²¹ Indem sie einige Thesen wiedergibt, andere auslässt und wieder andere vertieft und weiterführt, baut sie ein Verhältnis zum theoretischen Text auf, das einem Gespräch gleichkommt, wobei sie nach und nach ihre eigene Position bildet. Einem Widerspruch zum eigenen Urteil über die „Hochmüthige[] Philosophie“ (AB, 513) entgeht sie auf diese Weise, denn sie nimmt Svederus' Text nicht als ein starres Denksystem in das Textkonvolut *Armenbuch* auf, sondern behandelt es als eine Quelle für die subjektive ideelle Aneignung und Auseinandersetzung.

3.4. Das Märchen *Heckebeutel*: Die Versprechen der Leistungsgesellschaft

Der letzte Text im Konvolut des *Armenbuches* ist das Märchen *Heckebeutel*. Es erzählt die Geschichte einer Vertreterin der preußischen Unterschicht, der es versagt bleibt, sich und ihrer Familie durch eigene Leistung ein sicheres Einkommen zu erarbeiten. Eine Notiz zur Entstehung des Textes findet sich in Varnhagens Tagebuch:

Bettine von Arnim kam [...]. Sie sprach herrliche Sachen über Armuth, über einfaches geringes Leben, über die Erbärmlichkeit unseren Reichthums, Ehrgeizes, unserer Lebensarten und Künste; Beispiel einer zweiundachtzigjährigen Frau vom Lande, die mit Kräutern zur Stadt kommt, deren Vater im Siebenjährigen Kriege fiel, der Mann im Revolutionskriege, der Sohn im Befreiungskriege, zwei Enkel hat sie bei sich, freut sich, daß sie freie Schule haben, ist

³²⁰ Dieses Montageverfahren wandte sie ebenfalls in ihren großen Briefromanen an. Zu Arnims Schreibverfahren vgl. I. von der Lühe: Kind, Kobold und Rebell, S. 30 f.

³²¹ Diese im Grunde romantischen Konzepte entwickelt Arnim erstmals im Briefroman *Frühlingskranz*. Vgl. Arnim, Bettina von: Clemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Hrsg. von Hartwig Schultz. Frankfurt a. M.: Insel 1985, S. 43 f. Dort spielen sie im Rahmen des Themas der ästhetischen Subjektivitätentfaltung eine Rolle, während sie im *Armenbuch* eine Politisierung erfahren.

wohlbewandert in ‚Gottes Wort‘ etc. etc. Es war eine herrliche Erzählung, voll Stolz und Freude, Bettinens edelster Kern kam an den Tag!³²²

Die Parallelen zwischen dem Zitat und dem *Heckebeutel* lassen vermuten, dass Bettina von Arnim die Begegnung mit einer alten Frau erzählerisch verarbeitet und zu einem Kunstmärchen gestaltet hat. Es werden die entsprechenden Gattungsvorgaben erfüllt: Der titelgebende „Heckebeutel“ hat magische Kräfte, da sich in ihm „das Geld gleich jenem berühmten Heckpfennig [...] immer wieder erneut, so oft es [...] verausgabt wird“ (AB, 544). Er wird zu Anfang beschrieben und dann mit der Protagonistin des Märchens verbunden, einer namenlosen Frau aus dem Volk, die „Steinalte“ genannt wird. Sie verfügt im 90. Lebensjahr über eine schier unerschöpfliche körperliche Kraft sowie einen außerordentlich „hellen Verstand“ (AB, 547). Dem Handlungsverlauf eines Märchens entsprechend, sieht sie sich zu Beginn mit einer beinahe unlösbaren Aufgabe konfrontiert: Ihre Familie lebt in Armut und sie muss einen Weg finden, um ihre Enkel zu ernähren. Im Laufe der Bemühungen, Geld zu verdienen, gerät sie wiederholt in teils lebensgefährliche Situationen, in denen sie sich bewähren muss und in denen ihre Stärke, ihr Können und ihre Hingabe einer harten Prüfung unterzogen werden. Jedes Mal, wenn ihre Lage aussichtslos erscheint, wird sie durch eine Spende aus dem unerschöpflichen Beutel gerettet.

So finden sich demnach mindestens drei Merkmale des Märchens in der Erzählung: der Titel, der auf einen magischen Gegenstand und seine zentrale Rolle in der Geschichte verweist; eine Protagonistin mit außerordentlich großen Kräften, und eine Handlungsstruktur, die aus einer schwierigen Aufgabe und einer Reihe von Bewährungssituationen besteht. Die Bedeutung des magischen Heckebeutels, die Charakteristika der „Steinalten“ und die Prüfungssituationen lassen die Erwartung aufkommen, dass die Heldin letztlich zu Reichtum gelangen wird. Doch der märchentypische gute Ausgang wird den Leserinnen und Lesern vorenthalten. Die Erzählerin lässt offen, ob die „Steinalte“ das letzte Hindernis bewältigt, und legt nahe, dass noch unzählige weitere Bewährungsproben vor ihr lägen. Die „Steinalte“ darf nicht auf Rettung hoffen, den Leserinnen und Lesern wird unverblümt mitgeteilt, dass das Geld im Heckebeutel wohl „im Rauch der Hoffnungen dieser alten Sybille aufgehen“ werde (AB, 553).

³²² Assing, Ludmilla (Hrsg.): Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Tagebücher von K.A. Varnhagen von Ense. 14 Bde. Bd. 1–6: Leipzig 1861–62; Bd. 7/8: Zürich 1865; Bd. 9–14: Hamburg 1868–70; Bd. 3, S. 36 f.

Nachdem drei Erwartungen an das Märchen erfüllt wurden, kommt die Abweichung von der Genrekonvention, das Vorenthalten eines glücklichen Endes, ausgesprochen überraschend. Ein harmonischer Schluss, in dem die „Steinalte“ zu Reichtum gelangt, würde die geordnete und gerechte Welt, wie sie in der Regel in Märchen aufgebaut wird, bestätigen. Doch das ebenfalls zentrale Prinzip, dass die Guten belohnt werden und ihnen Gerechtigkeit widerfährt, ist hier offenbar nicht gültig. Der offene Schluss signalisiert, dass mit dieser Welt und ihrer Ordnung etwas grundsätzlich falsch ist.

Der Text lässt keinen Zweifel daran, dass das Preußen der Gegenwart gemeint ist. Der Schauplatz der Handlung ist eindeutig Berlin: Die „Steinalte“ wohnt in Spandau (AB, 540), verkauft Kräuter an die Apotheken in Berlin (AB, 539) und reist nach Potsdam (AB, 543). Die 90-Jährige ist im Jahr 1756 geboren (AB, 537), somit ist leicht festzustellen, dass die Handlung zur Zeit der Niederschrift der Erzählung spielen soll. Auch dies ist ein Abweichen vom typischen Märchen, in dem Ort und Zeit der Handlung in der Regel unbestimmt sind.

In der Forschung herrscht Einigkeit darüber, dass Bettina von Arnim im *Heckebeutel* eine sozialkritische Stellungnahme gelingt.³²³ Angesichts dessen, dass das Märchen als Erzählform der Orientierung in der Welt und der Sinnstiftung diene, vermittele der *Heckebeutel* aufgrund des unkonventionellen Umgangs mit Märchenmotiven eine sozialkritische Botschaft der Desillusionierung.³²⁴ Diesen Aussagen ist zwar zuzustimmen, doch können sie maßgeblich erweitert werden, indem man noch näher untersucht, welche Dimensionen die Sozialkritik in diesem Falle hat. Ein genauere Blick auf die Situationen, in denen sich die „Steinalte“ zu bewähren hat, zeigt, dass es sich um gesellschaftliche Hindernisse handelt, die den sozioökonomischen Aufstieg aus der Armut verhindern.

Die „Steinalte“ ernährt ihre drei verwaisten Enkelkinder durch das Sammeln von Kräutern, die sie an Berliner Apotheken verkauft. Da dies kein sicheres Einkommen darstellt, entwickelt sie eine Idee für einen „Erwerbszweig“ (AB, 539): das Sammeln von Lebensmitteln auf den Bauernhöfen in der Berliner Umgebung, die sie in der Stadt zu einem teureren Preis verkaufen würde. Die Erzählerin Bettine ist von der „Steinalten“ so angetan, dass sie sie durch Geld aus dem Heckebeutel unterstützt. Doch die Enkeltochter der „Steinalten“ stirbt plötzlich,

³²³ Landfester: *Jenseits der Schicklichkeit*, S. 294.

³²⁴ Neubauer-Petzold, Ruth: *Desillusionierte Sehnsucht und soziale Utopie. Der Umgang mit Dämonen, Märchen und Mythen bei Heinrich Heine, Georg Büchner und Bettina von Arnim*. In: *Internationales Jahrbuch des Bettina-von-Arnim-Gesellschaft*, 19 (2007), S. 57–81, 60.

die gespendeten Taler werden für die Beerdigung benötigt und die Alte selbst erleidet einen Unfall, bei dem sie von einer Kutsche überfahren wird. Sie gibt ihren Plan dennoch nicht auf und erbittet sich neues Geld, um ihren Enkelsohn aus der Schuhmachergilde auszulösen. Beim nächsten Treffen mit Bettine stellt sich heraus, dass sich die Gilde geweigert hat, den Jungen zu entlassen. Wieder gibt die Alte nicht auf: Sie kauft einen Karren mit Hund, der die Lebensmittel transportieren würde. Bei jeder der nächsten Begegnungen berichtet sie von neuen Hindernissen, die sich ihr in den Weg gestellt hätten: Der Hund sei teuer, weil er viel Futter brauche und in den Dörfern müsse sie die Unterkunft bezahlen. Jedes Mal ist Bettine vom Enthusiasmus und Fleiß der „Steinalten“ überzeugt und spendet Geld aus dem Heckebeutel. Die letzte Herausforderung erscheint dann jedoch so groß, dass alle bisherigen Mühen umsonst scheinen. Es handelt sich um ein bürokratisches, durch die Obrigkeit bestimmtes Hindernis: Die Alte muss mehrmals im Jahr nach Potsdam reisen, um für einen Gewerbeschein für den Handel zu bezahlen.

Aus dem Fleiß der Heldin geht hervor, dass ihre Armut nicht durch Faulheit, Sucht oder Kriminalität verursacht ist. Entgegen der in den 1840er-Jahren weitverbreiteten Auffassung, dass es Charakterdefizite seien, die zu einem Leben in Elend führen würden,³²⁵ legt der Text einen anderen Zusammenhang nahe: Äußere Umstände – Krankheit, der Tod der Enkelin, der Unfall mit der Kutsche, bürokratische Hürden der Schuhmachergilde und des Gewerbescheins – sind die Gründe dafür, dass die Heldin arm bleibt. Sie hätte – wie die Erzählung in immer neuen Beispielen belegt – sehr wohl die Fähigkeit, sich aus ihrer materiellen Misere zu befreien.

Statt der gängigen Vorstellung von einer selbstverschuldet armen Person zu entsprechen, gibt sich die Heldin eher wie eine Unternehmerin. Sie ist Selbsttätige par excellence:

Sie kam [...] und sagte jezt hoffe sie wieder empor zu kommen, wenn ihr nur ein Mensch wolle 8 Thlr leihen dann würde sie [...] auf den Dörfern herumgehen und Butter Hühner Eier Tauben Meel und Grützen einkaufen, und sie wieder in der Stadt mit einem kleinen Vortheil verkaufen, damit wolle sie ihren Enkelkindern einen Erwerbszweig zurücklassen [...]. (AB, 539)

Die „Steinalte“ entwickelt demnach Geschäftsmodelle, präsentiert sie mit Eloquenz und wirbt um finanzielle Investitionen. Dabei greift sie auch auf geschickte Selbstpräsentation zurück: „sie rühmte ihre Beredsamkeit, und subtilen Verstand, womit sie die Leute bewege ihr immer das

³²⁵ Armenwesen. In: Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 7. Aufl. Bd. 1. Brockhaus 1830, S. 428–430, 428 f.

Nothwendige zu geben“ (AB, 547). Ihr ökonomisches Scheitern straft den sozialen Leitsatz Lüge, dass Fleiß stets belohnt werde. Jeder Untertan des preußischen Staates werde, wenn er nur fleißig arbeite, sich und seine Familie ernähren können – dieses gesellschaftliche Versprechen erweist sich, an der preußischen Realität geprüft, somit als völlig falsch. Die Grundsätze der Leistungsgesellschaft: „Die Welt gehört den Tüchtigen“ und „Jeder ist seines Glückes Schmied“ sind leere Floskeln. Am Ende des Märchens prangert die Erzählerin die „Heuchelei“ der „Herren der Welt“ an (AB, 553): Jene besteht im vorherrschenden Diskurs, dass die am Leistungsprinzip orientierte Ordnung den sozialen und finanziellen Aufstieg ermögliche und dass die Schuld für die Armut bei den Betroffenen selbst liege. Die Prinzipien der Meritokratie übersehen somit die Vor- und Nachteile, in die die Mitglieder der Gesellschaft hineingeboren werden, sowie die sozialen und wirtschaftlichen Möglichkeiten, zu denen sie Zugang haben. So stammt die „Steinalte“ aus einer armen Familie und hatte keinen Zugang zur Ausbildung oder zu Erwerbszeigen, die einem Mann offengestanden hätten. Sie versucht, diese Nachteile durch Intelligenz, Tatendrang und extremen Fleiß zu kompensieren, mit dem einzigen Ergebnis, dass ihre Gesundheit zu Schaden kommt. Zu undurchlässig ist die Klassengesellschaft, zu groß der Unterscheid zwischen ihrer Ausgangsposition und derjenigen von Angehörigen höherer Schichten, als dass sie die Kluft allein durch ihre Anstrengungen überbrücken könnte.

Der Gegensatz zwischen dem behaupteten Versprechen, dass jeder und jede sein Auskommen haben könnte, wenn sie nur die richtige „Arbeitsmoral“ hätten, und dem Scheitern im wirklichen Leben ist das gedankliche Gerüst, auf dem das Märchen vom *Heckebeutel* beruht. Zu den Stützen des preußischen Systems gehört der Glaube, dass Tüchtigkeit stets belohnt werde, die Überzeugung, dass die Armut der unteren Schichten durch Charaktermängel verursacht, d. h. selbstverschuldet sei sowie eine Geschlechterordnung, in der der Mann für den Broterwerb zuständig ist. Das durchaus nicht unübliche Schicksal einer preußischen Witwe, die trotz harter Arbeit vom Hungertod bedroht ist, entblößt diese Stützen als unwahr. Ihre Person und ihr Elend dürfte es in der gut funktionierenden preußischen Ordnung gar nicht geben. Diese Ordnung zwingt die männlichen Familienmitglieder dreier Generationen in den Krieg und in den Tod (AB, 537), sodass die Aufgabe der Ernährung der verwaisten Kinder auf sie fällt, doch gleichzeitig verurteilt und erschwert sie weibliche Erwerbstätigkeit. Indem Arnim von solchen, durchaus häufigen doch marginalisierten Frauenschicksalen erzählt, rückt sie auch Leistungen wie das Gebären und Erziehen von Kindern, die Haushaltsführung, die Pflege von kranken

Familienmitgliedern in den Blick, die wesentlich für das Funktionieren einer Gemeinschaft sind, die jedoch von der Obrigkeit als selbstverständlich hingenommen werden.³²⁶ Der gesellschaftliche Wohlstand, so legt der Text nahe, zehrt fortwährend von diesen Beiträgen, die nicht angemessen anerkannt und entlohnt werden.

Die Erzählerin stellt fest, dass die alte Frau „das Unmögliche versucht [hatte] [...] mit eignen Kräften eine unabhängige Existenz zu erwerben, diese langten nicht aus, das war voraus zu sehen.“ (AB, 550). Wenn übermenschliche Anstrengungen der „Steinalte“, von der eigenen Arbeitskraft zu leben und eine „unabhängige Existenz“ aufzubauen, misslingen – in diesem System misslingen *müssen* – dann haben normalmenschliche Anstrengungen keine Chance. Angesichts der Aporien eines solchen Systems sind Versuche, dem Teufelskreis aus Verelendung und Armut zu entkommen, somit von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Zunächst macht *Heckebeutel* deutlich, was keine Antwort auf die Elendsfrage ist: die Mildtätigkeit, da sie zwangsläufig ein Abhängigkeitsverhältnis herstelle. Die Erzählerin erkennt, dass gespendete Almosen die Steinalte in lebenslanger Knechtschaft halten würden: „Ich sehe [...] perspectivisch daß des Hundes Rachen in alle Zuckunft an der Mündung des Heckebeutel kleben werde eben so die [...] Abgaben des Gewerbescheins [...].“ (AB, 543). Das Motiv des Heckebeutels steht für ein ineffizientes Wohlfahrtssystem. Doch handelt der Text nicht lediglich „vom Ende der Mildtätigkeit“.³²⁷ Die Almosen zementieren die bestehenden Verhältnisse und ein Hochkommen ist trotzdem unmöglich.

Im Rahmen der Debatte über den Pauperismus plädiert das Märchen für eine Gesellschaftsordnung, in der bürokratische Kosten, Krankheit und Notfälle die Armut nicht zu einem Teufelskreis machen. In dieser Ordnung sollten sich Individuen wie die Steinalte „auf die eigne Energie“, „Ausdauer“ und „Kraft“ (AB, 551) verlassen und dabei Erfolg ernten können. Die einzige Art und Weise, das Elend auf nachhaltige Weise aus der Welt zu schaffen, besteht in der Ermächtigung der Armen zur mündigen und freien Existenz durch selbstständige Tätigkeit. Der *Heckebeutel* liest sich als eine Aufklärungsgeschichte darüber, was passiert, wenn Arme

³²⁶ Bereits im Märchen *Hans ohne Bart* (1808) brachte Arnim die prekären Bedingungen der Mutterschaft zur Sprache, hier im Fall einer alleinerziehenden Mutter.

³²⁷ Meier, Albert: Kommentar zu „Der Heckebeutel“. In: *Meistererzählungen der deutschen Romantik*. Hrsg. von Albert Meier, Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1985, S. 443–448, 445 ff.

tätig sind, aber wegen falscher bzw. uneingelöster Versprechen der Leistungsgesellschaft scheitern müssen.

Im *Heckebeutel* spiegelt sich das Nebeneinander von Dokumentation, Reflexion und Erzählung wider, das für die Gattungstriade des *Armenbuches* charakteristisch ist. Der Text zeichnet sich sowohl durch typische Merkmale des Märchens als auch durch Aspekte aus, die die Fiktion brechen. So hat er den Anspruch, Berichtscharakter zu haben, denn er beginnt als „Fortsetzung des Berichtes über zwei Friedrich d’or deren Verwendung für die Armen von seiner Königlichen Hoheit [...]“ (AB, 544). Zum Schluss behauptet die Erzählerin Folgendes: „Diese kleine Armengeschichte ist ganz nach der Wahrheit geschildert und ist selbst kein Wort hinzugesetzt von dem was die Frau gesagt hat.“ (AB, 553). Diese Behauptung hat zum Ziel, dieselbe Authentizität für die „Armengeschichte“ zu beanspruchen, die zuvor den Armenlisten zuteilgeworden war. So findet sich im *Heckebeutel* dasselbe Konzept, das das gesamte *Armenbuch* strukturiert: die Vermittlung sowohl von individuellen Schicksalen als auch von objektivem Wissen.

Im *Heckebeutel* hat der Bruch mit den Genrekonventionen zum Zweck, die Leserinnen und Leser aus der märchenhaften Atmosphäre, die für das Versprechen der perfekt funktionierenden preußischen Gesellschaft steht, herauszureißen und in eine Realität mit Ungereimtheiten und Konflikten zu transportieren. Anders als in den Debatten über die Armen, die fast immer auf ihre Disziplinierung und Bestrafung abzielten, geht es Bettina von Arnim um mehr: eine Bewertung der Gesellschaftsordnung aus der Sicht der Marginalisierten, die die Hindernisse beleuchtet, die ihren sozioökonomischen Aufstieg versperren. Sie dreht den Spieß um und plädiert statt einer „Optimierung“ des Armen für die Optimierung der mangelhaften Gesellschaftsordnung, die das Prinzip „Jeder ist seines Glückes Schmied“ proklamiert, tatsächlich jedoch Massenverelendung produziert.

3.5. Das Nachwort: Die Entlarvung einer Irreführung

Bei der Entstehung des *Armenbuches* liegen in der Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kuriose Umstände vor: Eine Schriftstellerin liefert eine Antwort auf die Preisfrage

der Akademie der Wissenschaften über die soziale Frage und überführt die Fragesteller dabei der Inkompetenz.

Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt schrieb 1835 die Preisfrage aus: „Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit gegründet; welche Ursachen hat dies Übel, und welche Mittel zur Abhilfe bieten sich dar?“, und krönte die Schrift des Akademiemitglieds und Gymnasiallehrers Franz Baur, der den gegenwärtigen Zustand als vorteilhaft schilderte.³²⁸ Neun Jahre später hat sich am Elend nichts geändert und Bettina von Arnim stellt trocken fest: „Der Preis ist gewonnen, allein dem Uebel ist nicht gesteuert.“³²⁹ Sie erklärt, dass ihr die „Beantwortung der Preisfragen“ am „Herzen liegt“ und sieht sich veranlasst, selbst eine Antwort zu erarbeiten.³³⁰

Am Anfang des *Nachworts* im *Armenbuch* nimmt die Erzählerin explizit Bezug auf die Preisfragestellung der Akademie:

Denn [...] fragt Ihr Autoritäten des Vaterlandes Ihr Behörden gemeinnütziger Bildung
Ob die Klage über zunehmende Armuth gegründet sei? –
Was die Ursachen und Kennzeichen sind der Verarmung?
Durch welche Mittel der Staat einer überhandnehmenden Armuth steuern könne? – Diese Fragen
[...] werden von einer unterthänigen Antwort [...] schnöde übergangen. [...] Die [...] Frage anno
35 [...] und noch kein Hoffnungsstrahl heute anno 44. (AB, 513)

Die Ich-Erzählerin Bettine nimmt zwar die Preisfragen als Ausgangspunkt für das *Armenbuch*-Projekt, gibt jedoch zu verstehen, dass sie keineswegs die Absicht hat, einen Beitrag zu liefern, der die Vorgaben der „Autoritäten“ und „Behörden“ erfüllt. Das *Nachwort* liefert eine Kritik an der Preisfragestellung selbst: Sie wird als gescheitert erklärt, da die Pauperismuskrise nach wie vor aktuell sei. Bettine zieht daraus die Schlussfolgerung, dass die gekrönte Antwort dem Gegenstand nicht gerecht geworden sei. Es geht ihr am Anfang des *Nachworts* nicht um die Auseinandersetzung mit dem Pauperismus selbst, sondern darum, den Blick darauf zu lenken,

³²⁸ Baur, Franz: Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit gegründet, welche Ursachen hat dies Übel, und welche Mittel zur Abhilfe bieten sich dar? Preisfrage der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt: gekrönte Preisschrift. Erfurt 1838.

³²⁹ Brief von Bettina von Arnim an Wilhelm von Humboldt, 2.6.1844. In: Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Hrsg. von Ludmilla Assing. Leipzig 1865, S. 361. Zitiert nach BvA 3, S. 1076.

³³⁰ Ebd.

unter welchen Bedingungen die Debatte über den Pauperismus stattfindet. Die gescheiterte Preisfragestellung sieht sie als ein Zeichen dafür, dass der Diskurs über das Elend eine Lösung der Armutskrise eigentlich verhindert.

Bettine stellt die Frage, an wen sich die „Staatsautorität“ zur Beantwortung der Preisfrage eigentlich wende (AB, 517). So werden die Armen nicht gehört, weil sie als „Verbrecher“ (AB, 516) verurteilt werden. Die Wohlhabenden wollten ihrer Ansicht nach keinen Lösungsansatz liefern, weil sie kein Interesse daran hätten, dass die Armen dieselben Rechte erhielten (AB, 516). Als sich „die Stimme eines Laien“ meldete, „haben die Hohenpriester des Staates ihren eignen Ohren nicht getraut daß ohne ihre Zustimmung eine solche Aufforderung ergehen könnte“ und sie „verdunkelt[en] [...] diese Illumination“ (AB, 518 f.). Der „Laie“ bleibt anonym, um den Zensoren keine Angriffsfläche zu bieten – für Zeitgenossen verweist der Text hier unmissverständlich auf die polizeiliche Verfolgung und Bestrafung von Armutsforschern, die in Elendsgebieten das Ausmaß der Not untersucht hatten und die Ergebnisse zu veröffentlichen versuchten. Bettine beschreibt demnach eine Gesellschaft, in der die Armen kriminalisiert werden, die höheren Schichten die Bewahrung des Status quo anstreben und die Obrigkeit nur diejenigen Stimmen in der Diskussion über das Elend gelten lässt, die zu den von ihr genehmigten Gruppen und Verbänden gehören – so gilt das Wort der „Hohenpriester“ und dem der „Laien“ wird nicht „getraut“. Der Text vermittelt somit die Einsicht, dass bestimmte Institutionen, Behörden und Gruppen den Diskurs über die Armut gestalten, dass sie „Eingeweihte“ sprechen lassen und alle anderen aus der Diskussion ausschließen oder zum Schweigen bringen.

Eine besondere Autorität im Diskurs über die Elendsfrage hatte die Wissenschaft. So sei die Beantwortung der Elendsfrage dem Mitglied der Akademie, dem „Gelehrten“ (AB, 533) zugefallen, dessen geschulte Urteilskraft und Weitsicht der Gesellschaft erwartungsgemäß die Richtung des Fortschritts weisen sollte. Die Erzählerin beschreibt ihn auf folgende Weise: Er sei bestrebt, „ungefährdet vom Staat seine Carriere [zu machen]“ und sei „der vom Staat erzogene seinen Maximen entsprechende [...] Träger derselben“ (AB, 517). Dementsprechend bewege sich sein Denken und Forschen „streng innerhalb der festgestellten Gesetzespferge“ und er „[verkauft] demselben Unsinn seinen Witz [...] bis er sich unentbehrlich gemacht hat“ (AB, 517). Bettine unterzieht den preußischen „Gelehrten“ (AB, 533) einer vernichtenden Kritik, die seine Einbindung in das System und seinen Verlust an persönlicher Integrität und eigenständigem

Denken zugunsten von Sicherheit und Wohlstand vorführt. Eben ihm, dem opportunistischen Karrieremenschen und Demagogen, sei die Beantwortung der Preisfrage und Elendsfrage überlassen worden – und so sei es nicht verwunderlich, dass am Ende eine „unterthänige“ (AB, 513) und „dumpfe Antwort“ (AB, 517) stand. Aus diesem wissenschaftlichen Betrieb, so Bettine, sei nur obrigkeitshöriges und unfreies Denken zu erwarten.

Bettine bezweifelt, dass die preußische Obrigkeit in der Tat daran „glaubt [...] von einem Zögling orientiert werden zu können, der doch nur aussprechen darf“, was sie vorgibt (AB, 517). Sie stellt die Existenz von „nicht mitgetheilten Absichten und Interessen“ fest, die der Bevölkerung „ein Geheimniß sind“ (AB, 518). Sie kommt zum Schluss, dass schon die Ausschreibung der Preisfrage eigentlich eine Farce war, inszeniert zu dem Zweck, die Bevölkerung zu beschwichtigen und ihr vorzugaukeln, dass sich die Behörden mit deren Notlage beschäftigen würden. Die Vergabe des Preises sei ebenfalls Teil dieses politischen Täuschungsversuchs gewesen. Es sei ein Gewinner ausgesucht worden, dessen Antwort das gegenwärtige Elend als etwas Schicksalhafteres und Unveränderliches darstellt – eine für die Obrigkeit angenehme Antwort, da sie jegliche Maßnahmen sinnlos, mithin unnötig macht:

Diese Fragen wurden daher nur als Preißaufgaben gemacht, um den Beweiß an den Tag zu legen, daß jedem Wirken der Art Vorschub geleistet sei, daß es aber Übel gebe die man mit [...] Geduld wie unheilbare Übel tragen [...] müsse [...]. Wenn dies in Betracht gezogen wird, so kann der Staat und jede Antwort nur dabei stehenbleiben gegen Übermacht des Elends [...]. Alles, was nicht zu bekämpfen ist, das ist Geschick dem ist nicht auszuweichen. (AB, 518)

Bettine durchschaut, dass ein Verständnis des Elends als einem „unheilbare[m] Übel“ die Behörden schlichtweg aus der Verantwortung für die Katastrophe entlässt, obwohl sie sich in ihrer unmittelbaren Zuständigkeit abspielt. Sie erkennt, dass es sich bei dieser Deutung und der Preisverleihung, die diese Deutung auszeichnet, um ein taktisches Kalkül handelt, das es den Verantwortlichen ermöglicht, die „Schuld von sich ab[zu]wälzen“ (AB, 529). Zusätzlich habe diese Taktik den Effekt, die Untertanen vom Protest abzuhalten, denn wenn sie an ein „Geschick“ bzw. Schicksal glauben, dem „nicht auszuweichen“ sei, wird es ihnen nicht in den Sinn kommen, den „Staat“ zu „bekämpfen“, um ihre Lage zu verbessern.

Betrachtet man die Schrift Bettina von Arnims als Ganzes, wird deutlich, dass das *Armenbuch* demonstriert, wie dem taktischen Kalkül der Obrigkeit zu begegnen sei. Das Buch erfüllt die selbst gesetzten Vorgaben aus dem *Nachwort*: Die Behörden werden öffentlich zur

„Rechenschaft“ (AB, 517) über ihr Versagen in der Handhabung der Elendsfrage gezogen. Zudem erschließt es, im Unterschied zur gekrönten Preisschrift, Pfade außerhalb der vorgegebenen „Gesetzespferte“ (AB, 517).

Indem Bettina von Arnim die Preisfragestellung als Anlass nimmt, um das *Armenbuch* als ihre Antwort zu verfassen, knüpft sie an die Vorgaben des Diskurses über die Elendsfrage an. Sie unterminiert sie jedoch, indem sie die Form der Abhandlung sprengt, indem sie statt dem Armen den Gelehrten unter die Lupe nimmt und den Opportunismus der Behörden, der Obrigkeit und der Akademiker entlarvt, die die Lösung der sozialen Frage jahrelang trotz proklamierter Absichten unmöglich machen.

3.6. Das Vorurteil der „selbstverschuldeten“ Armut

Die Frage nach der „Schuld“ für das Elend gehört zu den wichtigsten Themen im *Nachwort* des *Armenbuches*. Bereits auf der ersten Seite verkündet die Erzählerin Bettine, dass die Armen „schuldlos“ ins Elend „stürz[en]“ (AB, 513) und dass sie es ablehne, die Not als „der Armen eigne Schuld“ zu bezeichnen (AB, 514). Dieser Abschnitt im Text ist einer der wenigen, der in mehreren Fassungen des *Nachworts* größtenteils unverändert blieb (AB, 513, 528), was dafür spricht, dass die Autorin von dem Gedanken von Beginn an überzeugt war und dass sie ihn nicht revidieren oder abschwächen wollte.

Indem Bettine gleich zu Beginn des Textes von der „schuldlosen“ Armut spricht, gibt sie dem zeitgenössischen Lesepublikum zu verstehen, zu welcher von zwei konträren Positionen in der Debatte über die Elendsfrage sie sich bekennt. Das Thema der „Schuld“ für die Armut, die entweder den Armen selbst oder dem Umfeld zugewiesen wurde, befand sich im Mittelpunkt der Debatten in den 1830er- und 1840er-Jahren. Ein Blick in die *Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände* von Brockhaus aus dem Jahr 1830 zeigt, dass dort zwischen der „selbstverschuldeten“ und der „unverschuldeten“ Armut unterschieden wurde: Während die „selbstverschuldete Armut“ mit Charakterdefiziten in Verbindung gebracht wurde („Faulheit“, Sucht, „Verschwendung“), wurde „unverschuldete Armut“ mit äußeren Umständen

erklärt, die außerhalb der Kontrolle des Betroffenen liegen (Unfälle, Krankheit, „Krieg“).³³¹ Zum Zeitpunkt der Entstehung des *Armenbuches* vertritt Bettina von Arnim kaum die Meinung der Mehrheit, im Gegenteil: Zwischen 1830 und der Mitte der 1840er-Jahre fand eine Entwicklung im öffentlichen Diskurs statt, in deren Verlauf die „Schuld“ ausschließlich auf die Seite der Armen verlagert wird. Im Jahr 1843, als Bettine von den „schuldlosen“ Armen erzählt, existiert der Eintrag „unverschuldete Armut“ in der Ausgabe der Real-Enzyklopädie gar nicht mehr.³³² Die Armen werden in der Öffentlichkeit als ein moralisch korrupter Teil der Gesellschaft wahrgenommen, der in besonderen Armenhäusern isoliert und diszipliniert werden sollte.³³³ Durch die wiederholte explizite Ablehnung im *Nachwort*, die Not als „der Armen eigne Schuld“ zu bezeichnen (AB, 514), gibt Bettine zu verstehen, dass sie zu der Minderheit in der Debatte gehört, die die Ursache der Massenverelendung nicht in den etwaigen moralischen Verfehlungen der armen Menschen sieht.

Während Bettina von Arnim am *Armenbuch*-Konvolut arbeitete, äußerte ihr Mitarbeiter Grunholzer die Ansicht, dass die Pauperismuskrisis nicht gelöst werden könne, solange die „alten Vorurtheile über verschuldete u. unverschuldete Armut“ gelten würden.³³⁴ Im *Nachwort* ist es Bettine ein Anliegen, diesen „Vorurtheil[en]“ (AB, 520) durch ihr Erzählen entgegenzuwirken, und zwar zum einen durch die Ansprache und Zurechtweisung derjenigen, die die Vorurteile haben, und zum anderen durch die Beschreibung der fundamentalen Rolle, die die Armenbevölkerung in der Existenz der Gesellschaft spielt.

³³¹ Die „unverschuldete Armut“ sei zu verstehen als „Unglücksfälle durch Feuer- und Wassersnoth, durch Betrug und Diebstahl, Gebrechlichkeit, Krankheiten, durch Krieg [...]“, während die „selbstverschuldete Armut“ zu definieren sei als „Hang zur Faulheit und Müßiggang und die daraus entstehende Neigung zur Unordnung, zu Spiel, zu Völlerei, Verschwendung, Wollust“. „Armenwesen“. In: Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 7. Aufl. Bd. 1. Brockhaus 1830, S. 428–430, 428 f.

³³² „Almosen [...] werden von Müßiggängern und Trunkenbolden in Besitz genommen, vermehren nur die Scharen dreister Bettler, die lieber vor den Thüren liegen als arbeiten [...]“. „Armenwesen“. In: Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 9. Originalaufl. Bd. 1. Brockhaus 1843, S. 505.

³³³ Statt wie anderthalb Jahrzehnte zuvor eine umfassende Definition des Phänomens Armut anzustreben, interessieren sich die Verfasser des Lexikons vor allem für Disziplinierungsmaßnahmen, um die Armenbevölkerung zu kontrollieren und zu sanktionieren: Statt „Armut“ gibt es nur den Eintrag „Almosenwesen“, das als eine „auf Besserung gerichtete Strafgewalt“ verstanden wird. „Armenwesen“. In: Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 9. Originalaufl. Bd. 1. Brockhaus 1843, S. 503.

³³⁴ Brief von Heinrich Grunholzer an Bettina von Arnim, 23.11.1843. Zitiert nach BvA 3, S. 1052.

In sämtlichen unterschiedlichen Fassungen des *Nachworts* fragt stets ein „Ihr“, ob das „Verhängniß“ des Mangels „nicht [...] des Armen eigne Schuld sei“ (AB, 514, 529, 534). Die Erzählerin Bettine weist es jedes Mal zurecht, da es den Kern der Sache missverstehen und die falsche Frage stellen würde: „wie Unnütz Ihr fragt“ (AB, 514, 529, 534). Mit dem „Ihr“ sind vor allem die höheren Schichten und die Entscheidungsträger im Land gemeint: „Ihr Autoritäten des Vaterlandes und Behörden gemeinnütziger Wissenschaften“ (AB, 534). In diesen Passagen hat der Text ein didaktisches Ziel: Durch einen belehrenden Sprachgestus strebt die Erzählerin die Korrektur des Vorurteils der selbstverschuldeten Armut an.

Ebenfalls zum Zweck der Korrektur des Vorurteils beschreibt Bettine den „Armen“ folgendermaßen:

Stürme Überschwemmung Dürre alles fällt auf des Armen Haupt [...] Giebts Pest und Hungersnoth, sie fällt auf den Armen, giebt's Krieg ist er der schützende Wall, er läßt sich berauben seiner Mühen seiner Fähigkeiten [...] er gehört seinem Vaterland [...]. (AB, 514)

Hier entwirft die Erzählerin ein Bild eines duldsamen und entsagungsvollen Armen, der sich für das Wohl des „Vaterland[es]“ opfere: Er nimmt die Folgen von Naturkatastrophen auf sich, verteidigt das Land im Krieg und überlässt seine Arbeitskraft für den gemeinschaftlichen Wohlstand. Diese Beschreibung hat in der Revision des negativen zeitgenössischen Bildes des Armen zwei Funktionen: Zum einen betont sie die tragende Rolle, die die armen Bevölkerungsschichten in der Gemeinschaft haben, da eben deren Angehörige maßgeblich zu nationaler Sicherheit und zum Wohlstand beitragen. Zum anderen soll diese Deskription dem gängigen Vorurteil über die Charaktermängel entgegenwirken: So sei der Arme nicht unsittlich, da er freiwillig für das „Vaterland“ einen „Dornenpfad wandel[n]“ (AB, 513) würde. Im drastischen Gegensatz zum Bild des selbstverschuldeten Armen entwirft Bettine das Bild eines Märtyrers für das Gemeinwohl.

Bettina von Arnim gestaltet das *Nachwort* des *Armenbuches* nicht so, dass es die zeitgenössischen Lesererwartungen an ein Nachwort erfüllt, etwa indem sie als Herausgeberin des Konvoluts seine Entstehung oder die einzelnen Texte erläutert. Stattdessen entwirft sie es als einen Text, in dem die Erzählerin Bettine ihre Position zu einer der zentralen Fragen in der Elendsdebatte kundtut, zu der „Schuld“ an der Armut. Die Intention, gegen das herrschende Vorurteil anzuschreiben, das die Armen über Faulheit, Sucht und Betrug definiert, führt zu einem

didaktischen Ton, d. h. zu der belehrenden Anrede der Obrigkeit. Dass die Erzählerin jedoch auf die Einsicht der Obrigkeit gehofft und auf eine Mehrheit in der Elendsdebatte vertraut hat, ist wenig wahrscheinlich, entfaltet doch der Großteil des *Nachworts* eine umfassende Obrigkeits- und Gesellschaftskritik, wie die Entlarvung der Preisfragestellung als Farce zeigt.

3.7. Vom Erzählen der „Wahrheit“ über das Elend

Wie zuvor erläutert, besteht das *Nachwort* zum großen Teil aus Passagen, in denen die Erzählerin Bettine zu aktuellen Themen der Zeit Stellung bezieht. Doch gibt es auch Abschnitte im Text, die der literarischen Erzählung nahe kommen. In einer dieser Passagen ruft die Erzählerin die Lesenden dazu auf, sich eine Szene vorzustellen, in der ein „Vorhang“ zwischen dem „Volk“ und dem König „herabgelassen“ wurde (AB, 527). Wenn der König fragen würde, wie die Lage der Armen sei (AB, 527), würden ihn die „Gelehrten Beamten und Politicker“ mit „gemalten Aussichten hinhalten“, sodass die „Wahrheit“ nicht „durch den [...] Vorhang dringen“ könne (AB, 533 f.). Die Erzählerin beschreibt die Einzelheiten dieses Vorgangs wie folgt: Die Berater des Königs würden

eine erfundene Fabel [...] an den Vorhang hinpinsel[n], mit etlichen starken Schraffierungen von plausiblen Beweisgründen [...] zum Beispiel: ‚Weil [...] sie im vorigen Jahr schon eben so arm waren, weil sie im vorvorigen noch ärmer; und haben ja immer sich durchgeschlagen.‘ (AB, 527)

Bettine entwirft die Figur des Königs als einen guten Landesvater, den Intrigen davon abhalten, die „Wahrheit“ über das neue Phänomen der Massenverelendung zu erfahren. Wäre die Kommunikation zwischen dem Herrscher und dem „Volk“ unmittelbar und hätte er Kenntnis vom Pauperismus, würde er schnellstmöglich handeln, um das Wohl seiner Untertanen zu gewährleisten – so jedenfalls laut dem Konzept des „Volkskönigs“, das Bettina von Arnim

erstmal in *Dies Buch gehört dem König* gestaltet und offensichtlich auch im *Nachwort* des *Armenbuches* beibehält.³³⁵

Doch geht es hier um mehr als um eine Szene mit recht eindimensionalen „guten“ und „bösen“ Figuren, um mehr als um eine Geschichte über einen gutväterlichen Herrscher und seine schurkenhaften Berater. Hinweise dafür liefern Worte wie „gemalte[] Aussichten“, „hinpinseln[n]“, „erfundne Fabel“ oder auch „Kunst“ (AB, 527) – die Berater, so Bettine, üben eine geradezu künstlerische Tätigkeit aus, d. h. sie malen ein Bild über das Elend, sie erfinden und erzählen eine Geschichte über die Armut. Sie, die keine Maler, Dichter oder Künstler sind, setzen das Erzählen nicht für künstlerische, sondern für machtpolitische Zwecke ein. Ihr Erzählen über die Armut rechtfertigt den Status quo, denn die Armen hätten „ja immer sich durchgeschlagen“ und würden es auch weiterhin tun. Die Szene mit dem „Vorhang“ handelt nicht nur von Hofintrigen, sie enthält vielmehr eine Diagnose der Entstehung des vorherrschenden öffentlichen Diskurses über die soziale Frage, der sich gar nicht an der Suche nach der „Wahrheit“ orientiert und laut dem es sich beim Pauperismusphänomen um dieselbe Armut handele wie „immer“. Die Schöpfer des Diskurses (die „Gelehrten Beamten und Politicker“) erzählen eine Geschichte („Fabel“) über die Armut und reproduzieren sie so häufig und so überzeugend („an den Vorhang hinpinseln[n], mit etlichen [...] plausiblen Beweisgründen“), bis sie erreichen, dass sie die öffentliche Wahrnehmung der Armut dominiert.

Im Einklang mit der Deutung der Passage als einer Analyse des Elendsdiskurses ist eine Textstelle aus Bettina von Arnims Korrespondenz: So richtete der preußische Justizminister Friedrich Carl von Savigny öffentlich einen Vorwurf an Heinrich Grunholzer, dass sein Anhang zu Bettina von Arnims *Königsbuch*, der Bericht über das Elend im Vogtland, völlig übertrieben sei. Über diesen Vorwurf bemerkte der Armutsforscher: „Es gibt keine höhere Politik, als sich selbst zu belügen.“³³⁶ In der zitierten Szene aus dem *Nachwort* praktizieren die „Gelehrten Beamten und Politicker“ (AB, 533 f.) eben diese „Politik“ der Selbstlüge: Es sei nicht so, dass sie öffentlich die „erfundne Fabel“ und unter sich die „Wahrheit“ über das Elend erzählten, vielmehr glauben sie selbst an ihre „Fabel“. Savignys Reaktion belegt einen Vorgang, den

³³⁵ Zu Bettina von Arnims Konzept des „Volkskönigs“ vgl. Becker-Cantarino, Barbara: Die Idee vom Volkskönig. Zu Bettina von Arnims Transformation romantischer Konzepte in *Dies Buch gehört dem König*. In: Einheit der Romantik? Zur Transformation frühromantischer Konzepte im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Bernd Auerochs. Paderborn: Schöningh 2009, S. 67–80.

³³⁶ Brief von Heinrich Grunholzer an Bettine von Arnim, 21.11.1843. Zitiert nach BvA 3, S. 1050 f.

Bettines Szene nahelegt: Die Schöpfer des Diskurses begegnen jeglichem Erzählen über das Elend, das vom Diskurs abweicht und die postulierte Wahrnehmung der „Wahrheit“ herausfordert, mit Ungläubigkeit oder Verdrängung.

Im diesem Zusammenhang sind die Begriffe der „Chimäre“ und des „Hirngespinnste[s]“ zu verstehen. Die Erzählerin Bettine fordert im *Nachwort* drei Mal, dass die „Chimäre“ des „Elends [...] zerteil[t]“ werde (AB, 513, 528, 534). Sie verurteilt, dass die Behörden im Rahmen der Preisfragestellung „die Noth [...] gleich Hirngespinnsten übergehen“ (AB, 513, 529). Das Bild der „Chimäre“, des Ungeheuers aus der griechischen Mythologie, erfasst die Ungläubigkeit, die Ablehnung und auch die Angst, mit denen die Schöpfer des Diskurses auf die Massenverelendung blicken. Die Bezeichnung „Hirngespinnst[]“, vermittelt, dass die Behörden ein Erzählen über die Armut, das vom dominanten Diskurs abweicht, als unwahr und wahnsinnig kategorisieren und somit aus der öffentlichen Meinungsbildung verbannen. In der herrschenden Diskurskonstellation, die sich eher der Aufrechterhaltung des Status quo als der Wahrheitsfindung verschreibt, ist es laut Bettine unmöglich, eine Lösung der sozialen Frage zu finden.

Die Vermittlung von „Wahrheit“ in der Literatur gehört zu den wichtigsten ästhetischen Prinzipien des Vormärz.³³⁷ Viele Autorinnen und Autoren des Vormärz, die Erzählliteratur über das Elend verfassten, setzen sich mit dem Thema der „Wahrheit“ auseinander, indem sie typenhafte Figuren entwarfen, etwa den verlogenen Fabrikbesitzer und den ehrlichen Arbeiter.³³⁸ Doch Bettina von Arnims Herangehensweise im *Nachwort* geht an die Wurzel der Frage, wie die „Wahrheit“ über das Elend im Rahmen des Diskurses der Zeit erzählt werden könne. Der Text bietet keine einfache Antwort, indem er die Gelehrten und Beamten des Landes als Bösewichte darstellt. Stattdessen vermittelt die „Vorhang“-Szene, dass sie Akteure in einem Diskurs sind, in dem gewisse soziale Mechanismen bestimmen, was erzählt werden kann und darf. Es geht nicht (nur) um ihre individuellen Absichten, sondern darum, dass sie innerhalb eines (Diskurs-) Systems agieren, das nach bestimmten Regeln funktioniert: Jegliches Erzählen über das Elend, das vom vorherrschenden Diskurs und Status quo abweicht, wird als unwahr („Chimäre“) oder schwachsinnig („Hirngespinnst[]“) kategorisiert und somit entfernt. Demnach deckt die

³³⁷ Hömberg, Walter: *Zeitgeist und Ideenschmuggel. Die Kommunikationsstrategie des Jungen Deutschland*. Stuttgart: Metzler 1975, S. 24 f.

³³⁸ Vgl. *Weisse Sklaven oder die Leiden des Volkes* (1845) von Ernst Willkomm, *Paul* von Alexander Sternberg, *Fürst und Proletarier* (1846) von Theodor Oelckers.

„Vorhang“-Allegorie im *Nachwort* die Funktionsweise des Diskurses über den Pauperismus auf und legt gleichzeitig die Aporien frei, die das Erzählen der „Wahrheit“ über die Armut unmöglich machen.

3.8. Die Lösung der Armutsfrage: Emanzipation als „Selbstthätigkeit“

Bis dato existieren in der Forschungsliteratur keine eingehenden Studien zu Bettina von Arnims Lösungsansatz bezüglich der Armutsfrage. Im *Nachwort* greift Bettine bestehende Vorschläge aus der Elendsdebatte auf und setzt eigene Schwerpunkte, um ein Modell für die persönliche und gesellschaftliche Befreiung von der Not zu entwickeln.

Die nachfolgende Beschreibung ist der Erzählerin so wichtig, dass sie sie in allen Fassungen des Textes beibehält und in der vierten Fassung sogar zweimal wiederholt:³³⁹

Die Sinnenbetäubte Armuth die Tag und Nacht den Dornenpfad wandelt der Erbitterung über ihr Elend und mit überreizter Spannkraft sich durchzureissen arbeitet, die kann nicht frei denken [...]. (AB, 513)

Hier werden die negativen psychischen Folgen der körperlich anstrengenden Arbeit und der materiellen Not beschrieben: Im Laufe der Zeit setze eine Betäubung der Sinne, d. h. eine Abstumpfung, ein Verlust der klaren Wahrnehmung und geistigen Wachheit, ein. Infolgedessen werden Umstände des Daseins ausgeblendet, wie etwa die Ursachen der Verelendung oder mögliche Auswege aus dem Elend. Zudem führe die körperliche und mentale Erschöpfung zur „Erbitterung“, d. h. zu einem Zustand der Resignation, in dem sich jegliche übrig bleibende Kräfte an sich selbst aufreiben würden. Armut bringe, so legt es der Text nahe, eine mentale Haltung hervor, in der „Kräfte“ blockiert und fehlgeleitet würden: „den Armen fesseln [...] die gebundenen Kräfte“ (AB, 514). Die Einschränkungen des Wahrnehmungs- und

³³⁹ AB 528, 534.

Urteilsvermögens sowie die affektiven Auswirkungen stellen laut Bettine fundamentale Aspekte des Lebens in Armut dar und machen eine Art „geistiger Gefangenschaft“ aus.

Mit ihrem Konzept der „geistigen Gefangenschaft“ nimmt Bettine in der Elendsdebatte eine Einzelposition ein. Zwar knüpft sie mit der Analyse des Innenlebens der Armen an eine der großen Fragen in der Diskussion an. Doch setzt sie ihren eigenen Schwerpunkt: Im herrschenden Diskurs wurde vor allem die *Sittlichkeit* der Armen unter die Lupe genommen, d. h. ihre Neigung zu Müßiggang, Betrug, Sucht u. Ä. Bettine jedoch interessiert sich vor allem für die Befindlichkeit des „Geistes“ der Armen (AB, 513). Als eines der Hauptprobleme am Pauperismus macht sie aus, dass der Arme „nicht frei denken“ könne. Auch geht sie so weit, zu behaupten, dass eine Verfassung „des freien Geistes [...] allein die Lösung“ bringen könne (AB, 513). In der Forschung wurden diese Stellungnahmen als realitätsfern und bedenklich eingestuft. Landfester stellt fest, dass die Forderung nach der freien geistigen Entwicklung wenig zu tun habe mit der damaligen Realität der Armen, die von Schwerstarbeit und dem Risiko des Hungertodes geprägt gewesen sei.³⁴⁰ Doch es ist die Funktion der Armenlisten im ersten Teil des *Armenbuches*, über diese Realität, die das körperliche Dasein der Armen betrifft (Hunger, Blöße, Obdachlosigkeit, Kälte), zu berichten. Das *Nachwort* hingegen setzt sich mit den nicht-materiellen Aspekten – „Geist“, Sinne, Affekte – auseinander, denn ohne sie, so legt der Text nahe, könne man der menschlichen Erfahrung des Pauperismus nicht vollständig gerecht werden und könne ihn demzufolge auch nicht erfolgreich bekämpfen. Aus diesem Grund verbindet Bettine im *Nachwort* durchgehend Körper und Geist, wenn sie über die „gebundenen Kräfte“ (AB 514) der Armen spricht: „geistige wie leibliche Kräfte“, „Anlagen, körperlicher und Geistiger“ Art (AB, 519) und „körperliche[] wie geistige[] Vermögen[]“ (AB, 521).

Es liegt in ihrer Ausblendung der „geistigen“ Dimensionen des Elends begründet, dass Bettine die populärste Maßnahme der Armutsbekämpfung ihrer Zeit, die Wohltätigkeit, ablehnt. Die „Wohlthaten“ würden für die Armen zwangsläufig zu einem „Leben“ in „Abhängigkeit“ führen (AB, 520). Bettine sieht über die punktuelle materielle Abhilfe hinaus, ihr Blick ist offen für den Verlust von Freiheit:

³⁴⁰ Landfester, Ulrike: „Arbeit-!“. Staatsökonomische Begriffs- als poetische Konzeptions-'Arbeit' in Bettine von Arnims politischem Werk. In: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, Nr. 22/23 (2010/2011), S. 129–143, 142.

Kann der Reiche des Armen [...] geistige wie leibliche Kräfte emanzipieren. Kann er ihn [...] tragen zu jener Freiheitshöhe wo er [...] selbstständig [...] keiner Hülfe mehr bedarf. so wird die Antwort dies mit Recht verneinen [...]. (AB, 519).

Der Ausweg aus dem Elend, so führt der Text vor, könne dem Armen nicht aufoktroziert werden, sondern müsse sich aus seiner eigenständigen Tätigkeit ergeben. Die *Emanzipation* des Armen – Bettines Ansatz für die Lösung der sozialen Frage – wird inszeniert als der freie und unbehinderte Einsatz von geistigen und körperlichen Vermögen mit dem Ziel der selbstständigen Lebensführung.

Die Postulate, die in der zitierten Textstelle angedeutet werden, illustriert und vertieft Bettine im Rahmen einer Erzählung im Anschluss. Die Ich-Erzählerin berichtet von einer Begegnung mit einem Leutnant („lezt sagt ein Leutnant von hohem Adel vor mir“, AB 520), im Zuge derer sie sich auf einen Disput mit ihm einlässt. Der Leutnant tadelte einen jungen Offizier, der eine Familie gründete, obwohl seine Kinder wegen ihrer Armut lediglich Berufe von niedrigerem Ansehen würden ergreifen können:

O Ihr Leutnante [...] habt ihr Vorurtheile gegen den [...] der sein ganzes Leben hin durch alle Kräfte [...] darauf hin verwendete um Selbstständig einen Heerd zu bauen aus eigener Kraft eine Familie zu gründen diese früh zur Selbstständigkeit zu gewöhnen [...]. (AB, 521)

Der Begriff des Vorurteils wird hier auf den Klassengegensatz bezogen und in seiner Funktion, soziale Ungleichheit zu legitimieren, entlarvt. Das Verhältnis, das zwischen den Figuren des Leutnants und des Offiziers besteht, ist nicht das von Mitgliedern der Gesellschaft mit denselben Rechten, sondern der Leutnant bekräftigt durch das Zurechtweisen des Offiziers seine höhere gesellschaftliche Stellung.

Der junge Offizier unternimmt einen Schritt raus aus dem „geistigen Gefängnis“ der Armut, indem er etwaige vorhandene „Erbitterung“, mentale und körperliche Erschöpfung überwindet. Er sieht über die ständischen Schranken hinaus eine Möglichkeit für den sozialen Aufstieg aus seiner gegenwärtigen Lage. Das Handeln des Protagonisten entspricht dem Vorgehen, das Bettine zuvor als „Kräfte emanzipieren“ angesprochen hat: Er setzt seine Fähigkeiten und Energie („Kräfte“, „Vermögen“) ein, um die „Selbstständigkeit“, d. h. eine unabhängige Lebensführung, zu verwirklichen. Der Umstand, dass er auch seine Familie „früh zur Selbstständigkeit [...] gewöhn[t]“, zeugt von dem Aspekt der Nachhaltigkeit, das dieses

Modell auszeichnet: Durch das „emanzipieren“ seiner wie der „Kräfte“ seiner Familie schafft es der Protagonist, aus dem Teufelskreis der Armut auszubrechen und dieses Lebensmodell an die nächste Generation weiterzugeben.

In der Erzählung ist Bettine erbost darüber, dass der Leutnant „den [...] Schwung freier Selbstthätigkeit“ des jungen Mannes „nieder[hält]“ (AB, 521). Der Begriff der „Selbstthätigkeit“ verdeutlicht, worauf es in ihrem Emanzipationsmodell vor allem ankommt: um Tätigkeit und Handeln, Bewegung und „Schwung“, d. h. um ein strebendes Tun für das Selbst. Die Erzählung über den tatkräftigen Offizier im *Nachwort* handelt von der Verhinderung der „Selbstthätigkeit“, ähnlich wie auch das Märchen *Heckebeutel*. Die beiden Figuren haben unterschiedliche Ziele, die Familiengründung und den Aufbau eines Erwerbszweigs, doch gemeinsam ist ihnen, dass sie danach streben, ihren „Thätigkeitskreis [zu] erweitern“ (AB, 519). Hier wird der Protagonist durch das Standesdenken des adligen Militärmannes behindert, dort die unternehmerische Heldin durch den hohen Preis des Gewerbescheins aufgehalten. Handelt es sich um ständische Vorurteile oder um Steuern, in beiden Fällen behindern gesellschaftliche Umstände die Befreiung aus einer finanziell prekären Situation und somit aus dem materiellen und sozialen Elend. In den Texten im *Armenbuch*, die aus ihrer Feder stammen, inszeniert Bettina von Arnim eine Verhinderung des strebenden Tuns ihrer Protagonisten, das eine kritische Aussagekraft hat. Ihr Erfolg ist gefährdet nicht aufgrund von mangelndem Fleiß oder Begabung, sondern weil sie in ihren Versuchen, sich durch tätiges Handeln zu „emanzipieren“, auf Hürden in Form von gesellschaftlichen Konventionen stoßen. Emanzipation und damit die Lösung der sozialen Frage, so führt Bettine vor, kann nicht gelingen, wenn die gesellschaftlichen Grundbedingungen für das Ausüben der „Selbstthätigkeit“ nicht gewährleistet wurden.

Bettine entfaltet ihr Emanzipationsmodell im *Nachwort* gleichsam ex negativo, als Kontrast zu den Erläuterungen über Wohltätigkeit und das Risiko der „geistigen Gefangenschaft“ durch Armut. Der Begriff der Emanzipation („emanzipieren“) fällt an nur einer Stelle im Text, und zwar in Abgrenzung von den Prinzipien der Mildtätigkeit, denen mehrere Absätze und Seiten gewidmet sind. Demzufolge setzt Bettine die Aspekte ihres Emanzipationskonzepts als bereits bekannt voraus, denn die Prinzipien der Freiheit und des freien Denkens, das Recht auf Selbstentfaltung und selbstbestimmte Lebensführung gehörten seit dem späten 18. Jahrhundert zu den kulturellen und gesellschaftspolitischen Leitsätzen der deutschen Länder. Bettine beschäftigt sich also im Text nicht mit einer ausführlichen

Beschreibung dieser Konzepte, sondern mit der Schilderung dessen, dass sie mit der gegenwärtigen Ordnung unvereinbar seien. Demzufolge geht es ihr im Text nicht so sehr um die Deskription („So ist es“), sondern um einen Appell („Seht ihr, so kann es nicht bleiben“).

Dass die Freiheit im materiellen Sinne – die Befreiung von Mangel – und die geistige Freiheit wesentliche Aspekte von Bettines Emanzipationsmodell darstellen, lässt sich nicht zuletzt mit dem romantischen Programm aus ihrem Frühwerk in Verbindung bringen.³⁴¹ Das Ziel der individuellen Autonomie, das die junge Bettine etwa im *Frühlingskranz* gegen die paternalistischen Erziehungsversuche des Bruders Clemens Brentano verteidigte,³⁴² hat also im Bereich der subjektiven Ästhetik genauso seine Gültigkeit wie in der gesellschaftspolitischen Sphäre. Aus dem romantischen Anspruch, das subjektive Ich im Reich des Geistes zu entwickeln, wird im Vormärz das Recht auf Selbstentfaltung für alle Mitglieder der Gemeinschaft. Im *Armenbuch* gehören Geistesfreiheit und sozioökonomische Unabhängigkeit zusammen, sodass der Kampf um individuelle Autonomie stets auch ein Modell politischer Emanzipation darstellt.³⁴³

Es ist ein wesentliches Merkmal sämtlicher Texte im Konvolut des *Armenbuches*, dass sie den Blick weg von den Armen und hin zu der Ordnung, der Gesellschaft und dem Diskurs wenden, die den Pauperismus kleinreden und ihre Mitverantwortung für seine Entstehung leugnen. Bettina von Arnim verfolgt durch Statistik, Abhandlungen, ein Märchen und das *Nachwort* das Ziel, das wahre Ausmaß des Elends in unbestreitbaren Zahlen vorzuführen, die Befangenheit und den Opportunismus der Schöpfer des Diskurses zu entblößen und die gesellschaftlichen Hindernisse für die selbstständige Befreiung der Elenden aus ihrer Armut aufzuzeigen. Das *Armenbuch* verschreibt sich dem Anspruch, die Wahrheit über die Massenarmut einzuklagen und die Leserschaft damit zu konfrontieren. Der Skandal des Pauperismus besteht darin, dass er ein kollektives Scheitern einer europäischen Gesellschaft vor Augen führte, die sich den Leitsatz des Fortschritts auf die Fahne geschrieben hat. Erst wenn die kollektiven sozialen und politischen Überzeugungen angesichts der Wahrheit über das Elend eine Erschütterung erfahren, so legt es das Konzept des *Armenbuches* nahe, kann man es angehen, die Versprechen des Fortschritts tatsächlich zu verwirklichen.

³⁴¹ Vgl. Bunzel: Dokumentaristin avant la lettre, S. 19.

³⁴² Arnim: Clemens Brentanos Frühlingskranz, S. 39 f.

³⁴³ Vgl. Bunzel: Dokumentaristin avant la lettre, S. 21.

Die sozialpolitische Brisanz des *Armenbuches* wurde von den Zeitgenossen offensichtlich wahrgenommen. Bettina von Arnims Vertrauter und eifriger Chronist des Zeitgeschehens, Karl August Varnhagen, beschrieb die persönlichen Angriffe auf sie: „Man unterläßt nicht, [...] von Aufrührern im politischen Sinn, von bösen oder wenigstens unbesonnenen Schriftstellern zu sprechen, man deutet auf Bettinen von Arnim [...]“.³⁴⁴ Der preußische Innenminister Adolf Heinrich von Arnim-Boitzenburg, ein entfernter Verwandter der Autorin, machte sogar sie und ihr Schreiben für den Weberaufstand verantwortlich: „Der Minister Graf von Arnim beschuldigt Bettinen von Arnim, sie sei die Ursache des Aufstandes, sie habe die Leute gehetzt, ihnen Hoffnungen erweckt [...]“.³⁴⁵ Das politische Aufführen, das Bettina von Arnim mit dem *Armenbuch* im Sinne hatte, bestand vor allem aus dem Aufzeigen des Widerspruchs zwischen den behaupteten und den tatsächlichen, nämlich kaum vorhandenen Rechten der Armenbevölkerung. Indem sie die Prinzipien des Fortschritts für alle Menschen einklagte, hat sie „Hoffnungen“ für ihre Verwirklichung und eine Lösung der Pauperismusfrage „erweckt“.

3.9. Literarisch-politischer Selbstentwurf: Das sozial engagierte Genie

In der Forschung wird Bettina von Arnims Engagement für die Armen und politisch Verfolgten in den 1840er-Jahren als eins gewürdigt, das seiner Zeit voraus war.³⁴⁶ Die Vorstellung von einem Zusammenhang zwischen literarischem Schreiben und sozialem Einsatz, die sie im *Armenbuch* präsentiert, wurden hingegen kaum oder gar nicht beachtet.

Ganz zum Schluss des *Nachworts*, in der *Variante zum Schluß der vierten Fassung*, überlässt sich die Ich-Erzählerin Bettine einem Strom von Assoziationen, der sie die Regeln von Interpunktion und Rechtschreibung missachten lässt:

³⁴⁴ Ense, Varnhagen von: Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Hrsg. von Ludmilla Assing, 14 Bde. Bd. 1–6: Leipzig 1861–62; Bd. 7/8: Zürich 1865; Bd. 9–14: Hamburg 1868–70. Bd. 2, S. 313.

³⁴⁵ Ebd., S. 314.

³⁴⁶ Vgl. auch Bäumer/Schultz: Arnim, S. 130 f.

[...] während die Verflachung es wagt mit platter Kritik die Thaten und Sitten des Genies zu verfolgen bilden diese die Höhen an denen spätere Jahrhunderte aus einer faulenden moderigen Welt eine grünende [...] bilden, Was der Begeisterte thut das erhöht und verklärt ihn sein Recht, über den Pfeg der Sitte hinauszuschreiten ein Höheres zu wählen [...] die edle lebens linie ist keine die man mit dem Lineal der Konvenienz berichtigen kann nein sie ist eine ewig Begeistrung aus sich selbst strömende und in sich verschlingende Wellenlinie. (AB, 535)

Dieser Abschnitt beschreibt Bettines Verständnis dessen, was ein „Genie“ ausmacht: Die Fronten sind klar markiert – Auf der einen Seite das engstirnige Umfeld mit seinen veralteten Normen, d.h. die „faulende[] moderige[] Welt“, die „Verflachung“ und die „Konvenienz“, und auf der anderen Seite das innovative und schöpferische Genie, das eine „grünende“ und vitale neue Welt erschaffen will, das inmitten der allgemeinen „Verflachung“ etwas „Höheres“ anstrebt, und dessen „lebens linie“ durch das „Lineal der Konvenienz“ nicht gerade gebogen werden kann. Die „Thaten“ dieses Genies verletzen die sozialen Normen der Gegenwart, sodass die bornierte Gesellschaft es verfolgt und bei jeder Gelegenheit angreift („es wagt [...] mit platter Kritik zu verfolgen“); doch tragen diese „Thaten“, so die Erzählerin, letztendlich zum allgemeinen Fortschritt bei, was erst in der Zukunft („spätere Jahrhunderte“) erkannt werden soll.

Der beschriebene Konflikt zwischen einem innovativen Individuum und der bornierten Umgebung stellt ein Topos aus der Geschichte des Geniebegriffes im 18. Jahrhundert dar.³⁴⁷ Damals wurde das Genie als eine außerordentliche Persönlichkeit definiert, die dank ihrer Begabung und Originalität die bestehenden Normen überwindet und ihre eigenen entwirft – und dies stimmt mit der Beschreibung der „Thaten und Sitten des Genies“ in der zitierten Passage überein. Des Weiteren wird die Wortverwandtschaft zwischen *genius* und „Geist“ aufgegriffen: Das Genie im *Armenbuch* ist ein „Begeisterte[r]“ oder mit „Begeistrung“ erfüllter, und wird vom „Geist [...] gelenkt“ (AB 535). Der Umstand, dass es sich vor allem an seinem eigenen „Gefühl“ (AB, 535) orientiert, verweist auf das geniale Dichterideal des Sturm und Drang: Das Genie, wie es in der Hymne *Prometheus* (1789) von Johann Wolfgang Goethe entworfen wurde, zeichnet sich durch die Betonung von Gefühlen und eine Rebellion gegen die Autorität der Götter aus. Auch der konfrontative Gestus ist den beiden Geniekonzepten gemeinsam: Wie in Goethes Hymne *Prometheus* die Götter herausfordert, so tut es im *Armenbuch* auch das „Genie“ mit den Vertretern der „moderigen Welt“. Demnach knüpft das Geniekonzept im *Nachwort* mit der

³⁴⁷ Zum Geniebegriff vgl. Schmidt, Jochen: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945. 3. Aufl. Heidelberg: Winter 2004.

Auflehnung gegen den Status quo und der Orientierung am eigenen „Gefühl“ offensichtlich an das Geniemodell des Sturm und Drang an.

Doch bei allen Gemeinsamkeiten mit dem überlieferten Geniebegriff gibt es einen entscheidenden Aspekt im Geniekonzept des *Armenbuches*, der es davon abgrenzt: Die Einbettung in einen primär *gesellschaftspolitischen* anstatt in einen primär *poetischen* Kontext. So ging es beim Geniebegriff des 18. Jahrhunderts vor allem um das Aufbegehren gegen poetische Regeln, und um einen Gegenentwurf zum Dichterideal des *poeta doctus*, der die Elemente des poetologischen Systems (Stilmittel, Gattungen u.Ä.) erlernt, perfekt beherrscht und exakt wiedergibt.³⁴⁸ Es sind vorrangig die Postulate der Regelpoetik, gegen deren Vorherrschaft der geniale Dichter im Sturm und Drang aufbekehrte, und die Figur des *Prometheus* war ein Sinnbild dafür. Im *Nachwort* jedoch ist eher von Regeln im Sinne von sozialen Konventionen die Rede – das „Genie“ erntet die Kritik nicht aus dem Grund, weil es poetische Regeln missachtet, sondern weil es sich für die gesellschaftlich Geächteten einsetzt: „Wer [...] Antheil nimmt am Schuldlosen der wird ein Opfer seiner Theilnahme [...]“ (AB, 536). Hier wird der Zusammenhang zwischen dem Geniekonzept und dem Thema Armut im *Armenbuch* ersichtlich: Das Genie setzt sich für die „Schuldlosen“ ein, und wie in den vorangegangenen Kapiteln erläutert wurde, sind mit den „Schuldlosen“ die Armen gemeint. Die Erzählerin betont die schützende Rolle des „Genies“ mehrmals: Es sei ein „Hüter [...] der Menschenrechte“, das „andre zu schützen hat [...] in der Zeit der Bedrängniß“ (AB, 535). Das bedeutet, dass im *Armenbuch* das Geniekonzept des 18. Jahrhunderts eine wesentlichen Modifizierung erfährt: Es wird nun als *ein sozial engagiertes Genie* entworfen, d.h. als eine außerordentliche Persönlichkeit, die die sozialen Regeln bricht, um die Armen in Schutz zu nehmen. Die bestehenden „Sitten“, das weiß es dank seinem „Gefühl“ (AB, 535), benachteiligen die Armen und lassen sie zu Unrecht leiden. Seine herausragende Schöpfungskraft kommt dadurch zur Geltung, dass es seine eigenen, neuen Regeln des Umgangs mit den Armen kreiert. Schließlich tragen seine „Thaten“ (AB, 535) der Anteilnahme zur Entstehung einer neuen „Welt“ (AB, 535) bei, in der die Misshandlung von Armen nicht mehr existieren wird.

In der anschließenden Passage wird diese Hilfeleistung näher erläutert – die Erzählerin verkündet: „Die reine Idee ist kalt“ (AB, 535) und postuliert damit, dass sich im Mittelpunkt

³⁴⁸ Zur Rolle der Regelpoetiken vgl. Alt, Peter- André: *Aufklärung*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler 2001, S. 69.

ihres Geniekonzepts nicht die „Idee“ befindet, sondern ein Mensch in Not. So sind nicht Ideologien oder vernunftgestützte Systeme, die „auf ewig“ (AB, 535) ausgerichtet sind, in diesem Modell der Maßstab; vielmehr lautet die Maxime: Wenn das Genie erkennt, dass der Arme ungerecht behandelt wird, setzt es sich im Hier und Jetzt für ihn ein. Der letzte Absatz im *Nachwort* beschreibt, wie dieser Einsatz aussehen kann:

Warum sollte der begeisterte Wille durch die höhrende richtende Menge hindurch nicht einen Glaubens und Überzeugungsgenossen finden einen Vertheidiger und Unterstützer und ich sehe ihn und ich wähle ihn mir [...]. (AB, 536)

Mit dem „begeisterte[n] Wille[n]“ ist offensichtlich das Genie gemeint, während die „höhrende richtende Menge“ eine weitere Beschreibung der bornierten und feindseligen Umgebung darstellt. Neu und bemerkenswert ist an dieser Stelle die erste Person Singular: Mit den Worten „ich sehe ihn und ich wähle ihn mir“ gibt die Erzählerin Bettine zu verstehen, dass es gerade sie sei, die sich nach Art des sozialen Genies für die Armen einsetzt. Also wird im *Nachwort* nicht nur das Geniemodell des Sturm und Drang zum Konzept des sozialen Genies umgewandelt, sondern es wird auch Bettina von Arnims literarische Erzählerfigur Bettine als ein eben solches ausgewiesen.

Doch die Verbindungslinie, die im Text vom sozialen Genie bis zur Bettine-Figur gezeichnet wird, endet nicht dort, sondern führt sogar noch weiter – bis zur Autorin selbst. Denn anschließend heißt es im *Nachwort*: „ich habe mich des Hofman [sic] von Fallersleben angenommen“ (AB, 536). Es wird hier auf ein realhistorisches Ereignis verwiesen: Als August Heinrich Hoffmann von Fallersleben seine Gedichtsammlung *Unpolitische Lieder* (1843) veröffentlichte, verlor er seine Professur für Deutsche Sprache und Literatur in Breslau. Es war Bettina von Arnim, die sich daraufhin für ihn einsetzte: Sie schickte einen Brief mit Bitte um Anstellung an den Herzog von Weimar und plante, als der Dichter in materielle Not geriet, ihm den Erlös vom Verkauf einer ihrer Schriften zu spenden.³⁴⁹

Mit den Rekurs auf den Fall des Hoffmann von Fallersleben steht nun fest: Das soziale Genie soll nicht nur die Ich-Erzählerin Bettine, sondern auch Bettina von Arnim als Autorin und realhistorische Person sein. Was somit im *Nachwort* stattfindet, ist eine Auflockerung der Grenzen zwischen Erzählung und Realität. Dieses Schreibverfahren kommt in Bettina von

³⁴⁹ BvA 3, S. 1146 f.

Arnims gesamtem Opus vor und resultierte in spezifischen Entwürfen im jeweiligen Werk. Das innovative Spiel mit den Grenzen zwischen Kunst und Leben in Form von poetisch-lebensgeschichtlichen Selbstentwürfen kommt nun auch im *Armenbuch* zum Tragen. Da der Konnex von Kunst und Leben durch poetisch-lebensgeschichtliche Selbstinszenierungen das Grundprinzip darstellt, das das Opus der Autorin strukturiert, ist das Konzept des sozial engagierten Genies demnach nicht nur in der Sphäre der Literatur oder nur des Sozialen anzusiedeln, sondern in beiden. Entsprechend ist der Genieentwurf zu verstehen: als eine poetisch-lebensgeschichtliche Selbst-Schöpfung, „ein poetischer Geburts- und Gründungsakt“³⁵⁰ als Antwort auf die Frage nach der Haltung in Zeiten der Unterdrückung und Verfolgung („in der Zeit der Bedrängniß“, AB 535). Das Geniekonzept, das im *Armenbuch* entwickelt wird, modifiziert nicht lediglich einen klassischen ästhetischen Topos, es modelliert maßgeblich das Selbstverständnis einer Schriftstellerin, die sowohl als Autorin Bettina von Arnim als auch als literarische Figur Bettine agiert.

Dass Bettina von Arnim sich sowohl in ihrer Literatur als auch in ihrem Leben für die gesellschaftlich marginalisierten engagiert hat, ist gut dokumentiert. Dieser Einsatz war einerseits praktisch-karitativer und andererseits literarisch-publizistischer Natur. Zum einen unterstützte Bettina von Arnim die Bevölkerung der Armenviertel in Berlin während der Choleraepidemie im Jahr 1831: Sie verteilte Hygieneartikel und Arzneimittel, sammelte Spenden für Kleidung, Unterkunft und Lebensmittel und kaufte Hilfsgüter wie Schuhe und Leinwand ein. Zudem deckte sie die Spekulation eines Stadtrats auf, der sich an den benötigten Woldecken zu bereichern suchte, und konfrontierte die Armenkommission aufgrund von Irregularitäten – beides Taten, die sie über die Stadtgrenzen hinaus berühmt machten.³⁵¹ Zum anderen gehörte sie zu denjenigen, die durch Briefe ihren Einfluss nutzten, um politisch Verfolgte wie die „Göttinger Sieben“ zu unterstützen und ihnen zu einer Anstellung zu verhelfen.³⁵² Als einer der prominenten Armutsforscher, Friedrich Wilhelm Schlöffel, verhaftet und in die Hausvogtei in Berlin eingesperrt wurde, erlebte Varnhagen mit, wie Arnim ihren Einsatz auf mehreren Gebieten plante: „wir erwogen die Mittel, in dieser Sache zweckmäßig einzuwirken, ob durch den König,

³⁵⁰ I. von der Lüche: Kind, Kobold und Rebell, S. 35.

³⁵¹ BvA 3, S. 751 f.

³⁵² Ebd., S. 764 ff.

den Prinzen von Preußen, die Öffentlichkeit? Sie will alle drei Wege einschlagen“.³⁵³ Ihr persönlicher Einsatz beim König war letztendlich erfolgreich und Schlössel wurde freigelassen.³⁵⁴ Demnach war sie sich durchaus bewusst, welche Kanäle des publizistischen Wirkens ihr zur Verfügung standen und wie sie sich ihrer zu wohltätigen Zwecken bedienen konnte. Das Schreiben stellte einen wesentlichen Aspekt ihrer philanthropischen Bemühungen dar, da sie sich häufig in Briefen an den König, den Adel und hohe Beamte für Verfolgte einsetzte. Angesichts dieses Zusammenhangs leuchtet es ein, dass im Arnim'schen Genieentwurf nicht zwischen praktischer Hilfe und ihrem Schreiben getrennt wird, sondern dass sie eine Einheit darstellen.

Das *Nachwort* enthält neben dem Rekurs auf den Fall des Dichters Hoffmann von Fallersleben auch noch weitere Textstellen, die dafür sprechen, dass es eine Verbindung zwischen dem Genieentwurf und Bettina von Arnims sozialem und publizistischem Engagement in den 1840er-Jahren gibt. So stilisiert sich Bettine, mit einer „höhnende[n] richtende[n] Menge“ (AB, 536) konfrontiert, zu einem „Martyrer“, dessen Bedeutung erst nach ihrem Tod erkannt werden wird: Sie vollbringe „Thaten die [...] über meinem Grab noch aufblühen werden“ (AB, 536). Auch spricht sie oft von „Courage“, als wolle sie sich selbst Mut zusprechen: „Vertheidigungsmuth“ (AB, 535), „Heldenthum“ (AB, 535), „Glaubensmuth ist entscheidend“ (AB, 535). In diesem Zusammenhang ist ein Blick auf die Reaktionen aus Bettina von Arnims Umfeld auf ihr literarisch-publizistisches Engagement aufschlussreich: Sowohl in ihrer eigenen Familie – bei den älteren Brüdern, dem Ehemann, den Kindern – als auch in der Öffentlichkeit ist es stets auf Irritation, Verhinderung und Sanktionen gestoßen. Maximiliane von Arnim machte ihrer Mutter Vorwürfe: „Es ist ein Jammer [...] Du machst all Deinen Kindern Kummer damit [...]“.³⁵⁵ Ihr Berliner Salon wurde von der Geheimpolizei überwacht.³⁵⁶ Im sogenannten „Magistratsprozeß“, in dem sie sich den preußischen Behörden widersetzte, wurde sie wegen

³⁵³ Ebd., S. 766.

³⁵⁴ BvA 3, S. 764 ff.

³⁵⁵ Brief von Maximiliane an Bettina von Arnim, 7.12.1851. In: Werner, Johannes (Hrsg.): Maxe von Arnim. Tochter Bettinas/Gräfin Oriola 1818–1894. Ein Lebens- und Zeitbild aus alten Quellen geschöpft von Johannes Werner. Leipzig: Koehler & Amelang 1937, S. 192 f. Zitiert nach BvA 3, S. 817. Die Irritation der Kinder und ihr Wunsch, die peinliche „politische“ Mutter vor der Nachwelt zu verbergen, hatte Folgen für die Sichtung und Veröffentlichung des Nachlasses. S. Bäumer/Schultz: Arnim, S. VII f.

³⁵⁶ Glossy, Karl: Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 1 (1912), S. 110.

Behördenbeleidigung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt.³⁵⁷ Als Anfang Juni 1844 der Weberaufstand ausbrach, wurde sie öffentlich vom Innenminister angegriffen und für den Aufstand verantwortlich gemacht. Die Selbstbeschreibung als Märtyrerin und der teilweise trotzig gestimmte *Nachwort* lassen sich mit dem Druck in Verbindung bringen, dem Bettina von Arnim insbesondere zur Zeit der Entstehung des *Armenbuches* ausgesetzt war. Kein Wunder also, dass sie die Gelegenheit ergriff, um im *Nachwort* dagegenzuhalten und sich selbst Mut zuzusprechen.

Während sich Bettine zu Beginn des *Nachworts* für die Armen einsetzt, wird gegen Ende des Textes am Einsatz für den politisch verfolgten Dichter Hoffmann von Fallersleben deutlich, dass sie alle gesellschaftlich diskriminierten Personen und Gruppen in ihr Engagement einschließt. Dieser Zugang stimmt mit demjenigen aus der berühmten und häufig zitierten Briefstelle überein, in der die Autorin ihre Unterstützung für alle Diskriminierten bekundet: Sie fühle die Pflicht,

aller Geschicke auf mich zu nehmen [...] 1stens der Grimm ihr Schicksal [...] – Dann 2tens die Juden, welchen ich ein für allemal ein romantisches Heldenfeuer gewidmet habe [...]. – 3tens das junge Deutschland, denn weil es von den Philistern angespauzt wird wie von einer Gesellschaft alter Kater.³⁵⁸

Dieselbe Formulierung– „auf sich nehmen“ –, mit der sich Bettina von Arnim im Brief selbst beschreibt, befindet sich auch im *Nachwort* an der Stelle, wo die Erzählerin die Haltung des Genies zum Elend erläutert: „das Elend auf sich nehmen, [...] das bekundet die reine Gewalt des Genie’s.“ (AB, 529). Demnach handelt es sich hierbei um einen weiteren Beleg für die Nähe zwischen Bettine, Bettina von Arnim und dem sozialen Genie.

Bettina von Arnim spielt in ihrem Genieentwurf nicht nur mit der Grenze zwischen Literatur und Leben, sondern auch mit ihrer Rezeption bei den Zeitgenossen, denn sie wurde von vielen als ein literarisches Genie bezeichnet. So war es durchaus gängig, dass sie in Zeitungsartikeln mit dem Titel des Genies umschrieben wurde: In der *Magdeburger Zeitung*

³⁵⁷ Ihr im Außenministerium tätiger Schwager Savigny konnte die Strafe im letzten Moment annullieren. BvA 3, S. 779.

³⁵⁸ Arnim, Bettina von: Die Andacht zum Menschenbild. Unbekannte Briefe von Bettine Brentano. Hrsg. von Wilhelm Schellberg u. Friedrich Fuchs. Jena: Diederichs 1942, S. 289 f.

bezeichnete man sie als die „geniale Frau Bettina v. Arnim“.³⁵⁹ Einer der Gründe dafür, dass viele Zeitgenossen auf die Beschreibung „Genie“ zurückgriffen, ist sicherlich in ihrem engen Verhältnis zum deutschen dichterischen Genie schlechthin, Johann Wolfgang von Goethe, begründet. In ihrem Erstlingswerk, *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* (1835), inszenierte sie sich als das Kind aus dem Titel, das dem alten Schriftsteller nicht nur als Muse dient, sondern auch umgekehrt sein Werk als Inspirationsquelle für das eigene Schaffen nutzt und sich schließlich als eine geniale Dichterin entwirft.³⁶⁰ Ein Jahrzehnt später, im *Armenbuch*, ist es für sie nicht länger nötig, durch die poetische Nähe zum Genie *par excellence* ebenfalls Genialität für sich in Anspruch zu nehmen – diesen „Umweg“ nimmt sie nicht mehr und entwirft sich im *Nachwort* kurzerhand als Genie eigener Art.

Ein Blick auf Arnim'schen Rezeption als Genie zeigt, dass die Autorin einige Aspekte davon im *Armenbuch* verarbeitet hat. In ihrem Artikel mit dem Titel *Genialität*,³⁶¹ beschreibt Louise Otto Arnims „Subjectivität“ als eine, die „sich selber Norm ist und keine andere Richtschnur anerkennt“.³⁶² Dieses Urteil befindet sich im Einklang mit dem Beginn des *Nachworts*, wo Bettine darüber aus ihrer Perspektive berichtet: Sie entwirft ihre eigenen Maßstäbe und verwirft die „Sitten“ der Umwelt, die sie als „faulend[]“ einstuft (AB, 535). Doch trennt Louise Otto zwischen Arnims schriftstellerischem Talent, das sie bewundert („ein solches begabtes Weib“), und Arnims Entfaltung eigener „Norm[en]“ in ihrer Lebensführung, die sie als eine Abwendung von der „Welt“ wahrnimmt und verurteilt. Im *Nachwort* hingegen findet diese strikte Trennung zwischen Literatur und Leben nicht statt, in beiden Sphären usurpiert das Genie die Normen und „Sitten“.

Etwas näher dran an Bettina von Arnims Vorstellung von der Verflechtung von Literatur und Leben ist Fanny Lewald in ihrem Aufsatz *Der Cultus des Genius. Brief an Bettina von Arnim von Fanny Lewald* (1849).³⁶³ In ihm beschreibt sie sie zum einen als Dichterin mit

³⁵⁹ Zitiert nach BvA 3, S. 1073.

³⁶⁰ Zu Arnims Schreibverfahren vgl. Wallenborn, Markus: *Frauen. Dichten. Goethe. Die produktive Goethe-Rezeption bei Charlotte von Stein, Marianne von Willemer und Bettina von Arnim*. Tübingen: Niemeyer 2006, S. 251–273.

³⁶¹ Otto, Louise: *Genialität*. Teil III. In: *Frauen-Zeitung*, Nr. 39, Jg. 3, 12.10.1851, S. 273.

³⁶² Otto, Louise: *Genialität*. Teil IV. In: *Frauen-Zeitung*, Nr. 40, Jg. 3, 19.10.1851, S. 282.

³⁶³ Lewald, Fanny: *Der Cultus des Genius. Brief an Bettina von Arnim von Fanny Lewald*. In: *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 171 (18.7.1849), S. 681 ff.; Nr. 172 (19.7.1849), S. 685 ff.; Nr. 173 (20.7.1849), S. 689 f.; Nr. 174 (21.7.1849), S. 693 f.

einzigartiger Begabung – „Sie, Bettina! sind solche fremde, schöne, seltene Wunderblume unter uns.“³⁶⁴ – und zum anderen als Verteidigerin der Armen, Verfolgten und Aufständischen – sie sei „[m]it Wort und That [...] der Anwalt der Proletarier, der Juden, der Polen, der Magyaren“³⁶⁵. Fanny Lewald sieht folglich keinen Widerspruch, sondern sogar eine Kontinuität zwischen der ästhetischen und der sozialen Dimension, die den „Genius“ Bettina von Arnims ausmachen.

Demnach gibt es vielfältige literarische, biografische und rezeptionsgeschichtliche Zusammenhänge, mit denen Bettina von Arnim ein schöpferisches Spiel betrieb, als sie im *Armenbuch* das soziale Genie erschuf. Bei diesem grenzüberschreitenden Entwurf handelt es sich – durchaus charakteristisch für Arnim – um kein geschlossenes Denksystem, sondern um Leitsätze für ein eingreifendes Handeln, die im Hier und Jetzt auf die Not des einzelnen Menschen antwortet. Der Einsatz für Arme, Juden, Opfer der Demagogenverfolgung, ungeachtet der damit verbundenen Risiken, gehört ebenso dazu wie eine feurige Rhetorik, die Courage für den Kampf mit der „höhnende[n] richtende[n] Menge“ (AB, 536) spendet.

³⁶⁴ Ebd., Nr. 171, S. 681.

³⁶⁵ Ebd., Nr. 174, S. 693.

4. Von der Marginalisierung zur Grenzverschiebung. Vormärz-Autorinnen erzählen über die soziale Frage

In den Weiblichkeitsbildern des 18. Jahrhunderts werde das „weibliche Geschlecht“, so Silvia Bovenschens Fazit, in der Regel abseits der Sphäre der „Gesellschaftlichkeit“, d.h. der sozialen, öffentlichen und politischen Angelegenheiten, verortet, und im Gegensatz dazu mit dem privaten, häuslichen und intimen Bereich, d.h. mit „den Obliegenheiten des Hauses“ sowie „der Liebe und des privaten Glücks“, verbunden.³⁶⁶ Wollten sich Frauen als Kunstschaffende „artikulieren“, wurden sie stets „auf einen vorgegebenen Bezugsrahmen verwiesen“,³⁶⁷ der in Form und Inhalt mit den genannten Zuständigkeiten korrelierte: beispielweise auf empfindsame Briefromane oder auf Protagonistinnen, die durch karitative Tätigkeiten ihre weiblichen Tugenden unter Beweis stellten.

In den 1840er-Jahren ändert sich die Situation in der Hinsicht, dass die Autorinnen zunehmend gesellschaftliche, politische und ökonomische Fragen aus der von heftigen Umbrüchen geprägten Gegenwart in ihre Werke aufnehmen – allen voran die soziale Frage, die aufgrund der extremen Not das öffentliche Leben dominiert – und dass sie literarische Formen – Gattungen, Bilder, Handlungsmuster u. Ä. – modifizieren oder neu entwerfen, um das neue Phänomen erzählerisch darzustellen. Ob durch die Verknüpfung des revolutionären Aufbegehrens einer Pfarrerstochter und der hungernden Fabrikarbeiter in einem Liebesroman (*Aus dem Leben einer Frau*), ob als das Durchspielen von Lösungsszenarien für die Not in einem Gesellschaftsroman (*Schloß und Fabrik*), oder als kritische Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen der Elendsdebatte in einer Gattungstriade von Zahlenlisten, philosophischen Denkschriften und Fiktion (*Armenbuch*) – die drei Erzähltexte führen vor Augen, worum es den Autorinnen geht: die Möglichkeiten ihrer Texte vollends auszuschöpfen und erzählerisch neue Wege zu begehen, um über den Pauperismus zu schreiben.

Die Autorinnen der Erzählliteratur über den Pauperismus schreiben in vielerlei Hinsicht nicht nur über ein zeitgeschichtliches Thema, sondern auch *gegen* zugewiesene Begrenzungen und Beschränkungen an. Sie sind ja einer zweifachen Marginalisierung ausgesetzt: Zum einen

³⁶⁶ Bovenschens: Imaginierte Weiblichkeit, S. 176.

³⁶⁷ Ebd., S. 260.

aufgrund ihres Geschlechts, und zum anderen aufgrund des Erzählgegenstandes. Was den ersten Aspekt angeht, ist immer noch der „vorgegebene[] Bezugsrahmen“ aus dem 18. Jahrhundert wirksam, der diktiert, über Gefühle, Liebesbeziehungen und das häusliche Familienleben zu schreiben. Zusammen mit einem wirtschaftlichen Faktor, der damaligen Ausbreitung des Buchmarktes und der zunehmenden Kommerzialisierung der Literaturproduktion, führt dies zur Festigung der Erwartung an die Schriftstellerinnen, vor allem sentimentale Unterhaltungsliteratur zu bieten. Auch die zweite Art der Marginalisierung hat eine ästhetische und eine realgeschichtliche Seite: Literarische Darstellungen der extremen industriellen Not werden nicht nur vonseiten ‚seriöser‘ Dichter abgelehnt, da es ihnen angeblich an ästhetischen Idealen mangle, sondern sie werden auch von den Behörden beschlagnahmt, zensiert und verboten. Sowohl den Werken von Frauen als auch der Pauperismusliteratur haftet der Verdacht der Minderwertigkeit an, und zwar aus demselben Grund: aus einer angeblich zu großen Nähe zum ‚Leben‘, sei es aufgrund von Geschlechterontologie oder aufgrund von allzu ‚ungefilterter‘ Darstellung der Wirklichkeit in der Kunst. Ein von einer Frau verfasstes Erzählwerk über den Pauperismus bricht also durch seine bloße Existenz gleich mehrere soziale und ästhetische Tabus und stellt einen Skandal dar. Die Publikationsgeschichte der analysierten Texte bestätigt dies: *Aus dem Leben einer Frau* erhielt durchgehend negative Rezensionen, weil es die Genrekonventionen des Liebesromans verletzte, *Schloß und Fabrik* wurde beschlagnahmt und gesellschaftskritische Kapitelauszüge wurden aus den Druckexemplaren herausgeschnitten, und das *Armenbuch* durfte gar nicht erst veröffentlicht werden, weil es eine Gefängnisstrafe für die Verfasserin mit sich bringen würde.

Die Autorinnen, die in den 1840er-Jahren über das Elend schreiben, setzen sich mit der Marginalisierung auseinander, indem sie von den Möglichkeiten der Literatur als einem produktiven Spielraum Gebrauch machen: Sie knüpfen an bestehende literarische Traditionen an – handele es sich um traditionell weibliche Genres wie Liebesromane oder Familiengeschichten, um den Typ der tugendhaften und wohltätigen Frauenfigur, u. Ä. – und wandeln sie auf jeweils eigene Art um, um über den Pauperismus zu erzählen – etwa indem sie die Erzählung mit faktualen Exkursen über die Not unterbrechen, indem sie wider Erwarten kein harmonisierendes Ende entwerfen, oder indem sie vorführen, dass die einzelnen karitativen Bemühungen der Protagonistinnen das Problem des Pauperismus aufgrund seines systemischen Charakters nicht lösen können. Die Werke sind gleichzeitig Teil der damaligen Literaturproduktion und gehen

auch über ihre Konventionen hinaus. Da die Vormärz-Autorinnen auf diese Weise literarische Elemente und Muster, die zum großen Teil mit dem Erwartungshorizont ihrer Umwelt verbunden sind, in ihren Texten sowohl aufgreifen als auch unterminieren oder überschreiten, entfaltet ihr Erzählen ein innovatives Potential. Die überlieferten Topoi – wie etwa das Bild der heilsamen Kraft der Wohltätigkeit oder das idyllische Bild vom bescheidenen Glück in den Hütten der Armen – werden häufig als realitätsferne Wunschbilder entlarvt. Gerade das prominente Einbringen des Prinzips ‚Leben‘ und das Abgleichen der Topoi mit der Realität der Gegenwart ermöglicht diese Dekonstruktion.

Die untersuchten Texte sind nicht nur innovativ, sie haben auch eine subversive Energie: Ihr Erzählen über das Problem der Armut hängt in der Regel mit einer Kritik der Ordnung zusammen, die diese Not produziert hat. Die Werke führen vor, dass die Thematisierung von Armut bedeutet, nicht nur über die materielle Not zu berichten, sondern auch auf grundlegende Weise die Gesellschaft des Vormärz, ihre verdrängten Ängste und ihr Selbstbild zu hinterfragen. Anstelle einer einseitigen ‚Überprüfung‘ des Armen hinsichtlich seiner Sittlichkeit und Leistungsfähigkeit, wie es in den publizistischen Beiträgen der Zeit üblich war, gerät mit den Armenfiguren als handelnden Personen in den literarischen Werken das System in den Blick, wie etwa die Mechanismen der Ausbeutung oder der blinde Fortschrittsoptimismus des Frühindustrialismus.

Die Literatur der Vormärz-Autorinnen, das ist das Ergebnis der Textanalysen, geht über die ihr zugeschriebenen Marginen hinaus: Statt Produkt einer Festschreibung zu sein, wie es der „Bezugsrahmen“ in der Literatur des 18. Jahrhunderts erforderte, wird sie zum Ausgangspunkt einer Dynamisierung der Diskussion über die soziale Frage und über das Verhältnis von Weiblichkeit und Kunst. An dieser Stelle ist es geboten, die untersuchten Texte in Hinsicht auf die Darstellung des Elendsthemas Revue passieren zu lassen. Auf diese Weise lässt sich ein Überblick über das Spektrum der literarischen Entfaltungen gewinnen, die die literarischen Subversions- und Reflexionsmöglichkeiten genutzt haben, um sich mit dem Mangel auseinanderzusetzen.

Mit der Thematisierung der Armut vollzieht sich in den 1840er-Jahren ein Paradigmenwechsel, bei dem die Abgrenzung zwischen Fiktion und faktuellem Text aufgebrochen wird. Sowohl *Aus dem Leben einer Frau* als auch *Schloß und Fabrik* enthalten nicht-fiktionale Exkurse, die die Handlung der Romane mit politischer und ökonomischer

Theorie verknüpfen. Im ersten Text wird über diesen Auszug die Lage der Figuren der hungernden Arbeiterinnen und Arbeiter im Kontext der europäischen Revolutionsbemühungen der 1830er- und 1840er-Jahre reflektiert, und damit auch politisch brisantes Ideengut an die vornehmlich weibliche Leserschaft von Liebesromanen gebracht; im zweiten Werk hat die Präsentation der Abschnitte aus kommunistischen und bürgerlich-liberalen Schriften der Gegenwart die Funktion, die Leserschaft zur eigenen intellektuellen Auseinandersetzung mit den Lösungsansätzen für die industrielle Not anzuregen. Die beiden Romane haben also das Anliegen, neben der Phantasie und den Emotionen auch das Reflexionsvermögen der Leserinnen und Leser anzusprechen. Doch ist kein anderes Werk in der Verknüpfung von Fiktion und Fakten so weit gegangen wie das *Armenbuch*: Bettina von Arnims Gattungstriade von Dokumentation, Denkschrift und Märchen stellt die Armut nicht nur in einen ökonomietheoretischen Kontext, sie führt auch ihre Größe und Beschaffenheit in Zahlen, Listen und Statistiken vor. Damit vollbringt sie ein radikales Gattungsexperiment, das über die üblichen Grenzen literarischer Prosa hinausgeht. Ihr *Armenbuch*-Konzept, wie auch die Konzepte der beiden Romane mit theoretischen Exkursen, stellen literarische Antworten auf das damalige Bedürfnis der Leserschaft dar, in Zeiten der Zensur, der Gerüchte und der Verleumdungen die ‚Wahrheit‘ über den Pauperismus zu erfahren.

Die ‚Wahrheit‘ über das Elend in ihren Werken zu erzählen war das Anliegen aller drei Autorinnen, wenngleich ihr Verständnis vom Weg dorthin jeweils unterschiedlich ausfiel. Louise Aston erläutert ihr Konzept der literarischen ‚Wahrheit‘ im Vorwort als explizite Abgrenzung zur idyllischen Literatur, und vollbringt im Romantext auch eine entsprechende Dekonstruktion des idyllischen Bildes eines ärmlichen Pfarrerheims. Louise Otto nimmt sich dieser Frage an, indem sie in *Schloß und Fabrik* einen Protagonisten entwirft, der selbst Literatur über den Pauperismus verfasst und der verkündet, durch Literatur „die Wahrheit schonend[] sagen“ (SF 1, 143) zu können. Bettina von Arnim wiederum unternimmt eine tiefgehende Analyse der Struktur des öffentlichen Diskurses über die soziale Frage, d.h. seiner sprachberechtigten und seiner ausgeschlossenen Teilnehmer, und führt vor, welche Mechanismen der Macht das Erzählen der ‚Wahrheit‘ über die materielle Misere verhindern.

Welche Bilder bei der Beschreibung der Figuren der Armen in den untersuchten Werken zum Einsatz kommen, hängt damit zusammen, auf welche literatur- oder ideengeschichtliche Traditionen jeweils zurückgegriffen wird. In *Aus dem Leben einer Frau* werden die elenden

Arbeiter als gespensterhafte Gestalten geschildert, d. h. es werden Metaphern der Gespensterliteratur in den Kontext der Elendsfrage versetzt. In *Schloß und Fabrik* dagegen handelt es sich um Metaphern des Tierhaften, die aus dem Bildungs- und Humanitätsdiskurs entnommen wurden. Im *Armenbuch* liefert die Theorie eines schwedischen Frühsozialisten die Anregung für eine Charakterisierung der Armen als Personen, deren Verhältnis zur Gesellschaft als Ganzem gestört wurde. Doch obwohl die drei untersuchten Erzähltexte auf sehr unterschiedliche Bilderrepertoires rekurren, haben alle Beschreibungen etwas Wichtiges gemeinsam: Sie sollen vermitteln, dass die Menschlichkeit der Figuren der Armen fragwürdig sei bzw. dass sie ihnen entwendet wurde. Beim Gespenst oder Tier liegt dies auf der Hand, doch trifft es auch auf das *Armenbuch* zu: Hier werden die Figuren der Armen gewaltsam daran gehindert, ihre Potentiale zu verwirklichen und zu ebenbürtigen Mitgliedern der menschlichen Gemeinschaft zu werden.

Wie in der Debatte über die soziale Frage kommen auch in der Pauperismusliteratur stets die Lösungsansätze für die massive Not zur Sprache. In *Aus dem Leben einer Frau* drohen die Fabrikangestellten mit einem Streik und die Protagonistin kommt zum Schluss, dass eine Revolution unausweichlich sei. In Louise Ottos Roman existiert eine Spaltung zwischen einerseits den Hauptfiguren und dem Erzähler, die Reformen in Fabrikorganisation, Schulwesen u. Ä. favorisieren, und andererseits den Figuren der armen Fabrikarbeiter, die von der Notwendigkeit des Aufstandes gegen ihren Fabrikherren und dem Umsturz der gegenwärtigen Ordnung überzeugt sind. Im *Armenbuch* wiederum ist von einer Revolution keine Rede, und es thematisieren sowohl das Märchen vom *Heckebeutel* als auch das *Nachwort* die sozialen und ökonomischen Hindernisse, die eine Existenz in Armut zu einem ausweglosen Teufelskreis machen.

Die unterschiedlichen Antworten auf die soziale Frage, die in den untersuchten Erzählwerken präsentiert werden, spiegeln die Debatten der Zeit wider. Doch gibt es einen Lösungsweg, der in den Erzählwerken der Autorinnen eine deutlich andersartige Behandlung erfährt als in der öffentlichen Diskussion: die Wohltätigkeit. Während sie in der damaligen Publizistik und den Schriften der Behörden als das beste Instrument zur Armutsbekämpfung hoch gehalten wurde, findet sich in allen drei Texten die gegenteilige Aussage. Auch in den sozialen Romanen der männlichen Autoren des Vormärz spielt die Wohltätigkeit eine bedeutende und wirksame Rolle in der Armutsbekämpfung, aber in den Erzählwerken der

Autorinnen (die sich auch alle drei zu Lebzeiten für Arme und Kranke engagiert haben), ist das nie der Fall. So lehnt im *Armenbuch* die Erzählerin Bettine das karitative Geben ab, weil es eine Erniedrigung für die Empfänger bedeute und ein Abhängigkeitsverhältnis erzeuge und festige. In allen analysierten Texten engagieren sich die Protagonistinnen für die Armen (Johanna und Pauline für die Fabrikarbeiter, Bettine für die „Steinalte“), und ihr anfänglicher Enthusiasmus schlägt bald in Desillusionierung über die sehr begrenzte Wirksamkeit ihrer Bemühungen um. Der philanthropische Einsatz wird in allen Werken als eine Tätigkeit inszeniert, die die Not zwar kurzweilig lindert, aber nicht aus der Welt schafft und aus dem Grund keine zufriedenstellende Lösung für die soziale Frage darstellt. Die Wohltätigkeit wird stets nur von den Frauenfiguren praktiziert und alle drei kommen zum selben Schluss, dass eine nachhaltige Lösung Änderungen in der gesamten sozioökonomischen Ordnung erfordert. So spielt die Philanthropie eine entscheidende Rolle in der Entwicklung der Protagonistinnen: Sie führt sie, sowohl auf der Handlungsebene als auch im übertragenen Sinne – aus der Sphäre des Häuslichen und Intimen heraus in den Bereich des Gemeinschaftlichen und Öffentlichen, da sie sie zur intensiven Beschäftigung mit sozialen und politischen Fragen herausfordert.

Wohltätigkeit ist der Bereich, in dem sich die Debatte über den Pauperismus und der Diskurs über Weiblichkeitsbilder überschneiden, galt sie denn als eine der Pflichtübungen des weiblichen Tugendbildes der Zeit. Die Erfüllung dieser Pflicht jedoch treibt die Protagonistinnen in den Texten der Vormärz-Autorinnen in die Resignation (Pauline in *Schloß und Fabrik*) oder in die Sehnsucht nach einer Revolution (Johanna in *Aus dem Leben einer Frau*), oder aber auch zur Erkenntnis der wesentlichen Parallelen zwischen der Lage der armen Arbeiterschaft und der Position der bürgerlichen Frauen in der Gesellschaft des Vormärz. Louise Ottos Roman führt vor, dass sowohl die Tochter des Fabrikbesitzers als auch seine Angestellten an den Schüssen des Militärs sterben, wenn sie die zugewiesenen Räume und Existenzbedingungen, d. h. Haus und Arbeitsplatz, verlassen. Louise Astons Roman präsentiert die Ausbeutung sowohl der Arbeits- und Lebenskraft der Arbeiterinnen und Arbeiter in einer Textilfabrik als auch der Tochter einer bildungsbürgerlichen Familie durch einen Pfarrer, einen Industriellen und einen Adligen. Bettina von Arnim geht in ihrem Opus noch weiter und weist auf strukturelle Ähnlichkeiten in der Diskriminierung sämtlicher gesellschaftlicher Gruppen – der Armen, der politisch Verfolgten, der Frauen und der Juden – hin. Im *Armenbuch* entwickelt sie eine

spezifische Interpretation dieser Marginalisierungsprozesse als einer Verhinderung der freien Selbstentfaltung und –verwirklichung (sog. „Selbstthätigkeit“, AB 521) des Individuums.

Statt für die Wohltätigkeit machen sich die drei Texte für ein anderes Konzept stark, in dem sie ein weit größeres Potential für die Bekämpfung des Elends sehen: die Emanzipation. So entwickelt sich Louise Astons Protagonistin Johanna vom resignierten Opfer eines Handels zwischen Vater und Ehemann zur unabhängigen Frau, die ihren Mann verlässt und in der Stadt ein unabhängiges Leben anfängt – ein radikaler Akt der weiblichen Emanzipation, der in der damaligen Literatur seinesgleichen kaum finden wird. Des Weiteren wird im theoretischen Exkurs vorausgesagt, dass die Armen durch eine Revolution die Freiheit erlangen werden. In *Schloß und Fabrik* sind die Emanzipationsbemühungen der Protagonistin und der Arbeiterschaft, d.h. ihre Versuche, die Entscheidungsmacht über das eigene Schicksal zu gewinnen, nicht erfolgreich, da sie in Gewalt und Tod enden. Es ist jedoch nicht so sehr das Anliegen dieses Romans, einen erfolgreichen Emanzipationsprozess der Figuren vorzuführen, sondern eher, die weibliche Leserschaft zur ihrer eigenen Emanzipation anzuregen, indem sie – durch den Text über den Stand der Not aufgeklärt und über die diversen ideologischen Positionen darüber informiert – damit aufhören, die öffentliche Sphäre zu meiden und damit anfangen, sich an tagespolitischen Geschehnissen zu beteiligen. Auch im *Armenbuch* wird die Notwendigkeit des Handelns im Rahmen des Emanzipationskonzepts betont: seine „Kräfte emanzipieren“ (AB, 519) könne und müsse der Arme aus seinem Selbst heraus, und zwar durch die „Selbstthätigkeit“, d. h. durch das tätige Streben, eine Existenz frei von materieller Not aufzubauen. Die Figur der „Steinalten“, die unermüdlich immer neue Arbeitszweige findet, um ihre Familie zu ernähren, stellt eine Verkörperung dieses Prinzips dar. Laut diesem Modell sind alle Mitglieder der Gemeinschaft zur „Selbstthätigkeit“ berufen, nicht nur die Armen oder Marginalisierten. Doch sind es vor allem die Armen, so Bettine, die durch Hindernisse – von den ständischen Vorurteilen bis hin zu den überteuerten Steuern – in ihrem tätigen Streben untergraben werden.

Die ausgewählten Texte der Autorinnen gewähren zwar den Armen als Protagonistinnen und Protagonisten großen Raum, doch berücksichtigen sie dabei stets auch ihr Verhältnis zum gesellschaftlichen Umfeld. Hier lässt sich ein wesentlicher Unterschied zur damaligen Debatte über den Pauperismus erkennen: Jene kreist um den Armen als das Objekt der Analyse und der Disziplinierung – der Charakter, der Körper und die Sitten des Armen werden mit einer Mischung von Voyeurismus, Angst und Ekel betrachtet. Eine selbstreflexive Denkrichtung war

in diesem Kontext kaum vorhanden, und es sind unter anderen auch die Erzähltexte der Vormärz-Autorinnen, die die Beschaffenheit einer Ordnung in den Blick rücken, die die Massenverelendung überhaupt erst hervorgebracht hat, und nun sowohl sanktioniert als auch aufrechterhält. So wird in *Aus dem Leben einer Frau* Schritt für Schritt ein System des Warenhandels geschildert, in dem die Kirche, das Großbürgertum und der Adel einen Handel mit Geld und Menschen, d. h. mit Frauen und Lohnarbeitern, betreiben. In *Schloß und Fabrik* wird beschrieben, wie sich elende Arbeiter mit einem Aufstand gegen die Ordnung auflehnen. Das Militär, die Polizei und die Gerichte stellt die Herrschaft dieser Ordnung wieder her, doch wird ihre Legitimität von den Armen nach wie vor nicht anerkannt: Sie verkünden, „der jetzige Zustand ist kein geordneter, er ist eine Unordnung“, da „Millionen hungern und mit der Armut kämpfen“.³⁶⁸ Dieser Abschnitt wurde von den Behörden als so gefährlich eingestuft, dass er zensiert und aus dem Roman entfernt wurde. Wenn Bettine im *Armenbuch* Ordnungskritik betreibt, bedient sie sich einer bildhaften Sprache, um der Zensur zu entgehen. So ist die Entlarvung des gesellschaftlichen Versprechens, dass Arbeit und Fleiß ein Leben in Würde ermöglichen, in dem Märchen über den magischen *Heckebeutel* verborgen. Zwar wird das Stellen der Preisfrage, in der sich die Behörden nach den Ursachen der Armut erkunden, explizit als Farce angegriffen, doch liefert Bettine ihre schärfste Ordnungskritik, wenn sie aufwendige und nuancierte Allegorien entwirft: So verweist ein Gleichnis über einen Vorhang zwischen dem Königshof und dem Rest des Landes auf die Funktionsweise des Diskurses über den Pauperismus, in dem seine Schöpfer an ihre selbsterfundenen Erzählungen glauben, und abweichende Narrative zum Wahnsinn erklären und aus der Debatte verbannen.

Alle drei Texte betreiben auf ihre Art eine Grenzverschiebung: Sie liefern nicht nur eine Diagnose der sozialen und ökonomischen Normen, die Armut (mit)verursachen; um dies zu vermitteln, wandeln sie auch auf jeweils individuelle Weise überlieferte literarische Bilder, Muster oder Konventionen um. So stellen die dargestellten Entwicklungswege der Protagonistinnen, bei denen der Kontakt mit den Elenden zu scharfsichtigen Erkenntnissen über die Mechanismen der Ausbeutung und zum Wunsch nach Emanzipation führen, eine deutliche Abweichung von den damals üblichen Romanen mit weiblichen Hauptfiguren dar. Der Großteil der Romane der 1840er-Jahre, die eine weibliche Hauptfigur haben, weisen Sujets vor, die aus Liebeserlebnissen, aus Bewährungssituationen, in den weibliche Tugenden erprobt werden, und

³⁶⁸ LSF 165 f.

aus der Kulmination in einer glücklichen Ehe bestehen. Die Darstellung von Protagonistinnen, die sich mit sozialpolitischen Fragen beschäftigen, stellt eine Verschiebung der Grenzen dar, die der Literatur von Autorinnen in den 1840er-Jahre auferlegt waren.

Die drei Autorinnen entwickeln drei Modelle der Erzählens über den Pauperismus, die die bestehenden Begrenzungen überschreiten: Für Louise Aston dient das Sujet der Liebesgeschichte in *Aus dem Leben einer Frau* als ein ‚Schafspelz‘, um brisante politische Theorien über den Pauperismus an die Leserinnen zu bringen. *Schloß und Fabrik* soll dem Lesepublikum, so Louise Otto, ermöglichen „spielend [zu] lernen“,³⁶⁹ d. h. in der Sphäre der Phantasie Wissen über die industrielle Not zu sammeln, Denkweisen zu erproben oder sich in ein Leben in Armut einzufühlen. Bettina von Arnims Modell im *Armenbuch*, das statistische Großprojekt und die Gattungstriade, geht von den untersuchten Werken in der ästhetischen Grenzüberschreitung am weitesten, und ist darin auch in der gesamten Literaturproduktion der Zeit einzigartig. Besonders innovativ ist der biografisch-poetische Selbstentwurf des sozial engagierten Genies, der die Grenzen zwischen Fakt und Fiktion, zwischen sozialen Engagement und politischem Handeln, zwischen Literatur und Leben durch einen kreativen Schöpfungsakt verschwinden lässt.

Der Blick auf die deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts gibt üblicherweise zwei Feststellungen her: Zum einen, dass das Soziale erst im Naturalismus zum ernst zu nehmenden Gegenstand der Literatur avancierte, und zum anderen, dass es vor allem im Drama beheimatet war.³⁷⁰ Doch ist in den 1840er-Jahren eine Reihe von erzählerischen Werken entstanden, die das damals neue Phänomen der Massenverelendung sowohl widerspiegeln als auch mitgestalteten. Auch meldete sich erstmals eine Generation von Autorinnen zu Wort, die politische und soziale Rechte für Frauen einforderte, handele es sich um bessere und längere Bildungswege, das Wahlrecht, den Schutz von Arbeiterinnen oder um Einrichtungen für Kinderbetreuung und Krankenpflege. Die Forderungen dieser „Vorbotinnen“³⁷¹ des Feminismus sollen erst gegen Ende des Jahrhunderts erstmals umgesetzt werden, doch zeugen sie im Vormärz von einem neuen Selbstbewusstsein. Das Bedürfnis danach, bei den Angelegenheiten

³⁶⁹ Otto, Louise: Über das erwachende Interesse der Frauen an der Politik. Sächsische Vaterlandsblätter, 4. Jg. Nr. 26 (15.02.1844), S. 103–104.

³⁷⁰ Elm, Theo: Das soziale Drama. Stuttgart: Reclam 2004, S. 18.

³⁷¹ Bock, Gisela: Vorboten und Frühfeminismus. In: Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Ders. München: Beck 2005, S. 152-163.

und Herausforderungen des öffentlichen und gemeinschaftlichen Lebens mitzureden, kam bei ihren Vorgängerinnen im 18. Jahrhundert in einer so expliziten Form noch nicht zur Sprache. Angesichts dieser Entwicklung war es demnach nicht verwunderlich, dass sich die Vormärz-Autorinnen in ihrem literarischen Schaffen auch der größten sozioökonomischen Herausforderung der Zeit, der sozialen Frage, annahmen. Ihre einzigartige Perspektive, die durch die doppelte Marginalisierung aufgrund von Geschlecht und Thema gekennzeichnet war, führte zur Leistung von innovativen und grenzüberschreitenden Beiträgen zur Kultur-, Imaginations- und Literaturgeschichte des Vormärz.

Dank

Die vorliegende Studie stellt eine leicht überarbeitete Fassung meiner im Jahr 2018 vom Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der Freien Universität Berlin angenommenen Dissertation dar. Ihre Entstehung wurde von einer Reihe von Personen und Institutionen unterstützt, denen ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen möchte.

Zuallererst richtet sich mein Dank an Prof. Dr. Irmela von der Lühe, die dem Vorhaben mit jeder Unterstützung und mit ungebrochenem Interesse zur Seite gestanden hat und die seine Fertigstellung maßgeblich vorangebracht hat. Den Gesprächen mit Prof. Dr. Sabine Schülting verdanke ich viele Anregungen, die Forschungsgegenstände von einer neuen Seite zu betrachten. Dr. Anita Runge danke ich für die zahlreichen klärenden und inspirierenden Beratungen. Prof. Dr. Hans Richard Brittnacher ist meinem Projekt mit großer Offenheit begegnet und hat mir wertvolle Hinweise gegeben. Sein Kolloquium war für mich ein Forum für spannende Debatten mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, dem ich mich sehr verbunden gefühlt habe.

Ein Wort des persönlichen Dankes richtet sich an Dr. Marie Kolckenbrock, die einzelne Kapitel der Dissertation gewinnbringend gelesen hat. Zum Abschluss der Arbeit haben Elena Lalić, Oksana Stoychuk und Dr. Andreas Gerlach erheblich beigetragen. Ich danke ihnen allen, vor allem für ihre Freundschaft und dafür, dass sie da waren in einer privat so schweren Zeit.

Meine Familie hat meine Studien mit großer Teilnahme begleitet. Mein Partner Dr. Zdenek Reif hat mich stets in meinem Vorhaben bestärkt. Mein Vater Vladeta Vuković hat moralische Unterstützung geboten. Mit besonderer Dankbarkeit denke ich an meine Großmutter Olga Ilić. Meiner Mutter Prof. Dr. Drenka Vuković ist dieses Projekt gewidmet, für mehr, als hier zu sagen ist.

Schließlich danke ich der Friedrich Schlegel Graduiertenschule für literaturwissenschaftliche Studien der Freien Universität Berlin, deren finanzielle und ideelle Förderung die Ausarbeitung dieser Studie ermöglicht hat.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Arnim, Bettina von: Armenbuch. In: Werke und Briefe in vier Bänden. 3. Bd.: Politische Schriften. Hrsg. von Wolfgang Bunzel, Ulrike Landfester, Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1995, S. 369–555.
- Clemens Brentanos Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Hrsg. von Hartwig Schultz. Frankfurt a. M.: Insel 1985.
 - Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. In: Werke und Briefe. Bd. 2. Hrsg. von Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1992.
 - Die Günderode. In: Werke und Briefe. Bd. 2. Hrsg. von Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1992.
 - Die Andacht zum Menschenbild. Unbekannte Briefe von Bettine Brentano. Hrsg. von Wilhelm Schellberg u. Friedrich Fuchs. Jena: Diederichs 1942.
 - Dies Buch gehört dem König. In: Werke und Briefe in vier Bänden. 3. Bd.: Politische Schriften. Hrsg. von Wolfgang Bunzel, Ulrike Landfester, Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1995.
- Aston, Louise: Aus dem Leben einer Frau. Hamburg: Hoffmann u. Campe 1847.
- Ein Lesebuch. Gedichte, Romane, Schriften in Auswahl, 1846-1849. Hrsg. von Karl-Heinz Fingerhut. Stuttgart: H.-D. Heinz, Akademischer Verlag 1983 (=Stuttgarter Nachdrucke zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts Bd. 14).
 - Freischärler-Reminiscenzen. Leipzig: Emil Ottocar Weller 1849.
 - Lydia. Magdeburg: Emil Baensch 1848.
 - Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung. Brüssel: Vogler 1846.
 - Revolution und Contrerevolution. Roman. Mannheim: J. P. Grohe 1849.
 - Wilde Rosen. Berlin: W. Moeser und Kühn 1846.
- Otto, Louise: Schloß und Fabrik. Leipzig: Wienbrack 1846.
- (hrsg.): Die Frauen-Zeitung. Ein Organ für die höheren weiblichen Interessen. Gera: Illgen 1849-1852.

- „Dem Reich der Freiheit werb’ ich Bürgerinnen“. Die Frauen-Zeitung von Louise Otto. Hrsg. von Ute Gerhard, Elisabeth Hannover-Drück u. Romina Schmitter. Frankfurt a. M.: Syndikat 1980.
- Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart. Hamburg: Hoffmann u. Campe 1866.
- Die Frauen. In: Sächsische Vaterlandsblätter, Bd. 3, 3. Jg. 1843.
- Die Freunde. 3 Bde. Leipzig: Wienbrack 1845.
- Ein Bauernsohn. Eine Erzählung für das Volk aus der neuesten Zeit. Leipzig: Wienbrack 1849.
- Erklärung und Geständnis. In: Der Wandelstern, Nr. 35, August 1845, S. 715 f.
- Frauen und Politik. In: Sächsische Vaterlandsblätter, Jg. 3, Nr. 188, 25.11.1843.
- Frauenfrage und Belletristik. Eine offene Antwort. In: Neue Bahnen, Jg. 24, Nr. 18 (1891), S. 137–139.
- Frauenleben im Deutschen Reich. Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Hinweis auf Gegenwart und Zukunft. Leipzig: Moritz Schäfer 1876.
- Genialität. Teil III. In: Frauen-Zeitung, Jg. 3, Nr. 39, 12.10.1851.
- Genialität. Teil IV. In: Frauen-Zeitung, Jg. 3, Nr. 40, 19.10.1851.
- Im Streben ‚nach Einfluß aufs Ganze‘. Louise Ottos Tagebücher aus den Jahren 1849-1857. Hrsg. von Irina Hundt. Beucha: Sax-Verl. 2009 (=Louise-Otto-Peters-Jahrbuch 2009.3).
- Kathinka. Ein Roman. 2 Bde. Leipzig: Wienbrack 1844.
- Ludwig der Kellner. 2 Bde. Leipzig: Wienbrack 1843.
- Mädchenunterricht in früherer Zeit (Selbsterlebtes). In: Neue Bahnen, Jg. 23, Nr. 19 (1888), S. 145–149.
- Programm. In: Frauenzeitung, Jg. 1, Nr. 1, 5.2.1851.
- Schloss und Fabrik. Erste vollständige Ausgabe des 1846 zensierten Romans. Hrsg. von Johanna Ludwig. Leipzig: LKG 1996 (=Louiseum 3).
- Über das erwachende Interesse der Frauen an der Politik. Sächsische Vaterlandsblätter, Jg. 4, Nr. 26 (15.2.1844), S. 103–104.
- Vor dreißig Jahren. Neue Bahnen. Bd. 13. Nr. 9. (1878), S. 65–68.

Weitere Primärliteratur

- Bräker, Ulrich: Lebensgeschichte und natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg.
Zürich: Füßli 1789.
- Dronke, Ernst: Aus dem Volk. Frankfurt a. M.: Rütten 1846.
- Lewald, Fanny: Auf rother Erde. Eine Novelle. Leipzig: J. J. Weber 1850.
- Der Cultus des Genius. Brief an Bettina von Arnim von Fanny Lewald. In: Blätter für
literarische Unterhaltung, Nr. 171 (18.7.1849), S. 681 ff.; Nr. 172 (19.7.1849), S. 685 ff.; Nr.
173 (20.7.1849), S. 689 f.; Nr. 174 (21.7.1849), S. 693 f.
- England und Schottland. Reisetagebuch. 2 Bde. Braunschweig: Vierweg 1852.
- Jenny. Leipzig Brockhaus 1843.
- Meine Lebensgeschichte. Berlin: Otto Janke 1861–1863.
- Meysenbug, Malwida: Memoiren einer Idealistin. Stuttgart: Aug. Berth. Auerbach 1876.
- Oelckers, Theodor: Fürst und Proletarier. Ein Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Leipzig: Otto
Klemm 1846.
- Prutz, Robert: Das Engelchen. 3 Bde. Leipzig: F. U. Brockhaus 1851.
- Salzmann, Christian Gotthilf: Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend. 6 Teile.
Leipzig 1783–1788.
- Sternberg, Alexander: Paul. Leipzig: Hahnsche Verlagsbuchhandlung 1845
- Willkomm, Ernst: Eisen, Gold und Geist. Leipzig: Kollmann 1843.
- Weisse Slaven oder die Leiden des Volkes. Leipzig: Kollmann 1845.

Quellen und zeitgenössische Rezensionen

- [Anonym:] Die Armuth und die Mittel ihr entgegen zu wirken von einem Manne aus dem Volke.
Leipzig: Wigand 1844.
- [Anonym:] Sendschreiben an den verehrlichen Handwerkerstand Deutschlands über den
Pauperismus. Mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Sachsen. Leipzig 1845.

- [Anonym]: Lydia. Eine Rezension in den „Blättern für literarische Unterhaltung“. In: Blätter für literarische Unterhaltung. Jg. 18. Nr. 304.
- [Art.] Armenwesen. In: Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 7. Aufl. Bd. 1. Brockhaus 1830, S. 428–430.
- [Art.] Armenwesen. In: Allgemeine deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 9. Originalaufl. Bd. 1. Brockhaus 1843, S. 505.
- Anneke, Franziska Mathilde: Das Weib im Conflict mit den socialen Verhältnissen. 1847. State Historical Society of Wisconsin (Madison, Wisconsin). Manuscripts, Anneke Papers, Box 7.
- Baur, Franz: Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit gegründet, welche Ursachen hat dies Übel, und welche Mittel zur Abhilfe bieten sich dar? Preisfrage der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt: gekrönte Preisschrift. Erfurt 1838.
- Dittmar, Louise: Frauen, fordert gleiche Berechtigung mit dem Mann. In: Das Wesen der Ehe. Nebst einigen Aufsätzen über die soziale Reform der Frauen. Hrsg. von dies. Leipzig: Otto Wigand 1849.
- Dronke, Ernst: Berlin. Frankfurt a. M.: Rüttel 1844.
- Gottschall, Rudolf von: Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 4. Aufl. Bd. 4. Breslau 1875.
- Heinzen, Karl: Mehr als zwanzig Bogen. Darmstadt: C. W. Leske 1845.
- Lindemann, Philipp: Die Eigentumslosen im Amte Eutin. Eutin: C. Jantke 1832.
- Porsch, Johann Karl: Der Arme im Wohlstand oder vorteilhafteste Armenhülfe auf dem Lande durch Armenbeschäftigung. Nürnberg: Riegel u. Wießner 1840.
- Püttmann, Hermann (Hrsg.): Rheinische Jahrbücher zur gesellschaftlichen Reform. 1. Bd., Darmstadt 1845; 2. Bd., Belle-Vue bei Constanz 1846. Nachdruck beider Bde: Glashütten/Taunus 1975.
- Schindel, Carl Wilhelm August Otto von: Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. 3 Bde. Leipzig: Brockhaus 1823–25.
- Schmidt, Julian: Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig: Herbig 1853.

- Schneer, Alexander: Über die Noth der Leinenarbeiter in Schlesien und die Mittel ihr abzuhelpfen. Bericht an das Comité des Vereins zur Abhilfe der Noth unter den Webern und Spinnern in Schlesien. Berlin: Veit u. Comp 1844.
- Svederus, Georg: Über Industrialismus und Armuth. Charlottenburg 1844.
- Tabellen und amtliche Nachrichten über den Preußischen Staat für das Jahr 1849. 4. Ausgabe. Berlin 1853.
- Weitling, Wilhelm: Das Evangelium eines armen Sünders. Bern: Jeuni 1845.
- Die Menschheit, wie sie ist und wie sie sein sollte. Bern: Jeuni 1845.
- Willkomm, Ernst: So lebt und stirbt der Arme. In: Rheinische Jahrbücher zur sozialen Reform. Bd. 1. 1845.
- Wollheim, Hermann: Versuch einer medizinischen Topographie und Statistik von Berlin. Berlin: Hirschwald 1844.

Forschungsliteratur

- Abel, Wilhelm: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1972.
- Adler, Hans (Hrsg.): Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990.
- Der soziale Roman. In: Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Hrsg. von Rolf Grimminger u. Gert Sautermeister. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 5), S. 195–209.
- Soziale Romane im Vormärz. Literaturesemiotische Studie. Zugl. Bochum Univ. Diss., 1978. München: Fink 1980.
- Alt, Peter-André: Aufklärung. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler 2001.
- Arnim, Bettina von: Briefe und Konzepte 1837 bis 1846. Hrsg. von Heinz Härtl. In: Sinn und Form 40, H. 4 (1988), S. 694–710.

- Arnold-de Simone, Silke: Geister und Dämonen. In: Phantastik. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hrsg. von Hans Richard Brittnacher. Stuttgart: Metzler 2012, S. 376–382.
- Assing, Ludmilla (Hrsg.): Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Tagebücher von K.A. Varnhagen von Ense. 14 Bde. Bd. 1–6: Leipzig 1861–62; Bd. 7/8: Zürich 1865; Bd. 9–14: Hamburg 1868–70.
- Bachleitner, Norbert (Hrsg.): Quellen zur Rezeption des englischen und französischen Romans in Deutschland und Österreich im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 1990.
- Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland. Amsterdam, Atlanta, GA: Rodopi 1993.
- Bäumer, Gertrud: Geschichte der Frauenbewegung. In: Handbuch der Frauenbewegung. Hrsg. von Helene Lange u. Gertrud Bäumer. Autorisierter, fotomechan. Nachdr. der Orig.-Ausg. 1901. Berlin: Moeser 1980.
- Becker-Cantarino, Barbara: Der lange Weg zur Mündigkeit. Frauen und Literatur (1500–1800). München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1989
- Die Idee vom Volkskönig. Zu Bettina von Arnims Transformation romantischer Konzepte in *Dies Buch gehört dem König*. In: Einheit der Romantik? Zur Transformation frühromantischer Konzepte im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Bernd Auerochs. Paderborn: Schöningh 2009, S. 67–80.
- Zur politischen Romantik. Bettina von Arnim, die „Frauenfrage“ und der Feminismus. In: „Die echte Politik muss Erfinderin sein.“ Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Bettina von Arnim. Hrsg. von Hartwig Schultz. Berlin: Saint Albin 1999, S. 217–248.
- Blos, Anna: Luise Aston. In: Frauen der deutschen Revolution 1848. Zehn Lebensbilder und ein Vorwort. Dresden: Kaden 1928, S. 25–31.
- Luise Aston. In: Frauen der deutschen Revolution 1848. Zehn Lebensbilder und ein Vorwort. Dresden: Kaden 1928, S. 25–31.
- Bock, Gisela: Begriffsgeschichten: "Frauenemanzipation" im Kontext der Emanzipationsbewegungen des 19. Jahrhunderts. In: Dies.: Geschlechtergeschichten der Neuzeit. Ideen, Politik, Praxis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014.
- Bock, Gisela: Vorboten und Frühfeminismus. In: Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. von Ders. München: Beck 2005, S. 152-163.

- Boetcher Joeres, Ruth-Ellen: 1848 from a Distance. German Women Writers on the Revolution. In: *Modern Language Notes*, H. 97 (1982), S. 590–614.
- Die Anfänge der deutschen Frauenbewegung. Louise Otto-Peters. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1983 (= Fischer-Taschenbücher 3729 : Die Frau in der Gesellschaft).
- Börne, Ludwig: Ankündigung der Wage. In: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Inge Rippmann u. Peter Rippmann. Düsseldorf: Metzler 1964, S. 667–684.
- Bovenschen, Silvia: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.
- Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): *Deutsche Literatur von Frauen*. München: Beck 1988.
- Brittnacher, Hans Richard: *Ästhetik des Horrors. Gespenster, Vampire, Monster, Teufel und künstliche Menschen in der phantastischen Literatur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994.
- Schiller als Erzähler und Romancier. Der *Geisterseher* und seine Fortsetzungen. In: Friedrich Schiller. *Die Realität des Idealisten*. Hrsg. von Hans Feger. Heidelberg: Winter 2006, S. 343–365.
- Brüns, Elke (Hrsg.): *Ökonomien der Armut. Soziale Verhältnisse in der Literatur*. München: Fink 2008.
- Büchner, Georg: Lenz. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 1. Hrsg. von Henri Poschmann. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1992.
- Bunzel, Wolfgang: Autorin ohne Werk, Publizistin undercover, Dokumentaristin avant la lettre. Zum 150. Todestag der Schriftstellerin Bettine von Arnim. In: *Forschung Frankfurt* 27, H. 3 (2009), S. 18–22.
- Bürger, Christa: *Leben Schreiben. Bettine von Arnim, Charlotte von Kalb, Sophie Mereau, Caroline Schlegel, Johanna Schopenhauer, Rahel Varnhagen*. Stuttgart: Metzler 1990.
- Carico, Marilyn E.: *The life and works of Louise Aston-Meier*. Nashville: Univ. of Tennessee 1977.
- Conze, Werner: Proletariat, Pöbel, Pauperismus. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck. 8 Bde, 1972–1997. Bd. 5: Pro-Soz. Stuttgart: Klett-Cotta, 1984, S. 27–68.

- Diethe, Carol: The life and work of Germany's founding feminist, Louise Otto-Peters, 1819–1895. Lewiston, N. Y: Edwin Mellen Press 2002.
- Edler, Erich: Die Anfänge des sozialen Romans und der sozialen Novelle in Deutschland. Frankfurt a. M.: Klostermann 1977.
- Elm, Theo: Das soziale Drama. Stuttgart: Reclam 2004.
- Engelsing, Rolf: Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft. Stuttgart: Metzler 1973.
- Eschmann, Christa: Der erste deutsche Schriftstellerinnen-Kongreß in Weimar 1846. Wirklichkeit und Fiktion. In: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, H. 15 (2003), S. 89–109.
- Fassbinder, Horant: Berliner Arbeiterviertel 1800–1918. Berlin: VSA 1975.
- Fischer, Tilman: Englische Gespenster. Zu den Armutsdarstellungen in deutschsprachigen Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts. In: Ökonomien der Armut. Soziale Verhältnisse in der Literatur. Hrsg. von Elke Brüns. München: Fink, 2008, S. 105-126.
- Fischer, Wolfram: Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der „Sozialen Frage“ in Europa seit dem Mittelalter. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1982.
- Fontane, Theodor: Gustav Freytag. Soll und Haben. In: Literarische Essays und Studien. 1. Teil. Hrsg. von Kurt Schreinert. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1963 (= Theodor Fontane. Sämtliche Werke XXI/1), S. 214–230.
- Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848. In: Literarische Essays und Studien. Erster Teil. Hrsg. von Kurt Schreinert. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1963, S. 7–33.
- Fränkel, Ludwig: Luise Aston. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Leipzig 1906 (= 52), S. 294–296.
- Freund, Marion: „Mag der Thron in Flammen glühn!“. Schriftstellerinnen und die Revolution von 1848/49. Königstein/Taunus: Helmer 2004.
- Frühwald, Wolfgang: Die Not der schlesischen Weber. Zu Bettine von Arnims Armenbuch 1844. In: Herzhaft in die Dornen der Zeit greifen... Bettine von Arnim 1785–1859. Hrsg. von Christoph Perels u. Konrad Feilchenfeldt. Freies Deutsches Hochstift. Frankfurt a. M. Ausstellung 1985, S. 269–280.
- Geist, Johann Friedrich / Kürvers, Klaus: Das Berliner Mietshaus 1740–1862. Eine dokumentarische Geschichte der „von Wülcknitzschen Familienhäuser“ vor dem Hamburger

- Tor, der Proletarisierung des Berliner Nordens und der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole. München: Prestel 1980.
- Geremek, Bronislaw: Geschichte der Armut. Elend und Barmherzigkeit in Europa. München: Artemis 1988.
- Gerhard, Ute: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1978.
- Glossy, Karl: Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 1 (1912).
- Gnüg, Hiltrud / Möhrmann, Renate (Hrsg.): Frauen, Literatur, Geschichte: Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart: Metzler 1985.
- Goethe, Johann Wolfgang: Dichtung und Wahrheit. In: Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche. Abt. 1, Bd. 14: Autobiographische Schriften. Hrsg. von Hendrik Birus, Dieter Borchmeyer, Martin Ehrenzeller u.a. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1986.
- Goetzinger, Germaine: Die Situation der Autorinnen und Autoren. In: Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Hrsg. von Rolf Grimminger u. Gert Sautermeister. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998, S. 38–59.
- Goetzinger, Germaine: Für die Selbstverwirklichung der Frau: Louise Aston. In Selbstzeugnissen und Dokumenten. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1983, S. 11.
- Goodman, Katherine: German women and autobiography in the nineteenth century. Louise Aston, Fanny Lewald, Malwida von Meysenbug and Marie von Ebner-Eschenbach. Ann Arbor, Michigan: Univ. Microfilms 1977.
- Greiffenhagen, Martin (Hrsg.): Das Evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. 2. Aufl. Stuttgart: Kreuz 1991.
- Grubitzsch, Helga / Cyrus, Hannelore / Haarbusch, Elke (Hrsg.): Grenzgängerinnen: Revolutionäre Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Weibliche Wirklichkeit und männliche Phantasien. Düsseldorf: Schwann 1985.
- Gutjahr, Ortrud: Anfänge und Entfaltung des weiblichen Bildungsromans. In: Einführung in den Bildungsroman. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 62–69.
- Hammerstein, Katharina von: Selbst – Geschichte(n) – Schreiben. Dokumente persönlicher Lebensführung und politischen Engagements einer Vormärzlerin. Louise Aston. In:

- Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte. Hrsg. von Magdalene Heuser. Tübingen 1996, S. 285–301,.
- Härtl, Heinz: Bettinas „Armenbuch“. Das überlieferte Material und seine Edition. In: Internationales Jahrbuch des Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 3 (1989), S. 127–136.
- Hauptmann, Gerhart: Die Weber. In: Sämtliche Werke. Bd. 1. Hrsg. von Hans-Egon Hass. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1966.
- Hegel, G. W. F.: Werke in zwanzig Bänden, Bd. 9. Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften II. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983.
- Herder, Johann Gottfried: Briefe zu Beförderung der Humanität. Werke in zehn Bänden. Bd. 7. Hrsg. von Hans Dietrich Irscher. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1991.
- Hömberg, Walter: Zeitgeist und Ideenschmuggel. Die Kommunikationsstrategie des Jungen Deutschland. Stuttgart: Metzler 1975.
- Jacobs, Jürgen / Krause, Markus: Der deutsche Bildungsroman. Gattungsgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. München: Beck 1989.
- Jantke, Carl / Hilger, Dietrich (Hrsg.): Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Literatur. Freiburg: Alber 1965.
- Koenig, Robert: Deutsche Literaturgeschichte. 20. Aufl. Leipzig 1889, S. 813.
- Kontje, Todd: Women, the Novel, and the German Nation 1771-1871. Domestic Fiction in the Fatherland: Cambridge University Press 2006.
- Koselleck, Reinhart: Preußen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848. 2. Stuttgart: Klett 1967.
- Staat und Gesellschaft in Preußen 1815–1848. In: Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz 1815–1848. Hrsg. von Werner Conze. Stuttgart 1962. S. 79–112.
- Kuczynski, Jürgen (Hrsg.): Bürgerliche und halbfeudale Literatur aus den Jahren 1840 bis 1847 zur Lage der Arbeiter. Berlin: Akademie 1960.
- Kuhlmann, Anne: Die Amazone im Salon. Frauenbilder und Revolutionsdarstellung bei Louise Aston. In: Literatur und Politik in der Heine-Zeit. Die 48er Revolution in Texten zwischen Vormärz und Nachmärz. Hrsg. von Hartmut Kircher u. Maria Kłańska. Köln: Böhlau 1998, S. 123–136.

- Landfester, Ulrike: „Arbeit-!“. Staatsökonomische Begriffs- als poetische Konzeptions-'Arbeit' in Bettine von Arnims politischem Werk. In: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, Nr. 22/23 (2010/2011), S. 129–143.
- Jenseits der Schicklichkeit. Bettine von Arnims Armenbuch-Projekt im zeitgenössischen Salongespräch. In: Salons der Romantik. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Theorie und Geschichte des Salons. Hrsg. von Hartwig Schultz. Berlin: de Gruyter 1997, S. 271–296.
- Selbstsorge als Staatskunst. Bettine von Arnims politisches Werk. Würzburg 2000.
- Liebchen, Günter: Zu den Lebensbedingungen der unteren Schichten im Berlin des Vormärz. In: Untersuchungen zur Geschichte der frühen Industrialisierung vornehmlich im Wirtschaftsraum Berlin/Brandenburg. Hrsg. von Otto Büsch. Berlin: Colloquium 1971.
- Liedtke, Christian (Hrsg.): Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz. Forum Vormärz Forschung, Jg. 16. Bielefeld: Aisthesis 2011.
- Linnhoff, Ursula: „Zur Freiheit, oh, zur einzig wahren“. Schreibende Frauen kämpfen um ihre Rechte. Luise Aston, Mathilde Franziska Anneke, George Sand, Bettina von Arnim, Luise Otto-Peters u. a. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1979.
- Loster-Schneider, Gudrun (Hrsg.): Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730–1900). Tübingen: Francke 2006.
- „Solange selbst im Sturm der Revolution so viele Rücksichten auf hergebrachte Vorurtheile genommen werden, wird das Joch der Tyrannei nicht gebrochen werden“. Zur Interdependenz von Gender und Genre bei Autorinnen der 48er Revolution. In: Revolution 1848/49. Ereignis, Rekonstruktion, Diskurs. Hrsg. von Gudrun Loster-Schneider. St. Ingbert: Röhrig 1999, S. 237–265.
- Flintenweiber mit Glorienschein? In: Legenden. Geschichte, Theorie, Pragmatik. Hrsg. von Hans-Peter Ecker. Passau: Rothe 2003, S. 141–162.
- Ludwig, Johanna (Hrsg.): Ausstellung Louise Otto-Peters. Ihr literarisches und publizistisches Werk. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 1995 (= Louiseum 2).
- Martin, Judith E.: The nineteenth-century German „Künstler(in)roman“. Transforming gender and genre. In: The poetics of the „Künstlerinroman“ and the aesthetics of the sublime. Hrsg. von Evy Varsamopoulou. Aldershot: Ashgate 2002, S. 61–71.

- Martini, Fritz: Pfarrer und Pfarrhaus. In: Das Evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Hrsg. von Martin Greiffenhagen. 2. Aufl. Stuttgart: Kreuz 1991. S. 127–148.
- Martino, Alberto: Restauration und Romankonsum. Die Blütezeit der Leihbibliothek (1815–1848). In: Ders.: Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756–1914). Wiesbaden: Harrassowitz 1990.
- Marx, Karl: Einleitung. Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. MEW 1.
- McNicholl, Rachel / Wilhelms, Kerstin: Liebe, Kunst und Politik. Zur 1848er Revolution in Texten deutscher Schriftstellerinnen im 19. Jahrhundert. In: Die Marseillaise der Weiber. Frauen, die Französische Revolution und ihre Rezeption. Hrsg. von Inge Stephan u. a. Hamburg: Argument 1989, S. 104–127.
- Meier, Albert: Kommentar zu „Der Heckebeutel“. In: Meistererzählungen der deutschen Romantik. Hrsg. von Albert Meier, Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1985, S. 443–448.
- Meyer-Hepner, Gertrud: Der Magistratsprozeß der Bettina von Arnim. Weimar: Arion 1960.
- Mikus, Birgit: The Political Woman in Print. German Women's Writing 1845–1919. Zugl.: Oxford, Univ., Diss., 2013. New York u. a: Peter Lang 2014 (=Women in German Literature 19), S. 29–60.
- Möhrmann, Renate (Hrsg.): Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente. Stuttgart: Reclam, 1978.
- Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger-Revolution. Stuttgart: Metzler 1977.
- Mönke, Wolfgang: Das literarische Echo in Deutschland auf Friedrich Engels' Werk „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“. Berlin: Akademie Verlag 1965.
- Morris-Keitel, Helen G.: Not „until Earth Is Paradise“. Louise Otto's Refracted Feminine Ideal. In: Women in German Yearbook, H. 12 (1996), S. 87–100.
- Neubauer-Petzold, Ruth: Desillusionierte Sehnsucht und soziale Utopie. Der Umgang mit Dämonen, Märchen und Mythen bei Heinrich Heine, Georg Büchner und Bettina von Arnim. In: Internationales Jahrbuch des Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, 19 (2007), S. 57–81.

- Nickel, Jutta: Geld und Ökonomie im Vormärz. Zur Transformation des Akkumulationsregimes zwischen Manufaktur und Fabrik. In: Geld und Ökonomie im Vormärz. Hrsg. von Jutta Nickel. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 11–35.
- Nieberle, Sigrid: Autorschaft und Geschlecht. In: Dies. (Hrsg.): Gender Studies und Literatur. Eine Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2013, S. 68–75.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat. 6. Aufl. München: Beck 1993.
- Otto, Christine: Variationen des „poetischen Tendenzromans“. Das Erzählwerk von Louise Otto-Peters. Zugl.: Düsseldorf, Univ., Diss., 1992. Pfaffenweiler: Centaurus 1995.
- Peter, Lothar: Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: Lexikon der soziologischen Werke. Hrsg. von Georg W. Oesterdiekhoff. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS 2014, S. 188–189.
- Rey, William H.: Der offene Schluß der Weber. Zur Aktualität Gerhart Hauptmanns in unserer Zeit. In: The German Quarterly 55.2 (1982), S. 141–163.
- Riedel, Tanja-Carina: Louise Otto-Peters (1819–1895). Mutter der deutschen Frauenbewegung. In: Gleiches Recht für Frau und Mann. Die bürgerliche Frauenbewegung und die Entstehung des BGB. Köln: Böhlau 2008. S. 8–15.
- Rutschky, Katharina: Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung. Frankfurt a.M.: Ullstein 1977.
- Sachße, Christoph / Tennstedt, Florian: Bettler, Gauner und Proleten. Armut und Armenfürsorge in der deutschen Geschichte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1983.
- Sachße, Christoph / Tennstedt, Florian: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg. Stuttgart : Kohlhammer 1980.
- Sammons, Jeffrey L.: The Bildungsroman for Nonspecialists. In: Reflection and action. Essays on the Bildungsroman. Hrsg. von James N. Hardin. Columbia, S.C: University of South Carolina Press 1991. S. 26–45.
- Schabert, Ina: Die Ideologie der Liebesgeschichte. In: Englische Literaturgeschichte. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung. Stuttgart: Kröner 1997 (= Kröners Taschenausgabe Bd. 387), S. 532–535.
- Schauerte, Heinrich: Die Fabrik im Roman des Vormärz. Köln: Pahl-Rugenstein 1983.

- Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschen. In: Schillers Werke. Bd. 26: Briefwechsel, Schillers Briefe 1.3.1790 - 17.5.1794 / begr. von Julius Petersen. Fortgef. von Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese. Hrsg. im Auftr. der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. I. A. des Goethe- und Schiller-Archivs, des Schiller-Nationalmuseums und der Dt. Akad. Hrsg. v. Julius Petersen, Gerhard Fricke, Edith Nahler u. Horst Nahler. Weimar: Böhlau 1992.
- Über naive und sentimentalische Dichtung. In: Schillers Werke, Bd. 20: Philosophische Schriften. Teil 1 / begr. von Julius Petersen. Fortgef. von Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese. Hrsg. im Auftr. der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers. I. A. des Goethe- und Schiller-Archivs, des Schiller-Nationalmuseums und der Dt. Akad. Hrsg. von Julius Petersen, Gerhard Fricke u. Benno von Wiese; unter Mitw. v. Helmut Koopmann. Weimar: Böhlau 1962.
- Schilling, Johannes/Zeller, Susanne: Soziale Arbeit. Geschichte, Theorie, Profession. 3. Aufl. München: Reinhardt 2007.
- Schmid, Pia: Bettine von Arnim und die Soziale Frage. In: Internationales Jahrbuch des Bettina-von-Arnim-Gesellschaft, 22/23 (2010/2011), S. 111–128.
- Schmid, Ulrich: Buchmarkt und Literaturvermittlung. In: Zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Hrsg. von Rolf Grimminger u. Gert Sautermeister. München: Deutscher TaschenbuchVerlag 1998, S. 60–93.
- Schmidt, Jochen: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945. 3. Aufl. Heidelberg: Winter 2004.
- Schmidt-Linsenhoff, Viktoria (Hrsg.): Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und neue Weiblichkeit 1760–1830. Katalog zu der gleichnamigen Ausstellung des Historischen Museums Frankfurt, 04.10.–04.12.1989. Marburg: Jonas 1989.
- Scholz, Otfried: Arbeiterselbstbild und Arbeiterfremdbild zur Zeit der industriellen Revolution. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Arbeiters in der deutschen Erzähl- und Memoirenliteratur um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Berlin: Colloquium-Verlag 1980.
- Schöne, Albrecht: Säkularisation als sprachbildende Kraft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1968.

- Schöblier, Franziska: Frühsozialistische Kapitalismuskritik und die (literarische) Ausbeutung von Weiblichkeit. Zu Ernst Willkomm und Louise Otto. In: Geld und Ökonomie im Vormärz. Hrsg. von Jutta Nickel. Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 57–75.
- Schraepler, Ernst: Handwerkerbünde und Arbeitervereine 1830–1853. Die politische Tätigkeit deutscher Sozialisten von Wilhelm Weitling bis Karl Marx. Berlin: de Gruyter 1972.
- Schultz, Hartwig: Bettine von Arnims *Armenbuch*. Probleme einer kritischen Edition. In: editio 1 (1987), S. 224–233.
- Sengle, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd. 2. Stuttgart: Metzler 1972.
- Sengle, Friedrich: Weltanschauungs- und Tendenzroman. In: Ders.: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution, 1815–1848. Bd. 2: Die Formenwelt. Stuttgart: Metzler 1972, S. 912–916.
- Steck, Wolfgang: Im Glashaus: Die Pfarrfamilie als Sinnbild christlichen und bürgerlichen Lebens. In: Das Evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Hrsg. von Martin Greiffenhagen. 2. Aufl. Stuttgart: Kreuz 1991, S. 109–125.
- Steinecke, Hartmut: „Blendlaterne des Ideenschmuggels“. Zum Gattungsverständnis des Jungen Deutschland. In: Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. München: Fink 1987, S. 101–115.
- Steinecke, Hartmut: „Moderne Mythen“ des Sozialen. Romane als „Barometer für den gesellschaftlichen Zustand“. In: Romanpoetik von Goethe bis Thomas Mann. München: Fink 1987, S. 130–146.
- Stephan, Inge / Weigel, Sigrid / Henry, Ruth (Hrsg.): Die Marseillaise der Weiber. Frauen, die Französische Revolution und ihre Rezeption. Hamburg: Argument 1989.
- Tebben, Karin (Hrsg.): Beruf – Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998.
- Veits-Falk, Sabine: Der Wandel des Begriffs Armut um 1800. In: Aktuelle Tendenzen der historischen Armutsforschung. Hrsg. von Christoph Kühberger u. Clemens Sedmak. Wien: Lit 2005, S. 15–44.
- Von der Lühe, Irmela: Kind, Kobold und Rebell. Biographisch-literarische Inszenierungen Bettina von Arnims. In: Der Deutschunterricht XIV (2012) H. 2. S. 28–36.

- Vordtriede, Werner: Bettina von Arnims Armenbuch. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1962), S. 379–518.
- Wallenborn, Markus: Frauen. Dichten. Goethe. Die produktive Goethe-Rezeption bei Charlotte von Stein, Marianne von Willemer und Bettina von Arnim. Tübingen: Niemeyer 2006.
- Warnecke, Jenny: Frauen im Strudel gewaltiger Thaten. Louise Astons „Revolution und Contrerevolution“ 1849. Zugl.: Freiburg (Breisgau), Univ., Diss. Sulzbach: Helmer 2011.
- Wehler, Hans-Ulrich: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“, 1815–1845/49. München: Beck 2008.
- Weigel, Sigrid: „... und führen jetzt die Feder statt der Nadel“. Vom Dreifachcharakter weiblicher Schreibebeit – Emanzipation, Erwerb und Kunstanspruch. In: „Wissen heisst leben ...“. Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Ilse Brehmer. Düsseldorf: Schwann 1983, S. 347–367.
- Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis. In: Die verborgene Frau. 6 Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft. Hrsg. von Inge Stephan u. Sigrid Weigel. Berlin: Argument-Verlag 1983, S. 83–137.
- Werner, Johannes (Hrsg.): Maxe von Arnim. Tochter Bettinas/Gräfin Oriola 1818–1894. Ein Lebens- und Zeitbild aus alten Quellen geschöpft von Johannes Werner. Leipzig: Koehler & Amelang 1937.
- Weyand, Björn: Gespenster und Intrigennetze. Alternative Geschichtsnarration, Zeitkonstruktion und revolutionärer Geister-Diskurs in Louise Astons Revolutionsroman *Revolution und Contrerevolution* (1849). In: Literatur im Umfeld der Frankfurter Paulskirche 1848/49. Hrsg. von Robert Seidel u. Bernd Zegowitz. Bielefeld: Aisthesis 2013, S. 191–210.
- Whittle, Ruth: Voices of rebellion. Political writing by Malwida von Meysenbug, Fanny Lewald, Johanna Kinkel and Louise Aston. Oxford/Berlin u. a.: Peter LandgVerlag 2005.
- Wiedemann, Kerstin: Gefangene von Eros und Macht. Sexualität und weibliche Identität in George Sands ‚Indiana‘ (1832) und Verarbeitungen bei Ida Hahn-Hahn und Louise Aston. In: „Emanzipation des Fleisches“. Erotik und Sexualität im Vormärz. Hrsg. von Gustav Frank / Detlev Kopp. Bielefeld: Aisthesis 1999 (= Jahrbuch Forum Vormärz Forschung), S. 127–140.
- Wilhelms, Kerstin: Literatur und Revolution. Schauplätze und Geschlechterdramaturgie in Romanen der 1848er Revolution. Köln u. a.: Böhlau 2000.

- Wimmer, Barbara: Die Vormärzschriftstellerin Louise Aston. Selbst- und Zeiterfahrung. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1993.
- Winko, Simone / Heydebrand, Renate: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur IASL, 19/2 (1994), S. 96–172.
- Woodford, Charlotte: Introduction. German Fiction and the Marketplace in the 19th century. In: The German Bestseller in the Late Nineteenth Century. Hrsg. von Charlotte Woodford u. Benedict Schofield. New York: Camden House 2012, S. 1–18.
- Wünsch, Marianne: Das Modell der „Wiedergeburt“ zu „neuem Leben“ in erzählender Literatur 1890-1930. In: Klassik und Moderne. Die Weimarer Klassik als historisches Ereignis und Herausforderung im kulturgeschichtlichen Prozeß. Hrsg. v. Karl Richter u. Jörg Schönert. Stuttgart: Metzler 1983, S. 379-408.